Kritik des Weltkrieges

Kritik des Weltkrieges

Kritik des Weltkrieges

Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege

Von

einem Generalstäbler

Zweite, durchgesehene Auflage

Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1921

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort zur ersten Auflage

Der Weltkrieg ist für Deutschland verloren. Schwer lastet der Druck des Siegers auf dem Nacken des unglücklichen Volkes. Nichts ist verständlicher aber auch zugleich müßiger als die Frage: „Warum ist es so gekommen?“ Diese Frage ist seit Hereinbrechen des Unglücks in allen Tonarten und von jedem nur denkbaren Standpunkt aus bereits bis zum Überdruß erörtert worden. Die berüchtigte „Schuldfrage“ soll also hier keinen Raum finden. Denn ein nüchternes Ergebnis kann in der heutigen, von leidenschaftlichen Gegensätzen durchzitterten Atmosphäre unmöglich entstehen. Dazu wird erst die abgeklärte sachliche Geschichtschreibung späterer Generationen berufen sein. Heute kann nur eines gesagt werden: Die Ursachen des unglücklichen Ausganges wurzeln in fast allen Gebieten des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens Deutschlands. Der Staatsmann als Leiter der Außen- und Innenpolitik, der Diplomat, der Parlamentarier, der Mann aus dem Volke und der aus den Kreisen der Besitzenden, und gewiß auch der Soldat, ein jeder schlage an seine Brust und bekenne: pater peccavi. Im Kriege und zuvor. Wohl selten hatte ein schlichtes Sprichwort des Volksmundes so tiefen Sinn wie heute das „Selbsterkenntnis ist der erste Weg zur Besserung.“

Diese Selbsterkenntnis aus der geistigen Oberschicht des Heeres heraus zu Wort zu bringen, nicht als billiges Besserwissen, nachdem das Unglück geschehen, sondern als eine Anregung, dankbar für jede Belehrung, das sei der erste Zweck der nachfolgenden Studie. Und schwerlich einer der vielen heute Angeschuldigten kann reineren Gewissens eine solche Selbsterkenntnis aussprechen als der deutsche Generalstab. Denn keinem der anderen hat fremde Wertschätzung so offen bezeugt, das Recht auf stolzes Bewußtsein eigenen Wertes zu haben, ohne den Vorwurf der Selbstüberschätzung auf sich nehmen zu müssen. Machte doch vor

ihm allein von allem, was deutsch war, selbst die sonst so übelwollende Kritik unserer späteren Gegner Halt. In berechtigter, stolzer Freude konnte Graf Schlieffen von seinem Schüler sagen: „Im Auslande wagt sich keiner an den Generalstab heran. Alle unsere Feinde sind überzeugt, daß der deutsche Generalstab das Vermächtnis des Mannes von Sedan geborgen hat und sich im Besitz des Geheimnisses des Sieges befindet.“ Dieses unfreiwillige Lob lag in der vorsichtigen Zurückhaltung der feindlichen Kritik. So braucht der deutsche Generalstab nicht zu befürchten, das freimütige Geständnis eigner Irrtümer könnte ihn als einen „Blender“ entlarven, der mehr geschienen hat als er gewesen.

Das zweite Ziel der Arbeit ist die Gerechtigkeit. Breite Kreise suchen heute in alter menschlicher Schwäche und Pharisäertum nach einem Prügelknaben. Und begreiflicherweise führt der Weg auf die, denen die äußerlich am meisten ins Auge springende Führerrolle im Völkerringen beschieden war: auf den Generalstab und seine geistigen Spitzen. Der deutsche Generalstab bestand aus Menschen, gewiß vielfach aus großen Menschen, aber auch sie teilten die Unvollkommenheit des Menschentums, auch sie mußten fehlen und irren. Allein das, was dem deutschen Generalstab von mancher Seite heute in eifriger Selbstentschuldung zur Last gelegt wird, übersteigt weit das Maß dessen, was billig ist. Schon an sich ist es ein erheblicher Denkfehler, Mißgriffe und Versagen einzelner der geistigen Gesamtheit ins Schuldbuch einzutragen. Noch widersinniger ist es, dem Geiste eines großen Toten Fehler aufzurechnen, die bei den menschlichen Schwächen seiner Nachfolger und Schüler zu suchen sind. Über das Genie des Generalfeldmarschalls Grafen von Schlieffen spricht vielfach unfachmännische Kritik das Urteil, er habe unausführbare Phantastereien dem deutschen Heere als Ziel gewiesen, habe so den Keim zum Unglück von 1914—1918 gelegt. Dem hoch über kleinem Dilettantismus erhabenen Geist des toten Feldmarschalls war es nicht beschieden, seinem Gedankenreichtum die Tat folgen zu lassen. Er hinterließ ihn als Erbe. Und als es galt, war der Testamentsvollstrecker keiner, der — nach den eignen Worten des Grafen — etwas von dem Salböl Samuels abbekommen hatte. Seine Fehler und Unterlassungen werfen keinen Schatten auf das vollendete gedankliche Meisterwerk des geistvollen Altmeisters. Seinem Andenken sei daher diese Arbeit gewidmet.

Schließlich verfolgt die Studie auch einen praktischen Zweck. Angesichts der heutigen militärischen Lage Deutschlands und des friedeverheißenden Völkerbundes mag es manchem ein müßiges Beginnen scheinen, die Augen von Deutschlands Jugend noch auf militärische Fragen zu lenken. Allein ob der Völkerbund tatsächlich den Weltfrieden für alle Zeiten sicherzustellen vermag, erscheint mindestens sehr problematisch. Ein Militärschriftsteller eines nicht am Kriege beteiligt gewesenen Staates, der dänische Kapitän Ortved, äußert sich in der Mil. Tidsskrift beispielsweise darüber recht skeptisch. Er will dem Völkerbund nur zubilligen, den Ausbruch großer Konflikte zwar einschränken, aber niemals ganz unterbinden zu können, solange Menschen eben Menschen sind. Die Möglichkeit künftiger Kriege wurzelt mehr in den wirtschaftlichen Interessen der Völker als in ihren Idealen. Die Weltgeschichte hat dafür ihre Beweise bereits geliefert. In ähnlicher Weise wie der Völkerbund war 1815 die „Heilige Allianz" entstanden. Sie wurde erzeugt in der gleichen Atmosphäre der Ermattung und Kriegsmüdigkeit. Und die inneren Triebkräfte waren verwandt denen, die 1919 den Völkerbund zu schaffen trieben: das Bedürfnis des Siegers, die nach schweren Opfern von Gut und Blut gewonnene Machtkonstellation durch Verträge zu verankern. Mag auch heute die Grundlage des Völkerbundes, die materielle Interessengemeinschaft des Angelsachsentums, eine bessere Gewähr für Bestand bieten, als es die utopistisch-religiöse Schwärmerei der Heiligen Allianz zu tun vermochte, trotzdem wird auch für den Völkerbund gelten, was Treitschke von der Heiligen Allianz sagt: „Es zeigte sich bald, daß die Selbständigkeit moderner Staaten eine so innige Gemeinschaft, wie sie die Heilige Allianz begründet hatte, auf die Dauer nicht ertragen konnte." Auch damals wurde von Englands Politik die allgemeine Abrüstung angestrebt. Das Traumbild ewigen Friedens sollte durch eine Art Weltverfassung gesichert werden. So wenig damals die Selbständigkeit der einzelnen Staaten diesen Zustand ertragen konnte, so frühzeitig damals Mißtrauen und heimlicher Eigennutz bei den Trägern der Heiligen Allianz ihr den Keim des Zerfalls als Taufgeschenk mitgaben, so sicher wird auch der Völkerbund von 1919 zerfallen, da die einzige Gewähr für sein Bestehen, eine von Schwächen und Fehlern freie Menschheit, für ihn so wenig gegeben ist, wie sie es für die ein Jahrhundert ältere Heilige

Allianz war. Deshalb wird es dem deutschen Volke nützlich sein, wenn es heute, da es gefesselt am Boden liegt, wenigstens versucht, sich das geistige Erbe seiner großen militärischen Vergangenheit zu wahren und fruchtbar zu machen. Vielleicht drückt ihm einst einer seiner bisherigen Feinde selbst hilfeheischend das Schwert wieder in die Hand, das es in unheilvoller Vertrauensseligkeit um fünf Minuten zu früh an die Wand gestellt hat. Und dann soll es wenigstens wissen, daß es noch das scharfe Fechterauge der Ahnen besitzt. Das Vermächtnis eines Clausewitz, Moltke, Schlieffen, dessen berufener Hüter, der Generalstab, durch die bangende Sorge der Feinde zum Abtreten gezwungen ist, geht an das deutsche Volk, vor allem an Deutschlands Jugend über. Ihr die Freude an solch köstlichem Gut zu wecken, das soll der praktische Zweck des Buches sein. Und Deutschlands kommende Generation wird dem Verfasser ein „oleum et operam perdidi" ersparen.

Vorwort zur zweiten Auflage

Die erste Auflage dieses Buches hatte das Glück, bei vielen unserer bekanntesten Heerführer und einstigen höheren Generalstabsoffiziere, sowie in der in- und ausländischen Fachpresse Anerkennung und Billigung zu finden. Was an dem Buche als Fehler bemängelt worden ist, sind in der Hauptsache zwei Punkte: einzelne sachliche Unstimmigkeiten und die Anonymität des Verfassers. Hierauf seien einige Worte der Erklärung gestattet.

Daß sachliche Irrtümer in der Darstellung der Kriegszusammenhänge, wie sie das bereits im Jahre 1919 entstandene Manuskript gab, enthalten sein mußten, darüber war sich der Verfasser nicht im Unklaren. Dieser Mangel mußte in Kauf genommen werden unter Berücksichtigung des Zwecks und damit der Entstehungsgeschichte des Buches. Den Anstoß zu der Arbeit gab — wie im Vorwort zur ersten Auflage ausgeführt — die vielfach ebenso gehässige wie verständnislose Hetze, die nach dem Zusammenbruch vom November 1918 gegen den deutschen

Generalstab einsetzte. Erwidert wurde zunächst wenig dagegen, wohl vielfach aus Mangel an Aktenmaterial, mit dem die Anfechtungen sachlich zu widerlegen waren. Nun stand dem Verfasser aus seinen mannigfaltigen Dienststellungen in der Front und im Generalstabe ein verhältnismäßig umfangreiches Material von Auszügen aus Operationsakten und anderen authentischen Quellen zur Verfügung, das, ursprünglich für private Studienzwecke gesammelt, nunmehr auf den Rat älterer Kameraden aus dem Generalstab zu einer baldigen Richtigstellung der gegen den deutschen Generalstab — und beklagenswerter Weise sogar gegen einen seiner großen Toten — erhobenen Beschuldigungen verwendet werden sollte. Die völlige Erschließung der Archive konnte nicht abgewartet werden, sollte das Buch zur rechten Zeit kommen. Infolgedessen mußte manche Ungeklärtheit zunächst übernommen werden unter der Voraussetzung späterer Berichtigung, wie sie die vorliegende Auflage enthält. Der Verfasser darf hier auf das Vorwort zur ersten Auflage zurückgreifen: „Kein billiges Besserwissen, sondern eine Anregung, dankbar für jede Belehrung" sollte das Buch dem Fachmann sein, dem Nichtfachmann eine objektive, umfassende Darstellung der Arbeitsleistung des deutschen Generalstabes in all ihrer Größe, aber auch in ihren wenigen menschlichen Schwächen, der deutschen Jugend ein Ansporn, den Ruhm der Väter nie zu vergessen. Mehr will das Buch auch heute nicht sein, erhebt keinen Anspruch darauf, ex cathedra sprechen zu können. Über operative und taktische Fragen kann man verschiedener Auffassung sein. Das System der „Patentlösung" war im deutschen Generalstab von je verpönt.

Nun zur Frage der Anonymität. Sie ist getadelt worden; viele unserer höchsten Führer fanden sie für richtig. Die Beweggründe des Verfassers gab treffend eine Besprechung wieder, die in „Wissen und Wehr" (Jahrgang 1920, 6. Heft) über diesen Punkt sich äußerte: „Es fragt sich, ob nicht eine Kritik, so wie sie hier gegeben ist, besser ohne Namen erscheint. Wer sich mit den Dingen selbst beschäftigen will, hat so nicht nötig, die nach unseren Gewohnheiten sonst leider unvermeidliche Frage aufzuwerfen, ob der Verfasser seiner Dienststellung und Vorbildung, seinem Charakter und Alter nach zu einem Urteil befähigt und geeignet ist. Befähigung und Eignung ergeben sich aus der Sache.

Die müßige Debatte über die Person wird gespart. Und das hat auch sein Gutes." Diese Auffassung hatte für die erste, unbefangene Aufnahme des Buches doch wohl vieles für sich. Heute, da das Urteil über das Buch im wesentlichen abgeschlossen ist, kommen diese Gründe in Wegfall.

Berlin-Wilmersdorf, im Mai 1921.

H. Ritter,
Hauptmann a. D., zuletzt im Generalstabe des A.O.K. 7.

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Die Aufgaben des Generalstabes in Frieden und Krieg

1. Kapitel

Die Friedensarbeit des Generalstabes

Die Friedensarbeit des Generalstabes ist die Vorbereitung auf den Krieg. Als solche hat sie zwei Hauptaufgaben zu erfüllen: erstens den zweckmäßigen Ausbau des Kriegsinstruments, also die Schaffung und dauernde Förderung der Kampfkraft des Heeres, sodann die Vorbereitung des Kriegsfalls selbst durch Aufstellung der Mobilmachungspläne und der Operationsentwürfe. Der Zweck des Krieges ist der Sieg. Am sichersten und schnellsten wird er erreicht durch die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Streben nun die letztgenannten Vorarbeiten die möglichst günstige Einleitung der strategischen Grundlagen für diese Vernichtung an, so hat die erstere Vorarbeit den Endzweck, die in der Weiterführung und Vollendung dieser strategischen Grundlagen, d. h. in den Operationen, sich ergebenden taktischen Aufgaben möglichst vorteilhaft lösen zu können.

Um damit zu beginnen. Der taktische Erfolg wird neben einer Reihe mitwirkender Einflüsse zweiter Ordnung, wie Witterung, Jahreszeit, geographische Verhältnisse usw., wobei der Zufall nicht zu vergessen ist, in der Hauptsache bestimmt durch vier Faktoren: die Führung, die Waffenwirkung, den moralischen Wert und die Zweckmäßigkeit der Heereseinrichtungen der beiden Gegner. Mit diesen vier Punkten sind die Richtlinien gegeben, nach denen die Lösung der obengenannten ersten Hälfte der Friedensarbeit des Generalstabes zu erfolgen hat.

Die Güte der Führung ist abhängig von den persönlichen Eigenschaften und von der fachmännischen Ausbildung des Führers. Das Auftreten militärischer Genies ist ein unberechenbarer Glücksfall. Der Einfluß solcher Persönlichkeiten soll hier daher nicht weiter besprochen werden, obwohl er von ausschlaggebender Bedeutung ist. Nicht zuletzt Deutschland hat in den ersten Stadien des Weltkrieges das Gewicht dieser

Frage empfunden. Allein auch abgesehen von den hoch den Durchschnitt überragenden Feldherrngrößen kann die Mitwirkung der persönlichen Führereigenschaften überhaupt hier unbesprochen bleiben, da der Generalstab selbst nicht das entscheidende Wort bei der vorwiegend vom Militärkabinett geregelten Besetzung der Führerstellen zu sprechen hatte. Hauptsächlich in der Auswahl der diesen Führern zur Seite stehenden Berater (Chef des Generalstabes usw.) hat er an seiner Stelle auf die Güte der Führung hebend einzuwirken vermocht. Indessen soll sich diese Studie mit Leistungen der Einzelpersonen nur insoweit befassen, als dies zur Klarstellung entscheidender Fragen unbedingt erforderlich ist. Vor allem gilt dies für die Betrachtung der vor dem Kriege geleisteten Arbeit des Generalstabes. Die Betrachtung hat sich hierbei lediglich auf die Frage zu beschränken, welcher Erfolg der Friedensarbeit des Generalstabes an der Sicherstellung guter Führung durch zweckmäßige fachmännische Ausbildung beschieden war. Damit befinden wir uns auf dem eigensten Gebiet des Generalstabes. Denn diese Ausbildung hatte für die theoretische Seite die Kriegsakademie und die Zugehörigkeit zum Generalstab selbst, für die praktische die größeren Truppenübungen als Unterrichtsmittel. Waren erstere dem Chef des Generalstabes selbst unmittelbar unterstellt, so übte er bei den letzteren durch die Persönlichkeiten des Truppengeneralstabes (Generalstabsoffiziere bei Divisionen und Generalkommandos) auf Anlage und belehrende Verwertung einen bestimmenden Einfluß aus.

In der Aufgabe, die Kampfkraft des Heeres sicherzustellen, hatte der Generalstab neben der Ausbildung der zu Führern berufenen Offiziere weiterhin an der Ausbildung, Bewaffnung und Organisation der Truppe mitzuarbeiten. Wenn auch auf diesem Gebiete der Form nach das Kriegsministerium, unterstützt durch Sonderbehörden, die erforderlichen Vorschriften erließ, so sicherte doch ein ungeschriebenes Gesetz dem Generalstab gewichtigen Einfluß zu. Ja, man kann beinahe sagen: in den grundlegenden Fragen der Truppenverwendung und damit der Truppenausbildung, -gliederung und -ausrüstung stand beim Generalstab letzten Endes die Entscheidung. Als Beispiel sei nur die tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen dem damaligen Chef des Generalstabes, dem Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, und dem Kriegsministerium mit seinen Fachbehörden erwähnt, als der erstere die Schaffung einer schweren Artillerie des Feldheeres beantragte und durchsetzte. Für die

Ausbildung der Truppe sind nun folgende zwei der obenerwähnten vier Faktoren in erster Linie maßgebend: die Waffenwirkung und der moralische Gehalt der Truppe. Den Wert der Waffenwirkung beim Gegner und bei der eigenen Truppe, und bei dieser noch den moralischen Gehalt zutreffend einzuschätzen, darin besteht das Geheimnis, die richtigen Wege für die taktische Verwendung und damit auch für die Ausbildung der Truppe zu finden. Der Ausfluß einer solchen richtigen Erkenntnis ist naturgemäß das Streben, bei der eigenen Truppe die Waffenwirkung nach der entscheidenden Seite hin zu entwickeln, beim Gegner auszuschalten und außerdem den moralischen Eigenschaften Rechnung zu tragen. Die Waffenwirkung wird — außer durch die Zweckmäßigkeit der taktischen Verwendung — durch die Güte der Bewaffnung beeinflußt. Zu treffendem Urteil in Fragen der Bewaffnung gelangt daher nur, wer auch der Bedeutung der Waffentechnik in ihrem ganzen Umfange das erforderliche Gewicht zuzubilligen vermag, wer sich also selbst eingehend mit ihr befaßt. Zu richtiger Einschätzung der moralischen Faktoren sind weiterhin Kenntnisse auf allgemeinpsychologischem und rassenpsychologischem Gebiet unerläßlich.

Auf dem Gebiet der Organisation ist dem letzten der obigen vier Faktoren Rechnung zu tragen: durch möglichst zweckmäßige Heereseinrichtungen günstige Vorbedingungen für die taktische Verwendung der Truppe zu schaffen. Die Organisation ist so der Ausfluß aller Kriegs- und Friedenserfahrungen, die im eigenen Heere und in denen fremder Staaten gemacht wurden, verbunden mit der Verwertung aller Neuerscheinungen auf technischem, wirtschaftlichem usw. Gebiet (Luftfahrt, Kraftfahrwesen, Waffenindustrie usw. usw.). Sie verlangt große Urteilskraft und Erkenntnis der inneren Zusammenhänge, ein vorsichtiges und alle Möglichkeiten in Erwägung ziehendes Prüfen, aber doch auch einen fortschrittlichen Geist, der ein mehr in Idealen, als praktischen Bestätigungen wurzelndes Kleben am Althergebrachten ablehnt. Auch auf diesem Gebiete war der Generalstab nicht der alleinige und verantwortliche Bearbeiter. Er teilte sich in ähnlicher Weise, wie es bei der Ausbildung der Truppen der Fall war, hierein mit Kriegsministerium und Fachbehörden. Immerhin fiel ihm hier wie dort die wichtigste Aufgabe zu, nämlich das Umgrenzen und Festlegen der taktischen Gesichtspunkte, die für eine Neueinführung maßgebend sein sollten.

Die erste Hälfte der Friedensaufgabe des Generalstabes, die Schaffung

und Erhaltung der Kampfkraft des Heeres, wurde also gelöst entsprechend seinen Leistungen auf dem Gebiete der Ausbildung von Führer und Truppe, der Bewaffnung, also auch entsprechend den Leistungen auf dem Gebiete der Psychologie und Technik, und schließlich entsprechend seinen Leistungen bei der Beurteilung und Verwertung aller zugänglichen einschlägigen Erfahrungen zum Ausbau der Organisation des Heeres. Damit war der taktische Wert des Heeres gegeben.

Der strategische Wert desselben war das Ziel der zweiten Hälfte der Friedensarbeit des Generalstabes. Und er hing ab erstens von dem unberechenbaren Glücksfall, daß im Ernstfall Männer vom Geiste eines Moltke oder Schlieffen die Zügel in der Hand hielten, und zweitens von dem allgemeinen Stand der kriegsgeschichtlichen, militärpolitischen, militärgeographischen, kurz der allgemein fachmännischen Bildung und der Charaktererziehung der Mitglieder des Generalstabes. Schließlich mußte durch die Mobilmachungsvorarbeiten und die Operationsentwürfe die rasche Einleitung der Kriegshandlung für die politisch möglichen Kriegsausbrüche festgelegt und vorbereitet sein.

2. Kapitel
Die Kriegsarbeit des Generalstabes

Im Kriege finden die Aufgaben des Friedens ihre Fortsetzung. Die in langjähriger Friedensarbeit geschaffene Kampfkraft des Heeres ist zu erhalten und zu fördern; die Vorarbeiten für die Führung des Heeres sind in der Leitung der Operationen in die Tat umzusetzen.

Über letztere Aufgabe ist allgemein nur zu sagen, daß sie richtig gelöst wurde, wenn sich nach zutreffender Bewertung aller militärischen, wirtschaftlichen und politischen Faktoren immer wieder bei allen Entschlüssen der zielklare Leitgedanke heraushob, die feindliche Kampfkraft planmäßig zu vermindern und schließlich zu vernichten, und wenn entsprechend den allgemeinen Lehren der Kriegsgeschichte der Feldherrninstinkt im Einzelfalle den richtigen Weg zu finden wußte. Zu der Beurteilung der rein militärischen Faktoren war der Generalstab allein berufen. Es lag ihm ob, die Gewinnung fester Grundlagen hierfür durch dauernde Überwachung und Prüfung der eigenen und feindlichen Kraft, nach Zahl, Waffenwirkung und Moral, und der feindlichen Maßnahmen sicherzustellen. In der Beurteilung politischer und wirt-

schaftlicher Verhältnisse, die für bestimmte, aus rein militärischen Erwägungen heraus nicht unbedingt erforderliche strategische Maßnahmen sprechen, mußte er sich auf die Gutachten der sachverständigen Regierungsbehörden verlassen können. Wenn im Laufe des Krieges bei der O. H. L. entsprechende eigene Abteilungen eingerichtet wurden, so bedeutet dies ein tatsächliches Überschreiten des zuständigen Arbeitsgebiets, spricht aber auch gleichzeitig dafür, daß sie Kinder der Not waren, entstanden aus dem Bewußtsein, von den dafür bestimmten Zivilstellen unzureichend unterstützt zu sein.

In der ersteren Aufgabe, die Kampfkraft des Heeres zu erhalten, sind wie im Frieden im einzelnen begriffen: zunächst die Ausbildung der Truppe, d. h. die Weiterentwicklung ihres Kampfverfahrens auf Grund der Kriegserfahrungen und die Erhaltung ihres inneren Wertes. Sodann die Vervollkommnung der Bewaffnung und schließlich der Heereseinrichtungen, der Organisation. Letzteres Gebiet greift mit über auf den Bereich heimischer Behörden, soweit es den Ersatz des Feldheeres, die Sicherstellung aller Kriegsbedürfnisse, wie Waffen, Gerät, Munition, Bekleidung, Verpflegung usw., und endlich die Ausnützung der besetzten Gebiete berührte. Der Generalstab hatte hier also nicht zu befehlen, sondern konnte nur Anträge von allerdings entscheidendem Gewicht stellen. Das erstere Gebiet dagegen, die Ausbildung der Truppen, war, abgesehen von den Ersatztruppenteilen, dem Generalstab, im Gegensatz zum Frieden, allein überlassen. Das im Frieden so überaus wichtige Arbeitsgebiet: die Ausbildung der höheren Führung, mußte im Kriege naturgemäß in den Hintergrund treten. Was im Frieden etwa hierin versäumt war, ließ sich im Kriege nicht mehr nachholen. Die Arbeit mußte sich darauf beschränken, in den Fragen der Taktik (neue Kampfverfahren) durch Verfügungen und Dienstvorschriften, die die O. H. L. zu erlassen hatte, einheitliche Auffassung sicherzustellen, sowie schließlich für den Nachwuchs des Generalstabes zu sorgen. Auf die Führerausbildung im Kriege soll daher im folgenden nicht näher eingegangen werden.

Wir haben somit in den nachfolgenden Kapiteln die Leistungen des Generalstabes im Frieden und Krieg zu betrachten, gemessen an ihren Ergebnissen auf dem Gebiete der Führung, der Ausbildung der Truppe in richtigem Abwägen der technischen und moralischen Faktoren, der Bewaffnung, der Organisation.

Zweiter Teil

Die Schaffung und Erhaltung der Kampfkraft des Heeres

3. Kapitel

Die Sicherstellung guter Führung in der Friedensarbeit des Generalstabes

Die höheren Truppenführer waren in der Regel selbst Angehörige des Generalstabes während ihrer Laufbahn gewesen. Ihre Gehilfen, die das organisatorische und technische Arbeiten der Führung in ihren Einzelheiten zu regeln hatten, waren die Generalstabsoffiziere. Das geistige Haupt des Heeres, der Chef des Generalstabes des Feldheeres, ging naturgemäß aus dem Generalstab hervor. So war der Generalstab die hauptsächlichste Pflanzstätte für die Güte der Truppenführung und der höheren Führung. In seiner Bildungsarbeit wurde während der Friedensjahre der Grundstock für den Erfolg im Kriege gelegt. Es war dies wohl die vornehmste Aufgabe für die Friedensarbeit des Generalstabes.

Ihre erfolgreiche Lösung war zunächst bedingt durch die Auslese der berufenen Geister. Die erste Pforte, die sie zu durchschreiten hatten, die Aufnahmeprüfung für die Kriegsakademie, stellte eine durchaus unparteiische Bewertung der Prüfungsarbeiten unter Berücksichtigung der Qualifikationen, ohne Ansehen der Person, dar. Am Abschluß des dreijährigen Kommandos zur Kriegsakademie fand die engere Auswahl der für eine Probedienstleistung im Generalstab geeignet erscheinenden Akademiker statt. Hier wurde in der Hauptsache ebenfalls die rein militärwissenschaftliche Leistung als ausschlaggebend bewertet. Daneben fanden Charakter, allgemeine Bildung eine durchaus berechtigte Berücksichtigung. Über die Richtigkeit, auch Umgangsformen und äußere Erscheinung zur Entscheidung mit herangezogen zu haben, mag zu streiten sein. Eine gewisse Bevorzugung der Garde, demnächst der Kavallerie, die von vielen Seiten behauptet wird, war, wenn sie bestand, wohl schwerlich zu rechtfertigen.

Im Generalstab selbst lernte jeder Neuling, ein weit über den Durchschnitt gehendes Maß geistiger Arbeit mit peinlichster Gewissenhaftigkeit,

Pünktlichkeit und Verantwortungsbewußtsein zu erledigen. Arbeiten konnte der deutsche Generalstabsoffizier wie selten ein andrer Mensch, gleichgültig welchen Berufs. Damit verbunden war eine hervorragende Schulung in der Taktik und sogenannten „kleineren Strategie". Der Durchschnitts-Generalstabsoffizier war also mustergültig vorbereitet sowohl für die Rolle eines späteren höheren Truppenführers, etwa bis zum kommandierenden General aufwärts, wie auch für den Generalstabsdienst bei den einzelnen Feldbehörden von der Division bis zum A. O. K. aufwärts, und bei der O. H. L. als Ressortbearbeiter.

Für die Stelle des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, die höchsten Truppenführer, die Generalstabschefs der Armeen und schließlich für die Abteilungsvorstände bei der O. H. L. war allerdings außer Arbeitskraft, Pünktlichkeit und guter taktischer Schule noch ein erhebliches Mehr erforderlich. Hier mußte ein überragender Überblick in der Allgemeinbildung, also über wirtschaftliche, kultur- und staatsgeschichtliche, sozialpolitische, technische, psychologische usw. Fragen gefordert werden. Und aus der Beherrschung der Taktik und Kriegsgeschichte mußte sich das Genie, der Feldherrninstinkt für die große Operation, entwickeln. Die Persönlichkeit mußte zu willensstarker Geistesgröße entfaltet werden. Für diese Entwicklung bot nun die Arbeit im Generalstabe weniger Förderung. Die Beanspruchung der einzelnen Kraft mit sogenanntem Kleinkram, die sich teilweise, z. B. in der Eisenbahnabteilung, zu geradezu eintönigem Nervenverbrauch gestaltete, legte einem noch schlummernden Genie enge Fesseln an, erschwerte die geistige Vertiefung und Verarbeitung gedanklicher Anregungen. Die Muße fehlte dafür. Trotzdem hat der Generalstab, wie er die Probe zu bestehen hatte, eine überraschende Zahl geistvoller Führer ins Feld gestellt. Allein im großen Überblick kann gesagt werden, daß die Fähigkeit, große operative Lagen von hoher Warte aus zu übersehen, strategisch groß zu denken, nicht in dem Maße gefördert war, wie die, im Rahmen der höheren und mittleren Taktik beherrschend zu führen. Die oft ironisierten Kriegsspiellagen des Grafen Schlieffen, die, wie der Generalstabswitz sagte, einen Weltbrand zwischen einem Dutzend Großmächte annahmen, um schließlich die Aufsetzung eines Brigadebefehls zu verlangen, verfolgten in dieser Hinsicht ein klares Ziel. Nur hatten es außer dem alten Grafen wenige nur erfaßt. Vor allem fehlte es an Übungen, die alle tatsächlich im Ernstfall sich ergebenden Reibungen hätten erkennen lassen. Bei den

Generalstabsreisen waren die Führer aller Armeen und Korps in engem Kreise um den Leitenden versammelt. Wohl wurden die reinen Kampfhandlungen nach Möglichkeit so geleitet, daß sie den wahrscheinlichen Faktoren des Ernstfalles entsprachen; allein die Schwierigkeiten der Verbindung und damit der höheren Führung im besonderen traten nicht in Erscheinung. „Skelettübungen", bei denen z. B. die O. H. L. in Berlin, Armee-Oberkommandos in Hannover, Cassel, Würzburg sich aufhielten und wobei unter keinen Umständen andere Verbindungs- und Nachrichtenmittel benutzt werden durften, als sie im Ernstfall verfügbar sein konnten, fanden nicht statt. Sie hätten vielleicht schon im Frieden die Notwendigkeit der Bildung von Heeresgruppen ergeben (vgl. S. 87).

Um die Bildungsarbeit des deutschen Generalstabes während der vergangenen 44 Friedensjahre richtig zu bewerten, ist es zweckmäßig, die Güte der Führung in den vorhergegangenen Feldzügen 1866 und 1870 derjenigen des Weltkriegs vergleichend gegenüberzustellen, und zuvor die Richtlinien zu beleuchten, nach denen die von den geistigen Führern Moltke und Schlieffen gegründete „Schule" arbeitete. Sie bauten sich auf auf der Kesselschlacht vom 1. September 1870, von Graf Schlieffen in geistvoller Betrachtung zurückverfolgt als die aussichtsreichste Anlage einer „Vernichtungsschlacht", wie sie im klassischen Altertum in der Schlacht von Cannae ihre erste und glänzendste Probe bestand, um über Friedrich den Großen und Napoleon I. in dem „Manne von Sedan" ihren letzten und größten Meister zu finden. So war der Kern der deutschen Taktik und Strategie die Einkesselung des Feindes. Dies mußte zu einem Ringen um die Flanken führen, denn auch der Gegner erstrebte das gleiche oder wollte wenigstens die ihm zugedachte Umfassung parieren. Sie trotz aller Gegenzüge des Feindes durch grundlegende operative Anlage zu erzwingen, darin bestand das geistige Gut, das der deutsche Generalstab des Weltkriegs von seinem Lehrer und Führer, dem Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, überkommen hatte. In seiner klassischen Studie „Cannae" verleiht Graf Schlieffen selbst dieser Lehre beredten Ausdruck, wenn er schreibt: „Die feindliche Front ist nicht das Ziel des hauptsächlichsten Angriffs. Nicht gegen sie brauchen die Massen versammelt, die Reserven aufgestellt werden; das Wesentliche ist, die Flanken einzudrücken. Sie dürfen nicht in den Flügelspitzen der Front, sondern müssen in der ganzen Tiefe und Ausdehnung der feindlichen Aufstellung gesucht werden." Und an anderer

Stelle: „Ein entscheidender Sieg ist nur möglich, wenn der Rücken oder wenigstens eine Flanke des Gegners zum Ziel des Angriffs gemacht wird.“ Diese Grundlehren werden mit den Tatsachen der Kriegsgeschichte bewiesen: „Aus allen den Schlachten, die Friedrich dem Großen geglückt oder mißglückt sind, geht das Bestreben hervor, von vornherein eine Flanke oder auch den Rücken des Feindes anzugreifen, ihn womöglich gegen ein unpassierbares Hindernis zu drängen und dann durch Umfassung eines oder zweier Flügel zu vernichten. Die gleiche Absicht zeigte Napoleon. Die Umgehungsmärsche, die der König in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes binnen weniger Stunden ausführte, begann der Korse Tage und Wochen zuvor und dehnte sie über weite Gebiete aus.“ Das war der Wesenskern dessen, was die Kriegsgeschichte dem Manne offenbarte, der wie kein zweiter — um mit seinen Worten zu reden — im Buche der Vergangenheit zu lesen wußte. Und diese Offenbarung fand ihren Niederschlag in der Studie: „Der Krieg in der Gegenwart.“ In ihr ist der Leitgedanke der Schlieffenschen „Schule“ über neuzeitliche Operationen niedergelegt: „Um einen entscheidenden und vernichtenden Erfolg zu erzielen, ist ein Angriff von zwei oder drei Seiten, also gegen die Front und gegen eine oder beide Flanken erforderlich. Ein solcher Angriff ist verhältnismäßig leicht für denjenigen auszuführen, der sich im Besitz der größeren Zahl befindet. Auf eine solche Überlegenheit ist aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwer zu rechnen. Die für einen starken Flankenangriff erforderlichen Mittel sind nur dadurch zu gewinnen, daß die gegen die feindliche Front zu verwendenden Kräfte möglichst schwach gemacht werden.“ Und daß diese Verdünnung der Front selbst angesichts zu erwartender Gegenangriffe kein leichtfertiges Wagen ist, weist Graf Schlieffen in derselben Studie nach, indem er sagt: „Mit 144 vorzüglichen Geschützen, statt früher mit 84 geringwertigen, und mit 25 000 vorzüglichen Gewehren wird jedes Korps das Zehnfache der Aufgabe aus der Zeit der Vorderlader erfüllen können.“ Man könnte diesen Worten vielleicht entgegenhalten, daß doch auch die Bewaffnung des Feindes sich im gleichen Schrittmaß verbessert habe; allein die Tatsache, daß die Fortschritte der Waffentechnik unter den Verhältnissen des Bewegungskrieges der Verteidigung in noch höherem Maße zugute kommen wie dem Angriff, gibt der Auffassung des Grafen Schlieffen über das, was der Front zugemutet werden kann, recht.

Um nun beurteilen zu können, welchen Einfluß Graf Schlieffen und die aus seiner Schule hervorgegangenen Lehrer auf die Güte der Führung im deutschen Heere gehabt haben, ist es, wie schon erwähnt, zweckmäßig, die Leistungen der preußisch-deutschen Führung in den Feldzügen 1866 und 1870 unter dem Gesichtswinkel der Schlieffenschen Schule zu betrachten, um im Vergleich mit der deutschen Führung im Weltkriege 1914—1918 die Fortschritte der 44 Friedens- und Bildungsjahre zu erkennen. Da ein solcher Fortschritt nur im Sinne des Lehrers erfolgen konnte, springt er am besten ins Auge, wenn die Betrachtung den Gedankengängen der kriegsgeschichtlichen Studien des Grafen Schlieffen selbst folgt.

Die Leistungen der deutschen Führung in den Kriegen der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts waren nicht gerade erhebende gewesen. Armee- und Korpsführer taten eigentlich alles, was in ihren Kräften stand, um die großzügig angelegten Operationen Moltkes, deren Gedankenflug ihr zäh am Alten hängender Geist nicht zu folgen vermochte, zu hemmen.

Über den Feldzug gegen die Hannoveraner fällt Graf Schlieffen das Urteil: „Der Erfolg, welcher preußischerseits am 28. nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten, Irrungen und Mißverständnisse, nach vielen Hin- und Hermärschen, großen Anstrengungen und Entbehrungen und nach Verlust eines blutigen Gefechts gewonnen war, hätte bereits am 24. glatt, anstandslos und ohne Blutvergießen erreicht werden können, wenn von vornherein die einfachen Vorschläge Moltkes befolgt worden wären. Aber die preußischen Generale, so ausgezeichnet und hervorragend sie auch waren, vermochten sich nicht in den Ideenkreis des grauen Theoretikers, der nicht einmal eine Kompanie geführt hatte, zu finden. Sie hielten an ihren Anschauungen fest, die sie aus oft mißverstandenen napoleonischen Lehrsätzen und langjährigen Friedens- und Manövererfahrungen geschöpft hatten. Die sagten ihnen aber nichts von Vernichtungsschlachten, Einschließungen, Verfolgungen und ähnlichen Phantastereien. Ein Gegner besetzt eine Stellung, der andere, dem dazu ein Mehr von ein bis zwei Bataillonen zugebilligt wird, greift an. Der Besiegte geht ab. Der Sieger läßt ihn seine Wege ziehen und wendet sich der Aufgabe des nächsten Manövertages zu."

Skizze 1 Auch in Böhmen führte Moltke den Kampf gegen Windmühlen.

Die erste Armee war von ihm auf breiter Front weit vorausschauend in Richtung auf Gitschin angesetzt worden. „Das Oberkommando der ersten Armee gedachte jedoch, den Feldzug mit einem ‚eklatanten Erfolg‘ zu eröffnen. Zu diesem Zweck wurde ein zu hartnäckigem Widerstand entschlossener Feind bei Reichenberg angenommen.“ Um ihn zu schlagen, wurde die Armee schleunigst konzentrisch nach Reichenberg zusammengeleitet. „Ehe es jedoch dazu kam, hatte sich der Feind (drei Schwadronen) entfernt. Zwei Radetzky-Husaren, die sich verspätet hatten, konnten dem Sieger vorgeführt werden. Die ganze erste Armee, 93 000 Mann, war nun auf engem Raum um Reichenberg vereinigt. Die ‚Kalamität der Konzentrierung‘, vor der Moltke gewarnt hatte, machte sich geltend. Diese Massen konnten nicht untergebracht, nicht ernährt und vor allem nicht bewegt werden.“ Das Fehlen jeglicher Gefechtsaufklärung ließ dieselbe Armee erneut zu einer Schlacht gegen einen nicht vorhandenen Feind bei Münchengrätz ansetzen. Der Erfolg war nach Schlieffen: „Die Masse von einer Kavallerie- und acht Infanteriedivisionen, etwa 120 000 Mann, befand sich unmittelbar unter den Augen ihres Führers vereinigt, litt aber schwer unter der ‚Kalamität der Konzentrierung‘, entbehrte das Notwendigste und war schwer zu verwenden.“ Graf Schlieffen trifft den Wesenskern der damaligen Führung, wenn er sagt: „Der Gedanke, den Feind zu vernichten, der Moltke gänzlich erfüllte, war den Unterführern völlig fremd. Sie sahen ihre Aufgabe in der Vereinigung der getrennten Armeen. In dieser Auffassung stimmten sie allerdings mit Moltke überein. Nur wünschte dieser innerhalb des Kreises der vereinigten Armeen den Gegner zu erblicken, während jene dem Feinde überlassen wollten, an gesonderter Stelle seine Kräfte zu konzentrieren. Waren hier und dort die Armeen aufmarschiert, so konnte man sich ja darüber schlüssig werden, ob eine Bataille anzunehmen sei.“

Eine befremdliche Unbehilflichkeit auf marschtechnischem Gebiet brachte es zuwege, daß die Infanterie der ersten Armee aus ihrer Versammlung bei Reichenberg heraus vier Tage brauchte, um über die Iser zu kommen. Verbunden mit einer dritten Auflage frommer Selbsttäuschung, die nach Zerrinnen des Gespenstes von Münchengrätz ein neues bei Jungbunzlau annahm, erreichte es diese Marschtechnik, daß die erste Armee und die Elbarmee am 29. Juni, dem Tage von Gitschin, nur zwei Divisionen am Feinde hatten, mit den übrigen acht noch weit im

Hintergrunde standen. Das hatte die Führung des Oberkommandos der ersten Armee aus Moltkes Plan gemacht, nach dem die Armee am selben Tage mit fünf Korpsanfängen auf einer Front von 35 Kilometer in der tiefen Flanke des Feindes der Elbarmee erscheinen konnte. „Der Feind hatte Zeit, sich der Umklammerung zu entziehen. Aus der von Moltke geplanten Vernichtungsschlacht war ein ‚ordinärer Sieg‘ geworden.“

Skizze 2 Am 1. und 2. Juli befand sich die österreichische Armee als Hammelherde in dem Raum Trotina—Benatek—Problus—Königgrätz zusammengepfercht. Ihr Rücken lehnte sich an die Elbe. Im weiten Bogen standen die Elbarmee, erste und zweite Armee von Smidar über Horitz, Miletin, Königinhof bis Stangendorf. Es hätte nur die erste Armee gegen die Front Problus—Benatek, die Elbarmee gegen die Flanke Königgrätz—Problus, die zweite Armee gegen die Flanke Benatek—Trotina und außerdem mit Teilen links der Elbe vorzugehen brauchen, so wären die Österreicher im Laufe des 3. Juli vollkommen eingekesselt gewesen. Statt dessen zog die erste Armee ihre eigenen und die Kräfte der Elbarmee vor der von Natur starken Front Problus—Benatek zusammen und befreite so zunächst einmal die feindliche linke Flanke. In der rechten feindlichen Flanke, wo man wieder einmal aus Mangel an Aufklärung bei Josefstadt starken Feind vermutete, beauftragte die zweite Armee ein Korps mit einer Demonstration gegen diese Stadt, behielt zwei weitere untätig zwischen Königinhof und Stangendorf hinter der oberen Elbe und setzte nur eines gegen die rechte feindliche Flügelspitze in Marsch. Die verwundbare Flanke des Feindes wurde also auch hier großmütig nicht weiter belästigt. Graf Schlieffen äußert dazu ironisch: „Die preußischen Erfolge waren bisher durch ‚Zündnadelgewehrfeuer‘ und durch ‚Überflügelung‘ gewonnen worden. Also sollte jetzt durch Massenbildung und Tiefgliederung das Zündnadelgewehrfeuer tunlichst eingeschränkt, durch Verkürzung der Front eine Überflügelung behindert werden.“ Dem Druck Moltkes gelang es, die zweite Armee doch noch dazu zu bringen, mit allen Kräften gegen die feindliche rechte Flanke vorzugehen. Das Zeitversäumnis erlaubte jedoch ein Vorgehen östlich der Elbe, wie es ursprünglich möglich gewesen wäre und in den Rücken des Feindes geführt hätte, nicht mehr. Durch säumige Befehlsgebung werden weitere kostbare Stunden vergeudet, dem Gegner goldene Brücken gebaut. Die vollkommene Einkesselung schied damit endgültig aus dem Bereich der Möglichkeiten. Auch gegen

die linke Flanke konnte Moltke nur mit Mühe Bewegungen gegen die Flügelspitze erzwingen, nicht aber gegen die offen daliegende tiefe Flanke. Und als dann die Umfassung der zweiten Armee sich auszureifen begann, da genügte eine vorübergehende Krise in der Mitte ihrer Front, um das bereits auf die Rückzugslinie des Feindes angesetzte VI. Armeekorps nach dem bedroht erscheinenden Punkte gegenüber der ohnehin zum Untergang verurteilten feindlichen Front zu ziehen und dieser damit die rettende Rückzugsstraße freizugeben. So waren schließlich die Elbarmee, erste und zweite Armee vor der Front des im Rückzug befindlichen Feindes zusammengezwängt. Graf Schlieffen findet für die Führung bei Königgrätz den bitteren Sarkasmus: „Der Traum der Oberkommandos findet sich erfüllt. Die drei Armeen sind in einer einzigen kompakten Masse auf engstem Raume versammelt. Sie können geschlossen vorrücken. Aber da starrt in gleicher Breite eine feindliche Linie den Preußen entgegen. Ein Flankenangriff, eine Umfassung oder eine Umgehung, eben mühsam aufgegeben, wird sich als unumgänglich erweisen. 200 000 Mann, auf einem einzigen kleinen Raum versammelt, gewähren einen wundervollen Anblick, der aber den Prinzen Friedrich Karl zu dem Ausruf veranlaßt: „Was würde ich darum geben, wenn ich hier befehlen und Ordnung stiften könnte!" Diese Herkulesarbeit in den kurzen verbleibenden Abendstunden zu vollbringen und dann noch die Massen oder einen Teil der Massen zum Flankenangriff vorzuführen, fand sich niemand. Auf der Höhe von Rosberitz beratschlagte alles, was Ansprüche darauf machte, Stratege zu sein, über die Frage, was wohl jetzt Napoleon oder Gneisenau tun würden. Eine überflüssige Frage, da weder der eine noch der andere dieser Männer sich in eine ähnliche Lage gesetzt haben würde. Soviel ging schließlich aus dem Für und Wider der Ansichten hervor: für heute ist nichts mehr auszurichten."

Das Ideal der Vernichtungsschlacht, wie sie die Lage noch am 2. Juli mit geradezu erstaunlicher Gunst der Verhältnisse bot, und wie sie Moltkes vom Althergebrachten befreiter und überragender Geist erstrebte, war zunichte gemacht durch die in engen Gesichtskreis gebundene Führung bei Armeen und Generalkommandos. Wie Napoleon bei Groß-Görschen die im Anmarsch liegende doppelseitige Überflügelung beseitigte und seine Truppen vor die feindliche Front zusammenquetschte, so verfuhr hier der Führer der Elbarmee, als er seine in breiter Front angesetzten Divisionen, die ohne sein Zutun automatisch in die feindliche

linke Flanke marschiert wären, nach Nechanitz vor die stark besetzte Front zusammenzog. Und wie Napoleon bei Waterloo wie ein Stier gegen die englische Front anrannte, so ballte hier die erste Armee vier Divisionen in dem unter schwerem Kreuzfeuer liegenden Holawald zusammen, wo sie nur nutzlose Standhaftigkeit beweisen konnten, entzog die zweite Armee das I. Armeekorps und die zweite Gardedivision dem lockenden Flankenstoß, um sie gegen bereits dem Untergang geweihte Widerstandszentren der feindlichen Front zu führen. Die an Beispielen so reiche Zeit des großen Königs und des Franzosenkaisers hatte nur mit ihren negativen Lehren Aufnahme in den Kreisen der preußischen Führer gefunden.

Skizze 1 Als dann nach Königgrätz die zweite Armee den Auftrag erhielt, einen Abzug der nach Olmütz zurückgegangenen österreichischen Nordarmee auf Wien, wohin die erste und Elbarmee vorgingen, zu verhindern, da traf das Oberkommando seine Marschdispositionen derart, daß es nur noch mit der vordersten Brigade und einer Kavalleriedivision Teile des an letzter Stelle nach Wien marschierenden feindlichen Korps bei Tobitschau zu fassen bekam. Daß Benedek trotzdem in das Waagtal abgedrängt wurde, obgleich die zu seiner Bewachung bestellte Armee ihn ritterlicherweise ziehen ließ, das war mehr dem Vorrücken der ersten Armee von Brünn und Lundenburg zuzuschreiben. Und als nach dem Ausweichen Benedeks ins Waagtal ihm immer noch ein Weg über Preßburg nach Wien offen stand, da wollte Moltke ihn durch südöstlich überholende Verfolgung durch die zweite Armee vor Preßburg abschneiden. Aber er fand auch mit dieser Maßregel keine Gegenliebe. Ein Luftstoß dahin, wo der Feind tags zuvor war, erscheint dem Oberkommando der zweiten Armee vorteilhafter. Graf Schlieffen beschließt seine Betrachtungen über den Feldzug in Böhmen mit den Worten: „Zweimal hatte ein Cannae geschlagen werden können. Die Idee einer gänzlichen Vernichtung lag jedoch den preußischen Generalen zu fern, um Moltkes einfachen und großartigen Plan gelingen zu lassen. Der Feind wurde nur zurückgedrängt. Unter diesen Verhältnissen war weder eine Vernichtungsschlacht noch eine vernichtende Verfolgung zustandezubringen. Man mußte es dem Feinde überlassen, sich selbst aufzureiben."

Skizze 3 Ähnliche Bilder zeigen die Operationen 1870. Auf der Basis Trier—Mainz—Mannheim—Karlsruhe ausgeladen, konnten sechzehn deutsche

Korps in breiter Front zwischen Mosel und Rhein konzentrisch gegen die Linie Nancy—Zabern vorgehen. Die gegenüber befindlichen feindlichen Kräfte waren in einer größeren Gruppe (4 Korps) zwischen Merzig und Saargemünd, in einer kleineren (2 Korps) zwischen Bitsch und Wörth versammelt. Zu letzterer konnte noch ein im Oberelsaß sich versammelndes Korps treten. Beide Flügel der Heeresgruppe der deutschen ersten und zweiten Armee überragten die feindliche Gruppe Merzig—Saargemünd um ein Beträchtliches; ebenso die Flügel der dritten Armee die der feindlichen Gruppe Bitsch—Wörth. Die zahlenmäßige Überlegenheit auf deutscher Seite erlaubte einen Vormarsch in der ganzen Frontbreite des Aufmarsches, ohne die Front zu sehr zu verdünnen und Teilniederlagen auszusetzen. Wäre nach Moltkes Plan der Vormarsch in der geschilderten breiten Front angetreten worden, so hätte dies zu Zusammenstößen der Mitten der Heeresgruppe erste—zweite Armee und der dritten Armee irgendwo mit dem Feind geführt. Ihr Ausgang hätte die Gesamtentwicklung nicht entscheidend beeinflussen können. Denn rechter Flügel der ersten, linker der zweiten, rechter und linker Flügel der dritten Armee hätten ohne wesentliche Widerstände weitermarschieren können. Damit wäre es im günstigsten Falle zur Einkesselung der französischen Hauptkräfte noch östlich Metz, der Gruppe Mac Mahon im Raume Bitsch—Zabern gekommen; im ungünstigeren Falle hätten sich beide in allgemein südwestlicher Richtung zurückziehen, nach menschlichem Ermessen aber nie vereinigen noch den räumlichen Vorsprung der sie beiderseits überflügelnden deutschen Flügelkolonnen einholen können. Ihr Schicksal hätten sie so unabänderlich eine Anzahl von Meilen weiter südlich gefunden. Graf Schlieffen beurteilt die Möglichkeiten einer solchen Operation folgend: „Bis zu welchem Grade die Einschließung und Vernichtung der verschiedenen französischen Armeen und Korps gelingen wird, muß dahingestellt bleiben. Von der zielbewußten und unermüdlichen Verfolgung durch die deutschen Armeen und Korps hängt wesentlich die Größe des Erfolges ab. Wenn aber auch viele Feinde sich der Vernichtung entziehen werden, so wird doch das, was von der französischen Armee übrigbleibt, zu keinen Großtaten mehr befähigt sein. Die französische Feldarmee kann der Hauptsache nach als beseitigt gelten. Es wird sich für die Deutschen nur noch um Paris und andere Festungen handeln."

Den tatsächlichen Verlauf mit wenig Worten kennzeichnend, fährt

Graf Schlieffen fort: „Ein solches Resultat war durch die ursprüngliche Anweisung Moltkes, den Feind von der Linie Merzig—Saargemünd aus aufzusuchen und zu schlagen, so gut wie gegeben. Der Ausführung standen aber die Anschauungen der Oberkommandos über Zusammenziehung der Kräfte, Massenbildung vor der Schlacht und Zurückhalten überstarker Reserven schnurstracks entgegen." Die erste und zweite Armee setzten trotz des reichen Straßennetzes bis zu vier Korps hintereinander auf eine Straße und erwiesen somit dem Feind zunächst die Gefälligkeit, auf ihre Überlegenheit in der Schlacht zu verzichten. Sodann ballten sie ihre Massen, mit denen sie auf weitgespannter Front zwischen Mosel und Saar überflügelnd hätten vorgehen können, auf rund ein Viertel dieser Breite zusammen und nahmen damit der französischen Rheinarmee in gleich rücksichtsvoller Weise, wie gegenüber Benedek bei Königgrätz, die Sorge um ihre offenen Flanken ab. Durch entsprechende Marschanordnungen gelang es dabei, sechs Korps auf ein und denselben Punkt, die Stadt Saarbrücken, zu vereinigen. In gleicher Weise zog die dritte Armee es vor, statt den operativen Vorteil überragender Flügel auf der Front zwischen Bitsch und Rhein zu nützen, ihre sechs Korps auf die nicht ganz 30 Kilometer breite Front Weißenburg—Lauterburg zusammenzuschieben.

Statt zu einer Doppelkesselschlacht, die das Ende gebracht hätte, führten denn auch die Zusammenstöße mit dem Feind bei Wörth und Spichern nur zu frontalem Zurückdrängen desselben. Beließen ihm die Möglichkeit, sich rückwärts zu versammeln. Das Wort, daß kraftvolles Verfolgen eine neue Schlacht erspart, stand damals noch nicht im Handbuch des Generalstabsoffiziers. Ebenso war der der Kavallerie auf dem Marsch zugewiesene Platz nicht geeignet, die Fühlung mit dem Gegner aufrecht zu erhalten. Von dem nördlichen Feind war die Rückzugsrichtung auf Metz unschwer zu erraten; der südliche nahm indessen bald sagenhafte Formen an, nachdem die Hoffnung, er würde nach der Schlacht bei Wörth sich gefälligerweise in die Arme der zweiten Armee zurückziehen, sich nicht erfüllt hatte.

Daß die französische Rheinarmee dann im weiteren Verlauf der Operationen, statt nach Chalons zu entkommen, in Metz eingeschlossen wurde, lag mehr an ihrer schwankenden Führung und an den unvermeidlichen Marschverzögerungen, die sie beim Passieren der Festung erlitt, als an den Maßnahmen des Verfolgers. Interessant ist die

Darlegung, in der Graf Schlieffen nachweist, wie diese Einkesselung nach heutiger Anschauung unfehlbar hätte herbeigeführt werden können, wenn die, etwa am 8. August die Linie Rehlingen—Saarunion überschreitende, erste und zweite Armee mit zehn Korps in der Front geradeaus nach Westen vorgehend, nördlich und südlich an Metz vorbeigreifend, ihre Flügel zur tödlichen Umklammerung zwischen Metz und Verdun hätten schließen können. Er fährt dann fort: „Ein Vorgehen der Deutschen über die Mosel zu beiden Seiten von Metz war aber in damaliger Zeit nicht ausführbar. Die Armee-Oberkommandos, die auf dem Marsch nach der Saar vier Korps hintereinander auf eine Straße gesetzt, sechs auf eine Front von wenigen Kilometern zusammengedrängt hatten, wären durch keine Direktiven der Welt zu bewegen gewesen, jenseits des Flusses mit zehn Korps auf ebenso vielen Straßen eine immerhin noch schmale Front von 40 bis 50 Kilometern einzunehmen. Viel tiefer und geschlossener wollten sie marschieren, vor allem sich nicht durch Metz trennen lassen, dem eingeklemmten Feind nicht die scheinbare Möglichkeit einräumen, sich mit vereinten Kräften auf die geteilten Armeen zu werfen. Solchen damals allgemein gültigen Ansichten mußte Moltke Rechnung tragen und auf sein einfaches Verfahren, „den Feind aufzusuchen und zu schlagen“, verzichten, wenn es auch bei der vorhandenen großen Überlegenheit früher oder später zur Einschließung und Vernichtung des Feindes hätte führen müssen. Da die Umgehung beider Flügel zu bedenklich erschien, mußte sich Moltke mit der Umgehung des einen Flügels und zwar des rechten begnügen. Der Feind sollte links der Mosel nicht durch einen Angriff von zwei Seiten eingeschlossen, sondern nach Norden gegen die luxemburgische und belgische Grenze abgedrängt werden.“

Daß diese Operation Moltkes als ein, durch die zu erwartenden Widerstände in der Unterführung erzwungener, Notbehelf betrachtet wird, liegt wohl daran, daß die beiderseitige Umfassung, die Einkesselung, das „Cannae“ nun einmal das Steckenpferd des Grafen Schlieffen war, neben dem keine andere Operation Gnade vor seinen Augen finden konnte. An sich hätte der Plan Moltkes, ein Abdrängen der Rheinarmee auf neutrales Gebiet, dasselbe Ziel gerade so gut erreicht.

Indessen zeigte auch hier das Oberkommando der zweiten Armee wenig verständnisvolles Eingehen auf die Direktive des Chefs des Generalstabes der Heeresleitung. Denn anstatt links vorwärts der ersten Armee

gestaffelt vorzugehen, hing die zweite Armee Tagesmärsche hinter der ersten zurück. Und zwar war es diesmal weder mangelhafte Marschtechnik oder schleppende Befehlsgebung, sondern eine sonderbar anmutende Beurteilung des Umstandes, daß die Rheinarmee aus politischen Gründen den Weitermarsch auf Chalons aufgegeben hatte und versuchte, Metz in der bekannten Niedstellung östlich der Stadt zu verteidigen. Graf Schlieffen bemerkt zu dieser merkwürdigen Auffassung im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl: „Für das Oberkommando dieser Armee trat freilich jetzt der Marsch an die Mosel in seiner Bedeutung zurück. Darin, daß der Feind eine starke Stellung bezogen hatte, fand es nicht sowohl defensive als vielmehr offensive Absichten, das will hier sagen, die Absicht eines Angriffs auf einen Feind von doppelter Stärke. Ein solcher Angriff ist immer von äußersten Schwierigkeiten gewesen. Abgesehen von den fabelhaftesten Taten des Altertums, von Kolonialkriegen, von Hohenlohe und Rüchel bei Jena, die das „allemal zuerst angreifen“ zum starren Prinzip erhoben hatten, hat sich eigentlich nur Friedrich der Große mit dem Angriff auf einen Feind von doppelter Stärke befaßt, und doch keineswegs immer mit Glück. Und nun sollte ein alter kranker Mann, ein Feldherrndilettant, mit einem bereits erschütterten Heere ein Wagnis unternehmen, das ihn, selbst nach einem anfänglichen Erfolge, der gänzlichen Vernichtung entgegenführen mußte.“

Trotzdem Moltke den Kopf über diese Beurteilung der Lage schüttelte, blieb Prinz Friedrich Karl bei seiner Auffassung und beabsichtigte, den verzweifelten Angriff des Feindes mit einer gewandten Anwendung des Prinzips „strategisch offensiv, taktisch defensiv“ zu parieren. Mit sechs Korps sollten die erste und zweite Armee zwischen Falkenberg und Bolchen in einer „Defensivposition“ dem erwarteten Angriff die Stirn bieten, mit den übrigen vier zwischen Falkenberg und Verny eine Flankenstellung beziehen und aus ihr heraus den Todesstoß in die Flanke des feindlichen Angriffs führen. Bis zum 15. August abends sollte die etwa am 11. August eingeleitete Bereitstellung beendet sein. „Dann durfte“ — um wieder den Ausführungen Graf Schlieffens zu folgen — „der geduldig harrende Napoleon am 16. August die Stellung Bolchen—Falkenberg angreifen und durch einen Flankenangriff aus der Linie Falkenberg—Verny vernichtet werden. Leider wußte er nichts von den gegen ihn geschmiedeten Plänen. Ohne etwas von der ihm zugedachten Helden-

rolle zu ahnen, gab Napoleon die Verteidigungsschlacht auf, sobald die Spitzen der feindlichen Kolonnen sich in der Entfernung zeigten, und ging am 12. August in eine neue Stellung hart östlich Metz zurück. Die Märsche der Deutschen am 11. und 12. August waren vergeblich gewesen."

Dem Feinde aber wurden mit ihnen, wenn er sich zu dem allein zweckmäßigen Weitermarsch auf Chalons rechtzeitig hätte entschließen können, kostbare Stunden geschenkt. Denn von der Saar südlich Saarbrücken bis zur Mosel südlich Metz, einer Entfernung von rund 80 Kilometern, brauchte die zweite Armee infolge ihrer strategischen Fiktionen volle neun Tage! Die Rheinarmee konnte sich aber zu dem Entschluß, nach Chalons abzumarschieren, nicht aufraffen, sondern vertrödelte Tag um Tag bei Metz. Die ausnahmsweise zur Aufklärung angesetzte deutsche Kavallerie stellte dies bis zum 15. August einwandfrei fest.

Indessen „ist es" — wie Graf Schlieffen bitter bemerkt — „irrig, zu glauben, daß im Kriege Meldungen der Kavallerie von Bedeutung oder auch nur erwünscht sind. Der höhere Führer macht sich in der Regel ein Bild von Freund und Feind, bei dessen Ausmalung persönliche Wünsche die Hauptarbeit zu besorgen haben. Scheinen eingehende Meldungen mit diesem Bilde übereinzustimmen, so werden sie mit Befriedigung beiseite gelegt. Widersprechen sie, so werden sie als gänzlich falsch verworfen und berechtigen zu dem Schlußurteil, daß die Kavallerie wieder einmal völlig versagt hat." Das Oberkommando der zweiten Armee hatte sich nach Zerfließen des Traumbildes bei Falkenberg und Bolchen ein neues Bild der von Graf Schlieffen gezeichneten Art gemacht, und war diesmal strategisch ins andere Extrem gefallen. Hatte es noch am 11. und 12. August an das Widersinnige einer Offensive des schwächeren Gegners geglaubt, so schob es ihm nunmehr plötzlich die Rolle des Flüchtlings verbunden mit einer geradezu übernatürlichen Marschgeschwindigkeit zu. Die bei Vionville und östlich festgestellten Kräfte durften nur noch Nachhuten sein. Die Masse der Rheinarmee war längst an oder gar hinter der Maas. Moltkes Plan, sie auf Luxemburg abzudrängen, war also gegenstandslos geworden. Der Vormarsch gegen die nach dem Willen der zweiten Armee südlich Verdun stehende Rheinarmee war fortzusetzen. In Richtung auf St. Mihiel wurde also am 16. August die Masse der Armee in den leeren Raum hinein angesetzt. Mit den „Nachhuten" westlich Metz sollten zwei Korps auf-

räumen und dann den Hauptkräften folgen. So hat es die zweite Armee zuwege gebracht, von zehn Korps zwei auf dem Schlachtfeld verfügbar zu haben, eine Krise herbeizuführen, die nur der unvergleichliche Heldenmut der Truppen und die gesund gebliebenen Sinne einiger Unterführer zu beschwören vermochten.

Am folgenden Tage schuf sie durch tatenlose Unbeweglichkeit dem Feinde nochmals die Möglichkeit, über Briey—Conflans zu entkommen. Verabsäumte es, die Vorbereitungen für den auf den 18. August befohlenen Angriff durchzuführen, indem sie schon an diesem Tage ihren schwenkenden linken Flügel bis in die Gegend Conflans vordrehte. Dadurch wäre dessen tatsächlich dann erst am Spätabend des 18. August eingetretene entscheidende Wirkung wesentlich beschleunigt, der Mitte der Angriffsfront schwere Opfer erspart worden. Schließlich nahm das Oberkommando diesem Entscheidungsflügel noch möglichst viel von seiner Gefährlichkeit, indem es zwei am Tage zuvor im Gefecht gewesene Korps (III. und X.) gar nicht einsetzte. Dies wäre nach den damaligen Begriffen über das, was man einer Truppe zumuten kann, undenkbar gewesen. Dadurch schrumpfte die Gesamtfront der Armee zusammen, der Entscheidungsflügel überragte nicht mehr, sondern rannte frontal gegen den starken französischen Nordflügel. Allerdings war es diesmal kein bewußter Verzicht auf Flankenwirkung wie bei Königgrätz, sondern das Oberkommando wie auch das Große Hauptquartier suchten den tatsächlich bei St. Privat stehenden feindlichen rechten Flügel bei La Folie und Montigny la Grange. Unbegreifliche Aufklärung hatte dazu geführt, nur die südliche Hälfte der feindlichen Front als Gesamtheit anzusprechen. Obendrein glaubte man fälschlicherweise den Feind im Abzug über Briey. Auch diese fixe Idee konnte nur dem Fehlen jeglicher Aufklärung ihr Dasein verdanken.

Und sie zog weiter taktische Fehler nach sich. Lassen wir Graf Schlieffen selbst sprechen: „Der Kommandierende General des IX. Korps, v. Manstein, hatte seit dem Übergang über den Rhein hinter den anderen Korps her marschieren, ab und zu eine Reservestellung einnehmen müssen. Nur gerüchtweise hatte er von Siegen gehört, die andere weitab erfochten hatten. Jetzt endlich war er vorn, voll Begierde, sich seines Beuteanteils am Kampf und Sieg zu bemächtigen. Und nun hatte das Oberkommando gesagt, der Feind sei zum Teil auf Metz, zum Teil nach Nordwesten im Abzug. Keine Zeit war zu verlieren. Als

er nach raschem Ritt atemlos auf der Höhe westlich Verneville anlangte und durch sein Glas die weißen Zelte eines französischen Lagers bei Montigny la Grange erblickte, rief er voll Befriedigung: ‚Alle sind noch nicht weg; für die ist die Straße noch nicht frei, jetzt kochen sie ab.‘ Das also war der auf Briey abziehende Feind, soweit er überhaupt noch zu erreichen war. Das IX. Korps mußte jedenfalls den ihm in die Hände gefallenen Feind so schnell wie möglich angreifen, festhalten und vernichten. Die zwei Vorhutbataillone der 18. Division werden auf dem ihnen angewiesenen Weg nach La Folie belassen, die Artillerie der Division und des Korps jedoch auf den von Amanweiler nach Verneville abfallenden Höhenrücken batterieweise von rechts nach links eiligst vorgeschickt, Batterien, die mit ermüdeten Pferden nicht schnell genug galoppierten, mit harten Worten angelassen. Der Feind bei Montigny und südlich läßt nicht lange mit seinem Feuer auf sich warten. Das war vorauszusehen. Aber völlig überraschend ist es, daß auch südwestlich Amanweiler französische Batterien, zuletzt auf nicht mehr als 600 Meter das Feuer eröffnen. Daß die äußersten linken deutschen Batterien herumgeschwenkt werden, kann nicht viel helfen. ‚Von vorn, links und halb im Rücken nicht nur von einem furchtbaren Granat-, Schrapnell- und Mitrailleusenfeuer, sondern auch von einem mörderischen Schnellfeuer zahlreicher Schützenschwärme überschüttet, erlitt die Artillerie von Anfang an ungeheure Verluste.‘“

Das Oberkommando aber beharrte trotz des programmwidrigen Widerstands nördlich des angenommenen Feindflügels bei seiner Auffassung, der Feind sei im Abzug auf Briey, erklärte alles nördlich Montigny la Grange für vorübergehendes Frontmachen von Marschstaffeln und billigte nur den südlich stehenden Kräften ernsthafte Würdigung zu. Deshalb wurde die Entwicklung der linken Flügelkorps (Garde und XII.) durch das Oberkommando soweit nach Süden zusammengezogen, daß schließlich für die entscheidungbringende Umfassung noch eine ganze Brigade, die 48. des XII. Korps, übrigblieb. Und „was auf dem linken Flügel zu geschehen hatte, blieb dem selbständigen Ermessen der Divisionen, ja Brigaden überlassen“, sagt Graf Schlieffen. So trat an Stelle der Operation plumpes, stiermäßiges Anrennen gegen die feindliche Feuerfront. Der schließliche Erfolg ist der Übermacht und der Aufopferung der Truppen zu verdanken; das Verdienst der Führung besteht lediglich darin, die Blutopfer für diesen

Erfolg so hoch wie möglich getrieben zu haben. Die Führung durch die unterstellten Generalkommandos ergänzte hierin die Maßnahmen des Oberkommandos in durchaus entsprechender Weise. So trieb General v. Manstein die 3. Gardebrigade gegen zwei in Schützengräben eingenistete französische Divisionen bei Amanweiler ohne irgendwelche Artillerieunterstützung vor. Und General v. Steinmetz schmeichelte sich nach Zurückdrücken der feindlichen Vortruppen, den Gegner in die Flucht geschlagen zu haben, hetzte durch die Enge des Hohlwegs Gravelotte—St. Hubert Infanterie, Artillerie und sogar Kavallerie zur Verfolgung gegen die feuerspeienden Schützengräben der französischen Hauptstellung. Der Erfolg war, daß neben ungeheuren Verlusten ein regelloses Durcheinander von Truppen des II., VIII. und VII. Korps entstand, das noch bei Einbruch der Nacht in hoffnungsloser Verwirrung andauerte. Ein Gegner, der sich nicht an allen Stellen einer überwältigenden Übermacht gegenüber gesehen hätte, konnte hier eine Katastrophe erster Ordnung herbeiführen.

In den anschließenden Operationen, die in Sedan gipfelten, bot sich nur einmal, bei Beaumont, Gelegenheit, taktische Anordnungen zu treffen. Das Oberkommando der Maasarmee hielt auch hier am altbewährten Grundsatz fest, die Kräfte vor dem Zusammentreffen mit dem Feind zu vereinigen. So führte es über die vier Kilometer breite Linie Beaumont—Warniforet-Ferme drei Korps gegen den Feind, der bei Beaumont gesucht wurde. Der Gedanke, mit einem Korps östlich der Maas auf Mouzon vorgehend dem Feind den Rückzug abzuschneiden, war zu absurd, um in dem Gedankengang eines damaligen Armeebefehls Aufnahme zu finden. So kam es denn auch hier zu dem altgewohnten Erfolg, daß nach frontalem Aufeinanderprallen der eine schließlich der Übermacht, aber nicht der überlegenen Führung des andern weichen mußte. Der Weitermarsch auf Sedan war an sich auch in viel schmälerer Front angetreten worden, als es die vorhandenen Kräfte erlaubt hätten, von denen man zu allem hin noch vor der Schlacht ein Korps (VI.) und eine Kavalleriedivision nach hinten geschickt hatte. Ein Entkommen nach Mezières wäre aber im Laufe des 31. August einem entschlossenen Feind immer noch möglich gewesen, da er schon etwa zehn Kilometer westlich Sedan, halbwegs Mezières, an der am weitesten westlich angesetzten deutschen Flügelkolonne, noch dazu nur einer Division, vorübermarschiert gewesen wäre. Und diese konnte

frühestens am Abend des 31. August in der Flanke seiner Marschstaffeln auftreten. Da Mac Mahon es vorzog, sich dicht um Sedan zusammenzuziehen und dort ergeben sein Schicksal abzuwarten, war die Entwicklung der Dinge nicht mehr zu verderben.

Die Maasarmee fand lediglich noch Gelegenheit, nach alter Sitte zunächst zwei Korps auf zwei Kilometer Angriffsfront vor dem feindlichen linken Flügel zusammenzudrängen und mit dieser Staffel mehrere Stunden später als der rechte Flügel der Nachbararmee, mit der eigenen rechten Staffel, dem Gardekorps, wiederum später als mit der linken anzutreten. Die solchermaßen vereinzelt vorgeschickte Südstaffel (XII. und IV. Korps) geriet bei einem französischen Durchbruchsversuch in bedenkliche Gefahr, rechts aufgerollt und in die Chiers geworfen zu werden. Als dann das Gardekorps ins Gefecht trat, wurde sein Einsatz durch die enge Massierung der Südstaffel so weit nach Süden gezogen, daß es seinerseits immer noch vom französischen Nordflügel überragt und der Gefahr einem Flankenangriffs ausgesetzt war.

Es soll nun nicht verkannt werden, daß viele dieser taktischen Mißgriffe bis zu einem gewissen Grade zu erklären sind durch Unsicherheit und Ungewißheit, die im Kriege ja die Regel bilden. Daß man allerdings nicht danach strebte, durch geeignete Aufklärungsmaßnahmen dieses notwendige Übel nach Möglichkeit einzuschränken, war ein Grundfehler der damaligen Taktik. Aber auch der Milderungsgrund einer ungeklärten Lage vermag nicht alle verkehrten Maßnahmen zu entschuldigen. Diese entsprangen zwei Hauptfehlerquellen: erstens fußte die Gefechtsführung auf einer hochmütigen Unterschätzung der Feuerwirkung gegenüber der alles niederwerfenden Wucht des Infanterieangriffs. Was Fedor von Köppen der Infanterie des großen Königs nachrühmte:

„Als ging durch alle Glieder der Front ein eisern Niet,
Tritt sie vernichtend nieder in Staub, was nicht entflieht"

das glaubte man für ewige Zeiten ungeachtet aller Fortschritte der Waffentechnik als Evangelium anbeten zu dürfen. Der tief im preußischen Heere eingewurzelte Konservativismus, das eigensinnige Festhalten an veralteten Traditionen, die Abneigung, dem Neuen die gebührende Wertung zuzubilligen, das sind die Wurzeln dieses verhängnisvollen Irrtums.

Auf dem operativen Gebiet aber fehlte es zweitens an Verständnis

für die Lehren der Kriegsgeschichte. Graf Schlieffen sagt dazu: „Die Generation von 1870 lebte von Napoleonischen Überlieferungen. Was sie von sich als strategischen Schatz aus den Feldzügen des großen Kriegsmeisters geborgen hatte, war aber nicht die Periode seiner großen Siege von Marengo bis Friedland, sondern der Zeit des nachrussischen Niedergangs entnommen. Daß Ulm durch eine großartige Umgehung, Jena durch breite, umspannende Flügel, Austerlitz und Friedland durch Angriffe auf eine, Marengo durch solche auf beide Flanken gewonnen worden waren, blieb unbeachtet. Dagegen wurde die Einbildungskraft mächtig angeregt durch den riesenhaften Angriff bei Leipzig am 16. 10. 1813 gegen die feindliche Mitte und durch die wiederholten Versuche bei Waterloo, die englische Front zu durchbrechen. Daß gerade diese Angriffe mißlungen waren und das tragische Ende des korsischen Helden herbeigeführt haben, wurde über ihrer Großartigkeit vergessen. Seitdem galt als unumstößliche Bedingung des Sieges die Massenbildung vor der Schlacht. In tiefen, gedrängten Kolonnen sollte marschiert, in schmalen, tiefen Massen die Armee versammelt werden.

Mit dieser Napoleonischen Massentaktik waren die Deutschen an die Saar und an die Mosel vorgegangen. Im nachhaltigen, wohlgenährten Kampfe sollten sie mit Stoß auf Stoß die feindliche Stellung zum Einsturz bringen. Das auszuführen, versuchten sie denn auch bei Gravelotte und trugen einen glänzenden Mißerfolg davon. Bei St. Privat aber sehen die tiefen Kolonnen lange Linien vor sich, denen sie nicht beikommen können. In kürzester Zeit ist die seit Jena verurteilte Lineartaktik von Infanterie und Artillerie, wenn auch in roher Form, wiederhergestellt. Linie kämpft gegen Linie, und in diesem Kampfe siegt diejenige, die als die längere die feindliche Flanke umklammern kann. Instinktmäßig war man zu der alten Kampfweise zurückgekehrt, die Friedrich der Große mit den Worten empfohlen hatte: ‚Attaquieret sie brav mit unsere schwere Kanonen, mit Kartätschen beschossen und sodann ihnen die Flanke gewonnen.‘

Die Kriegsgeschichte wies die Schwächen von Angriff und Verteidigung. Es scheint aber, daß Moltke der einzige Mann des preußischen Generalstabes war, der sie erkannt und die richtigen Schlüsse daraus gezogen hatte. Allein seine Stellung räumte ihm nicht den bestimmenden Einfluß auf die Maßnahmen der Armeen ein, der durch Befehl hätte ersetzen können, was an verständnisvollem Eingehen bei den unter-

stellten Führern fehlte. So sehen wir die fein angelegten Kesselschlachten von Horitz-Josefstadt, von Königgrätz, von Lothringen und Bitsch-Zabern und schließlich die auf einseitiger Überflügelung aufgebauten Schlachten vom 16. und 18. August zu kunstlosen, schematischen Frontalkämpfen herabsinken, das Genie erstickt werden im Wust eigensinniger Rückständigkeit und Unbelehrbarkeit. Der Erfolg ist jedesmal derselbe. An Stelle des völligen Untergangs des österreichischen Heeres im Elbeknie trat die Notwendigkeit, gegen die entkommenen Teile, die den Kern zu neuen Heeren bilden konnten, die Operationen fortzuführen. An Stelle der Vernichtungsschlacht bei Bitsch-Zabern entkam Mac Mahon vom Schlachtfelde von Wörth nach Chalons und erforderte neue Schlachten, um unschädlich gemacht zu werden. Die Rheinarmee wurde nicht von Metz nach Luxemburg und Belgien abgedrängt und damit zum Abtreten von der Bildfläche gezwungen, sondern nur nach Metz hineingeworfen, und band dort ein Belagerungsheer von 200 000 Mann, die später operativ sehr schmerzlich entbehrt wurden. Aus einem Erfolg, der den Krieg mit einem Schlag beenden konnte, wurde jedesmal ein Schritt auf einer Siegesbahn, deren Länge nicht abzusehen war.

Vergleicht man den allgemeinen Stand an taktischen Fähigkeiten des deutschen Generalstabes und der aus ihm hervorgegangenen Truppenführer von 1914 mit denen von 1866 und 1870, so kann gesagt werden, daß von den drei Hauptschwächen der letzteren Periode, — die Strategie der Tiefe sowohl im operativen Aufbau wie in der Schlacht und der dadurch bedingte Verzicht auf Flankenwirkung, der Mangel an Aufklärung und schließlich die Technik und Gelände verachtende Taktik —, die erstere sich immerhin erheblich gemindert hat, wenngleich auch die von Moltke und Schlieffen gebotene, unübertreffliche Anleitung nicht ganz die Früchte trug, die ihr gebührt hätten. So manches, was die operative Führung im Weltkrieg zeitigte, hätte vor dem Urteil der Altmeister auch schwerlich bestanden. Der Lehrsatz Schlieffens, daß bei nebeneinander vorgehenden Kolonnen einem angegriffenen oder auf starken Widerstand gestoßenen Nachbar keine wirksamere Unterstützung gewährt werden kann, als dadurch, daß der Marsch in der bisherigen Richtung fortgesetzt und so der Gegner des Nachbarn, in der Flanke oder gar im Rücken bedroht, in die gefährlichste Lage gebracht wird, diese Grundlehre wurde in der Praxis immer wieder aus den Augen

verloren und dafür „auf den Kanonendonner marschiert". Durch taktische Entlastung begab man sich der reifenden strategischen Frucht.

So ließ sich die dritte Armee am 23. August 1914 durch die zweite Armee zu taktischer Unterstützung verleiten und verlor dadurch die Möglichkeit zur Operation. Und als am 29. August wiederum sowohl von rechts von der zweiten Armee, wie von links von der vierten Armee Hilferufe zum unmittelbaren Eingreifen westlich Hirson bzw. westlich Sedan an die dritte Armee ergingen, da schwankte das A.O.K. 3 lange, welchem Notschrei mehr Gehör geschenkt werden sollte, und entschloß sich schließlich für die Unterstützung der vierten Armee. Das einzig richtige aber wäre gewesen, keinem der Ansinnen stattzugeben, sondern beschleunigt geradeaus weiterzumarschieren auf Reims. Dann hätte die Armee einen Vorsprung gewonnen, der an sich zunächst den Widerstand von beiden Nachbarn entwurzelt hätte und weiterhin die Möglichkeit vernichtender Rückenangriffe gegen den einen oder anderen Gegner je nach den Forderungen der großen Lage geboten hätte. Das A.O.K. 3 aber verstieß gegen die im Frieden im Übermaß gepredigte Lehre Schlieffens. Die überholende Verfolgung unterblieb. Der Gegner entwischte unbehelligt. Man hatte wieder einmal einen „ordinären" Sieg erfochten.

Allein die Beispiele dafür, daß die Truppenführung in Verkennung der Lage und des großen operativen Leitgedankens Maßnahmen traf, die die Pläne der höheren Führung geradezu durchkreuzten, sind im Weltkriege weit seltener, wenn nicht überhaupt gar nicht zu finden. Die Hauptgedanken Moltkescher und Schlieffenscher Strategie — schon im Anmarsch die Umfassung zu erstreben, einen Schwerpunkt an der zur Entscheidung gewählten Stelle zu konstruieren — waren Allgemeingut der Führung geworden und wurden verständnisvoll angewandt. Die ungeheure Bildungsarbeit der beiden Männer springt klar ins Auge, die ernste wissenschaftliche Arbeit des deutschen Generalstabes auf dem Gebiete der großen Operation hatte ihre Früchte getragen.

Auch die zweite der Hauptschwächen der Taktik von 1866 und 1870, die mangelnde Aufklärungstätigkeit, war erfolgreich bekämpft worden. Ja, der Erfolg war hier wohl der vollständigste. Die Erkenntnis der Notwendigkeit der Aufklärung war nicht nur Gemeingut der Führung, sondern schlechtweg des Heeres überhaupt geworden.

Dagegen war es nicht gelungen, den Keim zu der dritten Krankheit

der früheren Taktik, der auf veralteten Dogmen aufgebauten Gefechtsführung, auszumerzen. Die Bewertung gegebener Faktoren, vor allem soweit sie Technik und Psychologie betrafen, krankte noch in ähnlicher Weise wie 1870 an dem Erbübel preußisch-deutschen Heerwesens, dem Konservativismus, der die Tradition über ihren gewiß nicht bestreitbaren Wert stellte. Hierüber ist an anderer Stelle Näheres ausgeführt (siehe Seite 29 ff.). Im Sinne Schlieffens lag dies wahrlich nicht. Allein seine Lehre fiel hier auf einen Boden, in dem der im preußischen Offizierkorps zu einer Art Ahnenkultus ausgebildete Hang am Alten die schwachen Keime beharrlich zernagte.

Eine weitere Schwäche des deutschen Heereskörpers, die übrigens wohl die meisten Heere teilten, darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, obgleich der Generalstab — wenigstens für die Friedenszeit — hierfür nicht verantwortlich gemacht werden kann: eine gewisse Neigung zum Schönfärben. Kein Frontoffizier wird ihr Dasein abstreiten. Sie äußerte sich als das Streben, Mängel nach Möglichkeit zu verdecken, die Truppe unter allen Umständen stets im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen. Der Kern war zweifellos Strebertum, bei manchem auch das durch persönliche Verhältnisse erzwungene Anklammern an die Einkünfte des aktiven Offiziers oder Erdienen einer höheren Pension. Auf diese Zusammenhänge einzugehen, würde aus dem Rahmen der Studie hinausführen. Der Generalstab hatte sich mit diesen Erscheinungen nur zu befassen, soweit sie dem Wert des Kriegsinstruments Abbruch zu tun drohten. Das war allerdings der Fall. Abgesehen von der harmloseren Spezies des „Türken", der in seinem Streben nach einem schönen Besichtigungsbild die Truppe immerhin doch übte, mußte dagegen ein „corriger la fortune" bei gefechtsmäßigen Schießen und ähnlichen Übungen, die Grundlagen für taktische Lehren abgeben sollten, wie es, wenn auch selten, gelegentlich vorkam, unbedingt verurteilt werden. Denn es brachte schwere taktische Irrtümer mit sich. Über den Schaden, den unkriegsmäßige Friedensübungen gestiftet haben, ist an anderer Stelle (Seite 31 ff.) Näheres gesagt. Der Generalstab mußte diese Schädlichkeit erkennen und zu beseitigen streben.

Gar erst im Kriege war dieses System streng zu verurteilen. Aber was in langer Friedensgewöhnung eingewurzelt ist, kann im Felde nicht von heute auf morgen ausgerottet werden. Wohl gab es hier keine

Türken, keine wohlwollenden Beobachter und Zielaufnehmer, allein das Streben, die eigene Persönlichkeit ins vorteilhafteste Licht zu setzen, fand andere Gebiete. Die von der O.H.L. eingeforderten regelmäßigen Berichte über den Kampfwert der Divisionen bargen für manchen Kommandeur eine schwere Versuchung, rosigere Farben aufzutragen als es die harte Wirklichkeit geboten hätte. Und wo diese Versuchung bewußt überwunden war, da strich das im Unterbewußtsein seit langen Jahren bestehende Streben, das Bild nicht gar zu sehr „verknallen" zu lassen, gar manches „erschöpft" und „müde" auf dem langen Weg, den der Bericht von Division über Generalkommando, A.O.K. und Heeresgruppe zur O.H.L. zurückzulegen hatte. Und die Folge war, daß der O.H.L. eine der elementarsten Unterlagen für reelle Kriegführung entzogen war: die absolute Wahrheit über den Zustand der Truppen, mochte sie auch noch so bitter und noch so peinlich für den Berichtenden sein. Rücksichtsloses Einschreiten gegen jeden Fall einer Wahrheitsbeugung auf diesem Gebiet, solange es noch an der Zeit war, hätte den Generalstab vor unheilvollen Irrtümern bewahrt, wie sie besonders das Unglücksjahr 1918 aufzuweisen hatte.

4. Kapitel

Die deutsche Friedenstaktik und die Ausbildung der Truppe

Eigene und feindliche Waffenwirkung, Bedeutung der moralischen Faktoren sind, wie auf Seite 3 ausgeführt, die Richtlinien für die taktischen Grundsätze und damit für die Ausbildung der Truppe. Da die Waffenwirkung mit zerstörender auch starke moralische Wirkung verbindet, stehen beide in enger Wechselwirkung.

Der moralische Wert einer Truppe ist abhängig von der Güte des Ersatzes und von der Zweckmäßigkeit der soldatischen Erziehung. Er wird daher bei einem Heere, dessen Geist nicht durch äußere Vorgänge (politische Umwälzungen u. a.) benachteiligt wird, im Laufe der Friedensjahre eine annähernd gleichbleibende Größe darstellen. Anders die Waffenwirkung. Sie wächst mit den Fortschritten der Waffentechnik, weist also eine dauernde Steigerung an materieller und moralischer Wirkung verbunden mit immer wieder neuen Ausdrucksformen auf. Die Fortentwicklung der taktischen Anschauungen und Grundsätze hat sich daher in erster Linie von der Entwicklung der Waffentechnik leiten zu lassen.

Der gute Techniker im Generalstab wird sie nicht unterschätzen, die Widerstandskraft der moralischen Faktoren gegenüber der Waffenwirkung wird der gute Psychologe nicht überschätzen. Der beherrschende Einfluß der dauernd wachsenden Größe gegenüber der mehr unveränderlichen Konstante muß erkannt und gewürdigt werden. Im deutschen Heere war diese Anschauung nicht scharf ausgeprägt. Es war dies die erklärliche Nachwirkung zweier Kriege, die eine Folge beispielloser Siege darstellten. Das gehobene Gefühl des Siegers entführt den Verstand allzu leicht vom Boden der Wirklichkeit. Die moralische Seite erfährt eine gewichtigere Bewertung, als ihr zukommt. Wird aber der weniger veränderlichen Größe in der oben erwähnten Rechnung der ausschlaggebende Einfluß gegenüber der veränderlichen zugestanden, so ist die natürliche Folge davon ein Hang am Altbewährten. Es entsteht dann der übergroße Konservativismus im Heerwesen.

Dieser Konservativismus war auch im deutschen Heere ziemlich herrschend geworden. Wenn Graf Schlieffen sagt: „Die Generation von 1870 lebte von Napoleonischen Überlieferungen", so ist bis zu einem gewissen Grade von der Generation von 1914 zu sagen, daß sie von den Überlieferungen von 1870 lebte. Die in lang zurückliegender Feuertaufe erworbenen Lorbeeren wurden unberechtigterweise zum Immortellenkranz. General Ludendorff kennzeichnet selbst diesen Konservativismus mit den Worten: „Das Beharrungsvermögen der Truppe ist groß. So war es im Frieden, so blieb es im Kriege." Das Beharrungsvermögen steckte aber im Frieden nicht nur in der Truppe, sondern auch sehr tief eingewurzelt in ihren Führern und Lehrmeistern. Graf Schlieffen, der für solchen Konservativismus zu klar sah, erfuhr selbst seine Zähigkeit, als er die bereits erwähnte Schaffung einer schweren Artillerie des Feldheeres erzwingen mußte. Aber seine Lebensfähigkeit, die in dem kraftspendenden Boden siegreicher Tradition wurzelte, vermochte auch er nicht zu unterdrücken. Eine unbewußte Ironie liegt darin, wenn gerade die besonders zäh am Alten hängenden Kreise im deutschen Heere sich mit Vorliebe als Träger und Hüter des friderizianischen *Geistes* bezeichneten. Der Geist Friedrichs des Großen war nicht mehr lebendig, so oft er auch zitiert wurde. Der fortschrittliche Heerkönig, der dem Kurfürsten von Sachsen am Vorabend des Siebenjährigen Krieges auf den Vorhalt, für sein Verlangen gebe es keinen geschichtlichen Vorgang, in geistreichem Spott erwiderte: „Ich weiß nicht,

ob Sie es wissen, daß ich mir etwas darauf zugute halte, originell zu sein", er müßte sich im Grabe umdrehen, hätte er so manches eigensinnige Festhalten am nicht mehr Zeitgemäßen ausgerechnet auf das Konto seines Geistes geschrieben sehen müssen.

Die Unterschätzung der Technik zugunsten der unwiderstehlichen Moral der Truppe spiegelte sich im ganzen deutschen Offizierkorps. Zu keinem Kommando fanden sich so wenige freiwillige Melder wie zu dem zur Militärtechnischen Akademie. Ihr Name „Schlosserakademie" kennzeichnet die Auffassung des deutschen Offiziers, der technisch-wissenschaftliches Streben als etwas seiner sozialen Stellung nicht so recht Entsprechendes ansah. Und diejenigen Truppen, deren Eigenart das Befassen mit Technik forderte, empfanden der lächelnden Herablassung des Offiziers einer „kämpfenden Waffe", wie die Infanterie und Kavallerie sich gerne nannte, gegenüber oft ein Gefühl der Verlegenheit. Der Feldartillerist besonders lehnte den Ruf des Technikers vielfach mit Leidenschaft ab. Ein Kasernenwitz, wie in solchen manchmal ein wahrer Kern steckt, behauptete, daß für ihn hinter der Kruppe der Stangenpferde die Waffe unanständig zu werden beginne. Die Tatsache, daß in der breiten Masse des Offizierkorps der Technik die geschilderte Achtung entgegengebracht wurde, ist der beste Beweis dafür, daß auch die leitenden Stellen des Heeres diese geringschätzige Auffassung teilten. Sonst hätten sie ihr ihrer Bedeutung entsprechenden Eingang in die Truppe verschafft. Im übrigen spricht auch aus dem Geist der Dienstvorschriften da und dort etwas verkümmertes technisches Verständnis, wie nachher ausgeführt ist.

Die notwendige Folge einer mangelhaften technischen Einsicht ist unzutreffende Bewertung der Waffenwirkung. Und naturnotwendig muß sich dies bei der Einschätzung des Feindes nachteilig geltend machen. Schon 1870 krankte die deutsche Infanterietaktik an diesem Selbstbetrug, nur erstickte das Siegesbewußtsein die nachherige Erkenntnis eigener Fehler. Das Schulbeispiel bietet der Angriff der ersten Garde-Infanteriebrigade auf St. Privat am 18. August. Graf Schlieffen schildert ihn wie folgt: „Die Brigade hatte früher gedeckt in der Schlucht von Homécourt gestanden, war aber dann, damit alles hübsch beisammen wäre, auf die Höhen in das Fernfeuer der Chassepots und Geschütze geholt worden. Platt hatten die Mannschaften hier auf der Erde gelegen und eine ganz ansehnliche Verlustliste aufstellen können. Wie eine

Erlösung aus der unerträglichen Lage wurden nach zweistündiger Rast die Kommandos zum Aufspringen, Anmarschieren und Rechtsschwenken aufgenommen. Zum nachhaltigen Angriff aus der Tiefe rückten vor: eine dünne Schützenlinie, vier Kompaniekolonnen, zwei Halbbataillone, vier Halbbataillone des zweiten, zwei Bataillone des dritten Treffens. Sobald das Ostende von Ste. Marie erreicht ist, werden mit halblinks-, fast linksum die tiefen Chausseegräben überschritten, und, um nicht hinter die vierte Brigade zu kommen, wird noch ein Stück weitermarschiert, dann bataillons- oder kompanieweise rechts eingeschwenkt. Die Verluste, die während der zweistündigen Rast noch verhältnismäßig gering gewesen waren, mehren sich, sobald die Brigade sich in Marsch gesetzt, erreichen eine erschreckliche Höhe beim Überschreiten der Chaussee und nehmen während des Flankenmarsches kaum ab. Eine ungeheure Staubwolke umgibt die dichte Kolonne, in die von rechts unausgesetztes Schnellfeuer hineinprasselt, Granaten einschlagen, während weiße Wölkchen ihren Inhalt auf die Paradesoldaten des Potsdamer Lustgartens entladen, die unbeirrt durch die auf sie eindringenden Schrecken mit „links und rechts" im unveränderten Gleichtakt weitermarschieren. „Vorwärts, vorwärts," mahnt beständig der Brigadekommandeur, General v. Kessel, „vorwärts" schlagen die Tambours, blasen die Hornisten, und vorwärts dringen die Grenadiere. Fatal, daß durch das fortwährende Fallen der Leute immer wieder Aufenthalt geschaffen wird, immer wieder von neuem Vordermann und Fühlung genommen werden müssen." Der Angriff wurde ohne einen Schuß Artillerievorbereitung unternommen.

Die Krankheit von 1870 bestand auch noch 1914. Viele Angriffe, besonders die des Spätherbstes 1914 an der Yser, wiesen dieselbe Fehlerquelle wie der Angriff vom 18. August 1870 auf: trügerische Unterschätzung der Waffenwirkung und Verkennung der Grenzen, die sie dem Infanterieangriff zieht. Der Geist des Feldmarschalls von Moellendorff, der bei Auerstedt die schwache preußische Infanterie mit einem gedankenlosen „Frische Fische, gute Fische" gegen den überlegenen Gegner hetzte, ging 1914 gelegentlich immer noch um wie früher. Aus der Unterschätzung der feindlichen Waffenwirkung heraus entstand die dichte Schützenlinie des deutschen Infanteriereglements. Die Absicht, die ihrer Bildung zugrunde lag, im Schützengefecht die Feuerüberlegenheit zu erringen, zeugt von einer Überschätzung der eigenen Waffenwirkung.

Der Kern beider Irrtümer ist mangelndes technisches Verständnis für Leistungsfähigkeit des Infanteriefeuers gegen Ziele von verschiedener Größe. Das Lehrgeld, das 1914 bezahlt werden mußte, war das gleiche wie 1870. Da damals der Krieg nach drei Vierteljahren zu Ende war, machten sich die nachteiligen Folgen dieser Unkosten bei der großen Übermacht nicht geltend, im Weltkriege fehlte in den letzten Jahren bitter die Blüte des Heeres, die eine alternde Taktik dem Konservativismus zum Opfer gebracht hatte.

Die strategischen Verhältnisse kommender Kriege zwangen das deutsche Heer zu rascher und kraftvoller Offensive, wie später (siehe Seite 77) ausgeführt. Naturgemäß mußte es also zu höchstgesteigerter Angriffskraft erzogen werden. Allein es ist doch nicht von der Hand zu weisen, daß in diesem Streben etwas zu viel des Guten geschehen sein mochte und damit die Forderung nach Erhaltung der Kraft über Gebühr in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Unterschätzung der Waffenwirkung rückte die Grenzen, die diese der jauchzenden Sturmflut des Furor teutonicus, „dem unaufhaltsamen Drange nach vorwärts", zu setzen vermochte, doch etwas zu weit. Die notwendige Folge dieses Trugschlusses waren erziehungspsychologische Trugschlüsse. Was dem ehrlichen Draufgängertum des Deutschen an Anpassungsfähigkeit abging, besaß der verschlagene Franzose. Dafür fehlte ihm der Schneid. Eine taktische Anschauung, die der Waffenwirkung das zukommende Gewicht eingeräumt hätte, mußte dazu führen, daß die Gefechtserziehung des deutschen Infanteristen ihm neben der Angriffsfreudigkeit ganz besonders auch das aus Gründen der Rassenpsychologie Fehlende zu geben hatte. Den Angriffsgeist besaß der Deutsche von Natur aus. Dagegen mußte die höchste Selbständigkeit dem einzelnen Manne anerzogen werden. In allen Lagen mußte er vor ein „Hilf dir selbst" gestellt werden. Die Gewandtheit des Franzosen in der Geländeausnutzung, im Patrouillendienst war es, die die Ausbildung zu geben hatte. Mit einer gewandteren Infanterie war eine rücksichtslose Offensive gerade so gut zu führen. Der Grund, die strategische Notwendigkeit offensiver Kriegführung habe eine allein auf Offensive, d. h. blindes Draufgehen gerichtete Infanterietaktik bedungen, ist nicht stichhaltig. Die Angriffe der deutschen Infanterie im Frühjahr 1918 zeigen zur Genüge, daß die Ziele strategischer Offensive durch eine Taktik, die den Drang nach vorwärts mit den Möglichkeiten der Waffenwirkung in

Einklang bringt, genau so gut, wenn man die Kräfteschonung berücksichtigt, sogar noch besser erreicht werden, als durch die Taktik, für die der Witz der Kriegsakademie den Namen der „wilden Sau" gefunden hatte. Daß die als Beispiel angeführten Angriffe vor Erreichen der Ziele stecken blieben, lag durchaus nicht an mangelnder taktischer Energie, wie die Anhänger des Alten triumphierend behaupten, sondern an andern Gründen, wie unter „Leitung der Operationen" (siehe Seite 219) ausgeführt. Da aber im deutschen Heere neben der Einsicht, daß künftige Kriege kraftvolle strategische Offensive erforderten, im Unterbewußtsein der Glaube lebte, daß die Taktik von St. Privat nach wie vor unaufhaltsam zum Siege führe, wenn auch auf blutiger Bahn, so legte dieses Glaubensbekenntnis den Schwerpunkt der Ausbildung naturgemäß darauf, in erster Linie ein unbedingt gehorchendes Instrument in die Hand der Führung zu geben. An Stelle der Gefechtserziehung trat mehr eine Art von Gefechtsdrill. Wenngleich die Dienstvorschriften pflichtschuldigst die Erziehung zur Selbständigkeit hervorhoben. Die Truppe wurde zur wundervollen Kampfmaschine, die reibungslos unter allen Umständen ihren Auftrag erfüllte oder starb, — solange sie Führer hatte. Das Warten auf Befehl erzog Mann und Unterführer zur Unselbständigkeit, vertiefte also einen rassenpsychologischen Fehler statt ihn zu beheben. Die Psychologie war bei der deutschen Taktik nicht ganz nach Gebühr zu Wort gekommen. Und daß ihre Mitwirkung für weniger wichtig gehalten wurde, lag an der unzutreffenden Beurteilung der Waffenwirkung. Ein Fehler zieht den anderen nach sich.

Der Niederschlag dieser Irrtümer war eine unleugbare Angriffshetze. Die Unterschätzung der feindlichen Waffenwirkung machte die Hinweise der Dienstvorschriften, daß die Schwesterwaffen der Infanterie, vor allem die Artillerie, ihr die Bahn zum Siege erst brechen müßten, zum toten Wort. Die Bedeutung ihres Zusammenwirkens, das, was der Franzose la liaison d'armes nennt, war bei uns nicht voll erkannt. Und die Folge davon war natürlich, daß die Ausbildung dieses Zusammenwirken nicht im erforderlichen Umfange erzwang. Wir glaubten, es durch die Befehlsgebung der Führung sichern zu können. So blieb es dem Ernstfall vorbehalten, die Schwierigkeiten dieses Zusammenwirkens aufzudecken. Und wie groß sie waren, das illustriert das bewegliche Klagen der Infanterie über die fehlende Unterstützung durch die Artillerie.

In den Friedensübungen wurde wohl nur selten versucht, festzustellen, ob das Verhalten der einzelnen Waffen diese Zusammenarbeit gewährleistet hatte. Die Folge davon war ein Nebeneinanderarbeiten der einzelnen Waffen. Die Grundbedingung der Zusammenarbeit fehlte: das gegenseitige Sichkennen. Die in der Hauptsache aus der Infanterie hervorgegangenen höheren Führer betonten in eigener Unkenntnis der Artillerie immer nur, daß letztere sich nach den Bedürfnissen der Infanterie zu richten habe. Es wurde nicht berücksichtigt, daß die Infanterie ihrerseits auch den Grenzen der Leistungsfähigkeit der Artillerie Rechnung zu tragen habe. Wie sollte sie auch! Dem Infanterieregimentskommandeur war ja die Artillerie eine geheimnisvolle Zunft. Er hatte sich nie Gedanken darüber machen müssen, ob wohl die Artillerie bei seiner Angriffshetze überhaupt Zeit zur Unterstützung hatte, ob nicht vielmehr seine Truppe ihr einfach weglief. Über das Instellunggehen, die Vorbereitungen des Schießens, die Wirkungsmöglichkeiten der Artillerie hatte der Infanteriegeneral meist sehr unklare Begriffe. Er hätte oft zutreffender den Titel „Spezial" geführt. Die 1866 übliche Eingliederung der Artillerie in die Marschkolonne ironisiert Graf Schlieffen mit den Worten: „Die Schlachten werden mit einer starken Artillerie entschieden. Um dies kostbare Mittel zum Sieg nicht zu früh zu verausgaben, wurde der Reserveartillerie in der Marschkolonne ein weit zurückgelegener Platz angewiesen. Es war auch gut für den Führer, wenn er möglichst spät in die Verlegenheit versetzt wurde, die fremde Hilfswaffe zu verwenden." Wer wird bei diesen Worten nicht an das Aushilfsmittel alter Infanteristen erinnert, bei denen jeder Gefechtsbefehl der Artillerie ein für allemal die Bekämpfung der feindlichen und den Pionieren die Erkundung von Brückenstellen zuwies. Damit waren diese fremden Hilfsvölker nutzbringend für längere Zeit beschäftigt. Die eigentliche Schlacht machte die Infanterie am besten allein.

Die gegenseitige Wesensfremdheit war in den Hauptwaffen des deutschen Heeres tief eingewurzelt. Zu ihrer Beseitigung geschah wenig, da sie eben als nicht allzu gefährlich beurteilt wurde. Teilnahme von Offizieren anderer Waffen als Zuschauer bei den Besichtigungen war in der Hauptsache die Brücke zum gegenseitigen Kennenlernen. Der Franzose, der die Bedeutung der liaison d'armes und die Vorbedingung für ihr Zustandekommen erkannt hatte, wählte den einfachsten Weg, um ein taktisches Sonderleben von Infanterie und Artillerie zu unterbinden.

Er versetzte die Offiziere, bevor sie in Dienstgrade kamen, die taktisches Führen mit sich brachten, zwischen den Waffen. Er schuf damit gewissermaßen ein Einheitsoffizierkorps und rottete das Übel gegenseitiger Verständnislosigkeit mit der Wurzel aus. Eine solche Maßnahme wäre im deutschen Heere unmöglich gewesen, denn sie verstieß gegen die Tradition. Bei uns hatte man ja im Gegenteil das ursprünlich vereinigte Offizierkorps der Feld- und Fußartillerie wieder getrennt. Man fühlte aber doch den Wert der französischen Maßnahme und suchte sie in einer Art zu übernehmen, die die Forderungen der Tradition schonte. Allerdings ging dabei der Wesenskern der französischen Einrichtung verloren, und es entstand eine blutleere Kopie. Es wurden nämlich durch die Generalkommandos einzelne Offiziere der Hauptwaffen wechselseitig zur Dienstleistung kommandiert. Der grundsätzliche Unterschied mit der anderen Einrichtung liegt auf der Hand. Der französische Infanterieoffizier, der beispielsweise zur Artillerie versetzt wurde, wurde ein Glied der neuen Truppe mit all derselben Verantwortung für seine dienstliche Tätigkeit, mit derselben Konsequenz für seine weitere Laufbahn wie jeder angestammte Artillerist. Und so lernte er die neue Waffe wirklich kennen, nach ihrer Leistungsfähigkeit und ihren Sonderbedürfnissen. In Deutschland dagegen faßte der zur Artillerie kommandierte Infanterieleutnant sein Kommando als frisierten Urlaub auf. Anzustrengen brauchte er sich auf keinen Fall, denn er war doch ein Gast, gegen den man höflich sein mußte; ein gutes Dienstleistungszeugnis war ihm also sicher. Und der Batteriechef, dessen Fürsorge er anvertraut war, war heilfroh, wenn der Gast sich nicht zum Dienst drängelte, vielleicht einen Zug führen oder gar eine Abteilung reiten lassen wollte. Er hätte ja alles verbockt, das „Bild" der Batterie verdorben. Er bekam ein altes Pferd, dem es nichts mehr schadete, wenn er es auf die Knie schmiß, und zottelte als Manövergast nebenher. Bei Besichtigungen mußte er natürlich gezeigt werden, aber er erhielt einen gewandten Unteroffizier als Souffleur, und da der Besichtigungstürke bekannt war, klappte es dann auch. Das Kommando verlief zu allgemeiner Zufriedenheit und ohne großen Nutzen. Der Krieg offenbarte die mangelhafte Zusammenarbeit. Dem Auge des Generalstabes, der die Schwierigkeiten des Infanterieangriffs in voller Würdigung moderner Technik erkannt hätte, wäre sie schon im Frieden nicht entgangen.

Es ist interessant, die Gefechtsvorschriften des deutschen und fran-

zösischen Heeres aus der Vorkriegszeit einander gegenüberzustellen und ihre Bewertung der technischen und moralischen Faktoren und die Art und Weise, wie sie das Zusammenarbeiten sichern wollen, zu vergleichen. Die moralische Wirkung findet nur im französischen Artilleriereglement Erwähnung, wenn es sagt: „Die Artillerie bietet durch ihre laute und kräftige Stimme und durch das Schauspiel der im Feinde zerspringenden Geschosse der Infanterie die moralische Unterstützung, die sie braucht, um sich den Drang nach vorwärts oder die Widerstandskraft auf der Stelle zu erhalten." Auch Oberstleutnant Paloque trägt in seiner Studie: „L'artillerie de campagne" den moralischen Einflüssen Rechnung, wenn er neben das materielle Hindernis, das feindliches Feuer dem Angriff der Infanterie in den Weg legt, von einem „obstacle peur" spricht: „Là, l'infanterie éprouve, avant de s'y engager, le sentiment que le terrain à parcourir, balayé par les feux ennemis, est trop dangereux pour qu'on puisse s'y aventurer: elle s'arrête hésitante et s'abrite avant d'avoir souffert." Hier soll also die moralische Wirkung des Artilleriefeuers der eigenen Infanterie das Rückgrat stärken. Umgekehrt soll es die feindliche Infanterie in ihrer Kampftätigkeit behindern. Oberstleutnant Paloque sagt dazu: „Eine Artillerie, die z. B. durch Beschießung die Infanterie einer befestigten Stellung in ihren Deckungen niederhält und sie dadurch am Schießen hindert, erfüllt ihre Aufgabe aufs wirksamste. Sie verursacht dem Gegner keine Verluste, denn er ist ja gedeckt; aber ihr Schrapnellfeuer würde ihm, wenn er die Deckungen verließe, schwere Verluste zufügen. Die Furcht davor (peur du shrapnel) hält ihn von eigener Wirkung ab." Die letztere Ausführung des Oberstleutnants Paloque ist bereits der Wesenskern der Feuerwalze Nivelles. Die Richtigkeit seiner Ausführungen ist durch die Ereignisse bewiesen. Bei uns wurde er in der Zeit vor dem Kriege abgelehnt und ihm vorgeworfen, daß er eine moralisch minderwertige Infanterie voraussetze. Für das hochwertige Material der deutschen Infanterie von 1914 mochte diese Auffassung zutreffen, nicht mehr aber für den Durchschnittswert einer Truppe nach längerer Kriegsdauer. Der Grund, warum Frankreich hier zu mehr skeptischer und, wie die Kriegserfahrung zeigt, richtiger Ansicht gekommen ist, dürfte wohl auch darin zu suchen sein, daß 1870 das französische Heer bereits am eigenen Leibe die moralische Wirkung gutliegenden Artilleriefeuers erfahren hatte (z. B. Bois de la Garenne bei Sedan). Dem deutschen

Heer fehlten in dieser Hinsicht eigene Erfahrungen, und die sind immer die wertvollsten.

Auf technischem Gebiet spricht aus dem Exerzierreglement für die deutsche Feldartillerie eine gewisse Abneigung gegen alle Möglichkeiten, die technischen Vorteile der Waffe auszunützen. Auch hier erteilte der Krieg dann harten Nachhilfeunterricht. Die verdeckte Stellung wurde nur ungern angenommen. „Sie sind nur bei genügender Zeit benutzbar und erfordern besondere Beobachtungsmaßnahmen.“ Und „um die Entscheidung im Infanteriekampfe herbeizuführen, muß die Feldartillerie ihr Feuer unter Verzicht auf die Vorteile verdeckter Stellung fast immer aus fast verdeckter oder offener Stellung abgeben“. Selbst in der Verteidigung „verlangt die Notwendigkeit, die beweglichen Ziele des Infanterieangriffs unter Feuer zu nehmen, ein rechtzeitiges Aufgeben der verdeckten Stellung“. Mangelndes technisches Fühlen erzeugte hier Mißtrauen gegen die Leistungen der Technik. Demgegenüber macht es das französische Reglement für die Feldartillerie den Artillerieführern zur Pflicht, „durch volle Ausnutzung der technischen Eigenschaften der Waffe“ die Truppe möglichst zu schonen, und sagt: „Die Artillerie nimmt vorzugsweise verdeckte Stellungen ein.“ Die Entwicklung des Krieges hat der französischen Artillerietaktik den Vorzug gegeben und uns zu ihrer Annahme gezwungen. Notgedrungen wurde der deutsche Artillerist zum Techniker.

In den den eigentlichen Kampf betreffenden Abschnitten decken sich die beiderseitigen Auffassungen mehr. Die Ansichten über Wesen und Möglichkeiten des Artilleriekampfes sind die gleichen. Dagegen betont das französische Reglement die Notwendigkeit der Zusammenarbeit als eine Pflicht der Truppe selbst: „Um wirksam zu sein, muß die Unterstützung der Infanterie durch die Artillerie in genau bestimmten Augenblicken eintreten, die allein der Angreifer vorhersehen kann, und ebenso an genau bestimmten Punkten, deren Bestimmung teilweise der Angreifer in der Hand hat, die aber zum anderen Teil durch das Verhalten des Feindes sich ergeben. Daraus folgt für alle Fälle die Notwendigkeit einer möglichst engen Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie.“ Das deutsche Reglement aber legt dies in die Hand des Truppenführers.

Die deutsche Auffassung vom Wesen des neuzeitlichen Kampfes unterschätzte die Waffenwirkung zugunsten des Furor teutonicus, überschätzte andererseits dieselbe Wirkung. So trug die Anleitung zum

Angriff auf eine befestigte Feldstellung der Feuerkraft der Maschinengewehre keine Rechnung, erwartete andererseits von dem Vorbereitungsfeuer der eigenen Artillerie zu lückenlose Arbeit. Diese Trugschlüsse wurzeln in unklaren Begriffen über die technische Leistungsfähigkeit moderner Feuerwaffen unter wirklich kriegsmäßigen Verhältnissen und gegen wirklich kriegsmäßige Ziele. Die damit verbundenen psychologischen Irrtümer sprachen der deutschen Infanterie eine übergroße Stoßkraft zu, die die Notwendigkeit höchstgesteigerter Unterstützung durch die anderen Waffen nicht zur gebührenden Bedeutung gelangen ließ.

Der obige Vergleich könnte den Anschein erwecken, als solle der Überlegenheit der französischen Taktik über die deutsche überhaupt das Wort geredet werden. Das ist durchaus unzutreffend und auch nicht der Zweck der Studie. Sie soll nur freimütig zugeben, was bei den Feinden besser war als bei uns. Und das war die Erkenntnis der Bedeutung von Technik und von psychologischen Faktoren und die daraus quellende nüchternere Einschätzung dessen, was die Infanterie aus eigener Kraft zu leisten vermag. Im großen Ganzen aber war die Ausbildung von Führung und Truppe im deutschen Heere der aller Gegner weit überlegen, abgesehen von den erwähnten Schwächen. Die französische Führung klebte noch an den Lehrsätzen der Napoleonischen Schule: „On s'engage partout et on voit." Anfassen auf der ganzen Front soll die schwache Stelle des Gegners weisen; auf sie wird der Stoß der Reserven, der „troupe de manœuvre" gerichtet. Die im französischen Generalstab bekannte deutsche Umfassungstaktik weckte gesteigerte Hoffnungen auf eine dünne Front, auf das Gelingen des Durchbruchs trotz aller Warnungen der Ära Napoleon, die Graf Schlieffen treffend kennzeichnet: „Wenn man nur wüßte, wo eine Lücke in der feindlichen Linie zu suchen ist, wo die schwache Stelle sich befindet, auf die der Sturmbock anzusetzen ist. Niemand kann es sagen. Der Feldherr hat die Bestimmung über seine Reserven verloren. Es ist eine Illusion, wenn er glaubt, sie dort verwenden zu können, wo die feindliche Schwäche zu finden ist. Er hat nur die Wahl, sie gar nicht oder zur Verstärkung des Frontalangriffs zu verwenden." Und die Gefahr, daß mit Suchen nach der günstigsten Durchbruchsstelle viel zu viel Zeit verloren gehen kann, daß dann der Angriff endlich als reiner Frontalangriff bei der heutigen Waffenwirkung zu langsamem Fortschritt verdammt ist, daß also die entscheidende Aktion erst im Entstehen sein

kann, ja sein muß, wenn bereits der Flügel der tödlichen Umklammerung erlegen, das ganze Gerüst aus den Angeln gehoben ist, diese Gefahr wird nicht erkannt oder nicht gewürdigt. Dies zeugt nicht für klares Abwägen bestehender Faktoren, wie Schwanken der Führung, Schwierigkeit des Frontalangriffs usw. Außerdem ist das ausgeklügelte System als Parade auf die drohende deutsche Umfassung zugeschnitten, also bereits ein halber Verzicht auf die Initiative. Es zeugt nicht vom Kraftbewußtsein, das ohne abzuwarten seinen selbstgewählten Weg zu gehen entschlossen ist, das das oberste Ziel der Kriegführung darin erkannt hat, dem Gegner das Gesetz des Handelns aufzuzwingen und ihn dann in operativer Fessel der Vernichtung zuzutreiben. Der deutsche Generalstab hat diese Aufgabe klar erkannt, dank der Ausbildung, die ihm von seinen Meistern zuteil geworden. Und deshalb steht die Leistung des deutschen Generalstabes trotz einzelner Irrtümer in der Wahl der Mittel turmhoch über den Leistungen der Feinde, deren bester, Frankreich, in schwächliche Resignation in der Sache selbst verfallen war.

5. Kapitel

Die deutsche Taktik im Kriege und die Erhaltung der Kampfkraft der Truppe

Die Aufgabe, die Kampfkraft des Heeres im Kriege zu erhalten, erfordert zweierlei: die Erhaltung und Steigerung des taktischen Wertes und die Erhaltung des moralischen Wertes. Ersteres wird erreicht durch die dauernde Anpassung und Vervollkommnung des Kampfverfahrens auf Grund der Erfahrungen über das Wesen des neuzeitlichen Kampfes mit all seinen technischen und anderen Entwicklungsmöglichkeiten, sowie durch Sicherstellung zahlenmäßig ausreichenden Ersatzes. Letzteres wird erreicht durch Aufrechterhaltung der Disziplin und der Stimmung des Heeres sowie durch Sicherstellung moralisch einwandfreien Ersatzes. Die Ersatzfrage wird an anderer Stelle („Organisation" siehe Seite 70) behandelt. Die Arbeit nach den anderen drei Gesichtspunkten soll hierunter besprochen werden.

Die Stimmung des Frontheeres wurzelt in der der Heimat. Auf ihre grundsätzliche Richtung konnte bei längerer Kriegsdauer der Generalstab nur mittelbaren Einfluß ausüben, indem er die heimischen Behörden von der Notwendigkeit einer Stimmungsführung in seinem Sinne zu

überzeugen vermochte. Unmittelbar mußte der absolute Stand der in ihren Richtlinien festliegenden Stimmung mit beeinflußt werden durch die allgemeine Kriegslage, die Anstrengung und die Versorgung des Frontsoldaten mit Verpflegung und anderen Lebensnotwendigkeiten und vor allem durch das Gefühl des Frontsoldaten, ob seine Leistungen bei der oberen Führung in seiner gerechten Behandlung im Vergleich mit anderen Kriegsteilnehmern eine entsprechende Würdigung fanden. In diesen Punkten konnten die Kommandobehörden des Feldheeres von der O. H. L. bis zur Division eine überaus nutzbringende Tätigkeit entfalten. Es ist hier natürlich unmöglich, alle die einzelnen Wege, die zum Herzen des Frontkämpfers führten, zu erwähnen und ihre mehr oder weniger zweckmäßige Benützung zu besprechen. Es kann nur eine beschränkte Auswahl derselben in das Bild hereingenommen werden und zwar — wie es im Wesen der Studie begründet liegt — solche, die sich der Tätigkeit des Generalstabes im besonderen eröffneten.

In seiner Arbeit auf dem Gebiete des Nachschubes an allem Kriegsbedarf konnte der Generalstab die Verpflegungslage des Frontsoldaten nach Kräften fördern. Die allgemeine Verpflegungslage der von ausländischer Zufuhr fast völlig abgeschnittenen Heimat zog hier allerdings schmerzlich enge Grenzen. Um so mehr muß anerkannt werden, was auf diesem Gebiet geleistet worden ist. In den Ruhm, sich in der Beschränkung als wahrer Meister erwiesen zu haben, darf sich der deutsche Generalstab mit den Feldverwaltungsbehörden teilen.

In seinem berechtigten Verlangen nach gerechter Behandlung der Militärpersonen, entsprechend ihren kriegerischen Leistungen und Opfern, fühlte sich das feine Gefühl des einfachen Mannes in zwei grundlegenden Punkten stark verletzt: in dem Maßstabe, der bei der Verleihung von Kriegsauszeichnungen angelegt wurde, und in der Behandlung des „Heimkriegers". Beides berührt Gebiete, die nicht in den Aufgabenkreis des Generalstabes eigentlich gehören. Allein eine gewisse Mitwirkung stand ihm in der ersteren Frage offen; in der letzteren mußte er scharf seine gegensätzliche Auffassung zu den eigentlichen Urhebern bekunden. Es war dies eine Forderung, die das schon öfters erwähnte psychologische Gefühl im Generalstabe erhoben hätte, wenn es im wünschenswerten Umfange vorhanden gewesen wäre.

Bei der Verleihung von Kriegsauszeichnungen kann man sich füglich auf die Grundsätze beschränken, nach denen das Eiserne Kreuz verliehen

wurde. Auf diese Auszeichnung blickte der Soldat als die eigentliche Kriegsauszeichnung. Ja mehr noch, er erblickte in ihr, wie auch das allgemeine Volksempfinden überhaupt, eine Auszeichnung für tapferes Verhalten vor dem Feind, entgegen den tatsächlichen Bestimmungen, die Verdienste im Kriege in weitestem Sinn als einzige Voraussetzung hatten. Aber das Empfinden des Heeres schlechtweg war nun einmal da und ließ sich nicht durch Bestimmungen aus der Welt schaffen. Und der moralische Wert des Heeres rechtfertigte die Opferung anderer Interessen. So wie die Bestimmungen für die Verleihung des Eisernen Kreuzes waren und wie sie weitherzigste Auslegung fanden, verletzten sie das Gefühl des Frontkämpfers. In der Verleihung des übrigen buntscheckigen Ordensflitters der einzelnen Bundesstaaten war eine ähnliche Sorge überflüssig. Bahnhofskommandanten und sonstige Etappenhäuptlinge, die im Schmucke dieser verschiedenen, für Tapferkeit und sonstige Mannestugend verliehenen Auszeichnungen prangten, kränkten den Mann aus dem Graben nicht. Er spottete gutmütig ihrer Sammelwut und neidete ihnen den Tand nicht. Für andere als vor dem Feinde selbst erworbene Verdienste standen also unbegrenzte Auszeichnungsmöglichkeiten zu Gebote, die mit dem Gefühl des Frontsoldaten in Einklang zu bringen waren. Wenn er aber sah, wie das für ihn höchste Ehrenzeichen, das Eiserne Kreuz erster Klasse, bei den Angehörigen höherer Stäbe, auch wenn sie nie oder nur in der „zahmen Zeit" des Krieges an der Front gewesen waren, eine Art von Vereinsabzeichen wurde, wenn Kommandanten der verschiedenen Hauptquartiere, Etappenoffiziere der mannigfaltigsten Schattierungen, hohe Beamte usw. das Kleinod trugen, das ihm nach einem halben Dutzend opfervoller Großkämpfe noch unerreichbar war, dann schwoll ihm die Galle. Und eigentlich mit Recht. Der Fehler lag hier in den Grundsätzen für die Verleihung dieser Auszeichnung nicht einmal so sehr wie vielfach in der Auffassung der zur Verleihung Berechtigten. Es gab autokratische Vorgesetzte, die das Eiserne Kreuz als eine Art persönlichen Gnadenbeweises vergaben, statt sich bewußt zu sein, daß sie in dieser Frage die Beauftragten des obersten Kriegsherrn waren und daß ihre Handlungsweise auf sein Ansehen zurückfiel. Und allen diesen Vorgesetzten standen Generalstabsoffiziere zur Seite. Von ihrem psychologischen Verständnis für das Denken des Mannes mußte man erwarten, daß sie die schwere Schädigung solchen Gebahrens für die Stimmung des

Heeres erkannten und daher ihren ganzen, im Kriege wahrlich nicht unbeträchlichen Einfluß dahin geltend machten, diesen Unfug abzustellen. Es ist oft geschehen, öfter nicht. Auf das allgemeine Tempo bei der Verleihung der ehrwürdigen Auszeichnung von Anfang an hätte der Chef des Generalstabes bei der Bedeutung der Frage ein Auge haben dürfen. Er hatte sicherlich unendlich Vieles, Wichtigeres zu tun; aber er war nun mal die Seele des Ganzen. Wenn man bedenkt, daß 1870 Moltke das Eiserne Kreuz erster Klasse erst nach der Schlacht bei Sedan erhielt, so hat die Ausbreitung des Eisernen Kreuzes im Weltkrieg 1914/18 eine Beschleunigung, die an galoppierende Schwindsucht erinnerte.

In der anderen Frage, der Behandlung der vom Dienst an der Front aus irgendwelchen Gründen befreiten Waffenfähigen, wurde noch mehr gegen das Gefühl des Feldsoldaten verstoßen. Die Behandlung der „Unabkömmlichen" stellt ein unerfreuliches Kapitel in der Geschichte des Krieges dar. Sie lag allerdings vorwiegend auf dem Gebiete der zivilen Behörden und militärischen Heimatbehörden. Ihren Gipfelpunkt erreichte sie in der Ausgestaltung des Hilfsdienstgesetzes. Es wurde dank der Arbeit des Reichstages vollständig verzerrt und der Gedanke der allgemeinen Dienstpflicht, sei es mit der Waffe an der Front, sei es in der Rüstungsindustrie, daraus ausgemerzt. Die Folge war eine tiefgehende Verbitterung des Frontsoldaten. Der Generalstab hat sich in dieser Frage redlich bemüht, diese Verballhornung zu verhindern, und war sich über deren schädliche Wirkung durchaus nicht im unklaren. General Ludendorff gibt dieser Auffassung in seinem Werk beredten Ausdruck. War also der Generalstab nicht in der Lage, das Verkehrte zu hindern, so wäre es psychologisch klug gewesen, in irgendeiner Weise der Front klipp und klar zum Ausdruck zu bringen, daß er selbst die geistige Vaterschaft bei diesem Wechselbalg entschieden und mit Recht ablehnte. Selbst auf die Gefahr hin, einen an sich gewiß nicht wünschenswerten Gegensatz zwischen O. H. L. und Regierung dadurch zum Ausdruck zu bringen. Er hätte dafür den ungleich wertvolleren Ruf beim Feldheere eingetauscht, seine Interessen, wenn auch erfolglos, vertreten zu haben. Das Vertrauen des Soldaten zu seinen Führern hätte damit eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Steigerung erfahren.

Neben der allgemeinen Stimmung im Feldheere war die Disziplin

der andere Hauptpfeiler des moralischen Wertes. Das deutsche Friedensheer war berühmt ob seiner unübertrefflichen Disziplin. Bei unseren Gegnern herrschte in dieser Beziehung eine weniger straffe Führung. Im Kriege entwickelte sich die Disziplin bei uns und bei den Feinden nach entgegengesetzten Polen. Während sie im feindlichen Lager stets an Schärfe gewann, sank sie bei uns zusehends. Von den in den deutschen Kriegsgesetzen vorgesehenen drakonischen Strafen fanden bereits im zweiten Kriegsjahre nur noch wenige Anwendung. Die Milde nahm in demselben Maße zu, wie die abnehmende Güte des Ersatzes ein Mehr an Strenge erforderte. Die Rückwirkung dieser Schwäche war bedenklich. Die Strafverbüßung wurde zum Asyl für Frontscheue. Das Drückebergertum war um einen Weg bereichert. Die Statistiken über Stand der Disziplinarvergehen weisen in den Zeiten vor Kaisers Geburtstag und anderen mit allgemeinen Amnestien verbundenen Terminen eine Steigerung auf, die zu denken gibt. Die schwere Schädigung, die einmal das Gesamtgefüge des Heeres und dann die Stimmung der guten Elemente durch diese Schwachheit zugefügt bekamen, ist sattsam bekannt. Das Gebiet der Militär-Rechtspflege war ebenfalls wieder eines von denen, die der unmittelbaren Einwirkung des Generalstabes entzogen waren. Es unterlag der Bearbeitung durch das Kriegsministerium. Wenn der frühere Kriegsminister v. Stein sagt: „Es ist eine uralte Erscheinung, daß Meuterei fast immer die Folge von Schlaffheit in der Anwendung von Strafen ist. Nur strengste Handhabung der Strafgewalt hat sich von der Zeit der römischen Konsuln bis auf den Marschall Foch als wirksamstes Gegenmittel erwiesen," so bringt er mit diesen Worten die Auffassung der O. H. L. zum Ausdruck. Das tatsächliche Ergebnis der Tätigkeit des Kriegsministeriums auf diesem Gebiet befriedigte aber die O. H. L. keineswegs. Inwieweit das ungekrönte Königtum des Reichtages hierin wieder einmal den Keim des Unterganges säte, ist hier nicht zu untersuchen. Es entspricht dem Rahmen der Arbeit, festzustellen, daß der Generalstab in dieser Lebensfrage das seinige getan hat. Allerdings vergebens.

Nach Besprechung der Arbeit des Generalstabes in der Erhaltung des moralischen Wertes des Feldheeres wenden wir uns seiner vornehmsten Aufgabe zu, die darin bestand, den taktischen Wert des Heeres zu erhalten und zu fördern. Neben der Sicherstellung ausreichenden Ersatzes — Aufgabe des Kriegsministeriums — wurde diese Aufgabe,

wie schon erwähnt, in erster Linie erfüllt durch sachgemäße Entwicklung der Taktik, des Kampfverfahrens. Wir befinden uns in dieser Frage wieder auf einem eigentlichen Gebiet des Generalstabes.

Tonangebend in taktischen und sonstigen militärischen Fragen blieb während des ganzen Krieges der westliche Kriegsschauplatz. Und hier verwies die Gesamtlage das deutsche Heer während der Jahre 1915 bis 1917 in die Abwehr. Naturgemäß brachten daher diese Jahre für das deutsche Heer nur Vervollkommnungen seiner Abwehrtaktik. Die erste Feuerprobe hatte die in den Krieg mitgebrachte deutsche Abwehrtaktik im Jahre 1915 zu bestehen. Die französischen Frühjahrsangriffe 1915, bekannt als Winterschlacht in der Champagne und Maioffensive bei Arras, fanden unsere Truppen in Stellungen, wie sie die bis zum Kriege gültigen Grundsätze für Anlage und Ausbau befestigter Feldstellungen gelehrt hatten. Als Verteidigungsanlage war ein einziger durchlaufender Graben ausgehoben, der als Kampf- und zugleich Wohngraben die Masse der Infanterie in sich auf engem Raume zusammendrängte. Die Linienführung wurde vorwiegend bestimmt durch die Forderung guten Schußfeldes. Die Deckungen gegen feindliches Feuer trugen im allgemeinen der im Feldkriege zu erwartenden Stärke Rechnung. Als Kampfaufgabe kannte die Truppe nur ein bedingungsloses Ausharren bis zum letzten Mann, bis zur letzten Patrone in diesem Graben, ein zähes örtliches Festklammern, ein erbittertes Ringen um jedes kleine Grabenstückchen. In der Beurteilung von Aufgabe oder Verlust einzelner Stellungsteile war nicht deren taktische Bedeutung oder Verteidigungsfähigkeit maßgebend, sondern lediglich der moralische Gesichtspunkt, daß es Ehrensache der Truppe sei, kein Fußbreit des ihr anvertrauten Bodens dem Feinde zu überlassen. Die nach diesen Grundsätzen kämpfende Truppe kam bei den erwähnten Angriffen des Frühjahrs 1915 erstmalig in die zusammengefaßte Wucht eines übermächtigen Artilleriefeuers, wie es bisher noch nicht gekannt war (Entstehung des Begriffs „Trommelfeuer"). Die örtliche Begrenzung des Zieles — ein einziger Graben — ermöglichte diese Dichte der Bekämpfung. Der Erfolg war entsprechend. Die treu bis zum bitteren Ende in ihrem Graben ausharrende deutsche Infanterie wurde im Verlauf der Artillerievorbereitung fast völlig vernichtet. Der französische Infanterieangriff brach, nachdem ihm in der Champagne ein Erfolg versagt geblieben, bei Arras auf acht Kilometer Front bis zu drei Kilometer Tiefe ein.

Der Weg zur Operation stand der feindlichen Führung offen. Denn namhafte deutsche Reserven waren nicht zur Stelle. Die im ersten Graben massierte Stellungstruppe war nach ihrer Durchbrechung aus dem Bild völlig verschwunden. Die Unfähigkeit der feindlichen Führung in der Ausnützung taktischer Erfolge trat hier erstmalig zutage, um die kommenden drei Jahre unvermindert fortzubestehen.

Trotzdem die strategischen Folgen des feindlichen Erfolges ausblieben, war er für die deutsche O. H. L. ein ernster Hinweis darauf, ihr Kampfverfahren zu revidieren. Die Forderung war, die Infanterie gegen die feindliche Artilleriewirkung zu schützen. Dies wurde einerseits angestrebt durch Anlage verstärkter Deckungen (betonierte und minierte Stollen), andererseits durch Zersplitterung des feindlichen Artilleriefeuers. Den Weg hierfür hatte das deutsche Festungsbauwesen in seinem Übergang vom Einheitswerk zur Gruppenbefestigung gewiesen. Ein zweiter Graben hinter dem bisher bestehenden sollte dieses Ziel erreichen. Für die eigene Truppe aber war er taktisch nur der „Wohn"graben, „Kampf"graben blieb nach wie vor der erste. In ihm hatte die Truppe zu kämpfen. Die Abhilfe hatte also lediglich den stellungsbautechnischen und noch nicht den taktischen Weg beschritten. Das Kampfverfahren als solches, der Kampf in einem einzigen Graben, das durch keinerlei taktische Sonderverhältnisse beeinflußte zähe Festhalten an jedem noch so bedeutungslosen Grabenstückchen, war unangetastet geblieben. Bei dem Konservativismus im deutschen Heere, seiner Einschätzung des moralischen Faktors war dies weiter nicht zu verwundern.

In Stellungen, die solchermaßen der Infanterie erhöhten Schutz gewährten, sah die deutsche Truppe den kommenden Herbstangriffen der Entente entgegen. In der Champagne rüstete Marschall Joffre zum entscheidenden Stoß; bei Arras trat diesmal zum erstenmal die Armee Lord Kitcheners auf den Plan. Die Gegner hatten ihre Artillerievorbereitung gegenüber ihren Frühjahrsangriffen nicht in dem Maße gesteigert, wie die deutschen Stellungen durch ihre technischen Verbesserungen an Widerstandskraft gewonnen hatten. Auf englischer Seite lag dies im besonderen an der von Marschall French bisher vergeblich bekämpften geringen Leistung der Kriegsindustrie. Infanterietaktisch hatten sie die Angriffstruppe auf schmaler Front (rund 25 Kilometer) in tiefen Stoßmassen zusammengeballt. Der Nachteil trat sofort zutage. Im Graben- und Hindernisgewirr war die napoleonische Stoßkolonne

unlenksam, nur die lose Linie wand sich rasch genug hindurch. So war der Erfolg der Ententeoffensive vom Herbst 1915 gleich Null. Die deutsche O. H. L. faßte dies als Beweis dafür auf, daß ihr Kampfverfahren, das sie in den Krieg mitgebracht hatte, an sich richtig war und nur des passenden stellungstechnischen Rahmens bedurft hatte, um Rückschläge wie im Frühjahr auszuschließen. Daß das Scheitern der Feindangriffe wie ausgeführt vorwiegend den Fehlern des Angreifers zuzuschreiben war, wurde nicht erkannt. Der Abgang Joffres und Frenchs mußte aber darauf deuten.

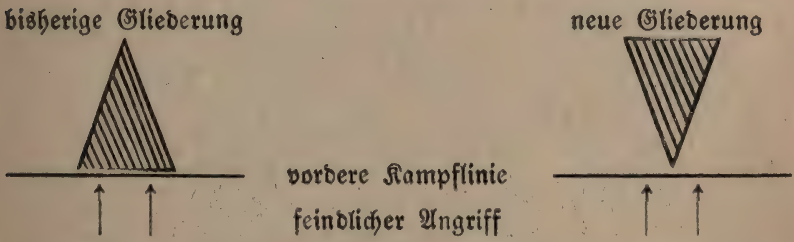
Im Jahre 1916 trat das deutsche Westheer zuerst als Angreifer auf. Seine Taktik war, abgesehen von der gesteigerten Artillerievorbereitung, die aber hier in der Tatsache wurzelte, daß in Verdun eine Festung angegriffen wurde, wenig von der des Jahres 1914 verschieden, bedarf also keiner weiteren Besprechung. Am 1. Juli desselben Jahres versetzte die Sommeschlacht das deutsche Heer erneut in die Rolle des Verteidigers. Die in der Sommeschlacht angewandte Taktik der Entente geht bereits auf die ersten Stellungskämpfe der Ententeheere an der Aisne im Oktober 1914 zurück. Marschall French schildert selbst, wie er als Zuschauer bei einem mißglückten französischen Angriff auf die Höhen bei Nouvron zum erstenmal den Eindruck hatte, daß in den kommenden Kämpfen die Technik, die Maschine den entscheidenden Einfluß ausüben werde, da der Feldzug im Westen als Angriff auf die Westfront der Festung Deutschland die Gesichtszüge des Festungskrieges aus der Strategie auch auf die Taktik übernehmen werde. Nach dem Fehlschlagen des — um im Bilde des Festungskrieges zu bleiben — abgekürzten Verfahrens vom Jahre 1915, war diese Erkenntnis zum Grundsatz erhoben worden. Die Westmächte hatten sich den Forderungen der Technik stets rascher und bereitwilliger angepaßt als der Konservativismus des deutschen Heeres. Sie gingen nunmehr planmäßig an den weitgehenden Ersatz des Menschen durch Stahl und Eisen. Mit den Mitteln der Technik wollten sie unter tunlichster Schonung der eigenen Menschenkräfte die deutsche Front zermürben, um dann die noch frische Infanterie die Bahn zum Siege betreten zu lassen, die die technischen Kampfmittel ihr gebrochen hatten. Der Gedankengang war die taktisch richtige Folgerung aus der Erkenntnis der Eigenart neuzeitlichen Stellungskampfes und der führenden Rolle der Technik. Auf strategischem Gebiet war nicht bedacht, daß die Zer-

mürbung des Verteidigers um so schneller sich vollzieht, je größer die Front ist, auf der die Zermürbungsarbeit vor sich geht. Diese Einsicht blieb Marschall Foch für das Jahr 1918 vorbehalten. Nach Fehlschlag des abgekürzten Verfahrens schritt die Entente zur förmlichen Belagerung. Ihr Angriff traf auf einen Verteidiger, der diesen Kampfmitteln zunächst keineswegs gewachsen war. Die Westmächte hatten ihre in der Verteidigung von Verdun gewonnenen Erfahrungen über die Stärke von Feldbefestigungen neuzeitlicher Bauart richtig umgewertet in die Forderung planmäßiger, jeden Quadratmeter deckender Artillerievorbereitung. Durch eine ungeheure Überlegenheit in der Luft wurde die Wirkung der vervielfachten Angriffsartillerie auf ein Höchstmaß gesteigert. Die Infanterie stieß mit zahlreichen Maschinengewehren sprungweise unter dem Feuerschutz der Artillerie vor. Die ersten Tanks wurden ihre Sturmböcke. So wurde die Sommeschlacht zur ersten „Materialschlacht". Die Richtigkeit dieser Grundsätze hat der taktische Erfolg erhärtet. Auf 30 Kilometer Front gelang dem Angreifer ein Einbruch von schließlich 12 Kilometer Tiefe. Daß sich der operative Durchbruch nicht anschloß, liegt bei dem Erbfehler der feindlichen Strategie. Die deutsche O. H. L. aber konnte sich nunmehr dem Eingeständnis, daß ihr Kampfverfahren gegenüber den Leistungen neuzeitlicher Technik veraltet war, nicht länger verschließen. Die Erkenntnis hätte bereits im Frühjahr 1915 bei Arras dämmern können. Der deutsche Konservativismus fand im Stellungsbau noch einmal ein Auskunftsmittel, um das Leben der teuren alten Grundsätze retten zu können. Es war eine Galgenfrist. In der Sommeschlacht siegte endgültig die so lange verneinte Technik über den Konservativismus. Ein Glück für das deutsche Heer war es, daß in dieser krisenschweren Zeit in dem organisatorischen Genie General Ludendorffs der Geist des Fortschrittes bei der O. H. L. eingezogen war. Das Unzeitgemäße der bisherigen Taktik erhellt am besten aus seinen Worten: „Damals wurden die vordersten Gräben noch dicht besetzt. Unterstände und Keller füllten sich beim feindlichen Artilleriefeuer. Der unter dem Schutz des Trommelfeuers angreifende Feind war schneller im Graben oder in den Dörfern, als die Besatzung aus ihren Unterschlupfen herauskriechen konnte. Die tiefen Unterstände und Keller wurden oft zu verhängnisvollen Menschenfallen. Die Infanterie focht zu eng und zu starr, sie klebte zu sehr am Geländebesitz; hohe Verluste

waren die Folge. Der Verbrauch an physischer und seelischer Kraft war unermeßlich, die Divisionen konnten oft nur wenige Tage in Stellung bleiben." Daneben litt die deutsche Truppe noch unter einer geradezu erdrückend gewordenen Unterlegenheit auf allen technischen Gebieten. Während die Feinde durch Maschinen aller Art die Menschen zu schonen erfolgreich bestrebt waren, arbeitete die deutsche Abwehr fast ausschließlich mit Menschen.

Die letztere Unterlegenheit zu beheben, war die Aufgabe der heimischen Organisation. Was die befruchtenden Gedanken des neuen Leiters der deutschen O.H.L. mit der Schaffenskraft der heimischen Industrie vereint auf diesem Gebiete schufen, ist unter dem Namen „Hindenburgprogramm" zur Genüge bekannt. Die Unterlegenheit auf rein taktischem Gebiet auszugleichen, war allein Aufgabe des Generalstabes. Zunächst mußte hier mit bisher grundlegenden Begriffen gebrochen werden. Die Verteidigung durfte nicht mehr starr, sie mußte beweglich geführt werden. Die Rücksicht auf Schonung der Menschenkraft verlangte die Möglichkeit des Ausweichens, wenn die feindliche Feuerwirkung das Besetzthalten der Stellung mit allzugroßen Verlusten verknüpft hätte. Allerdings durfte es nur ein vorübergehendes Ausweichen sein, durfte nur solange dauern, wie seine Voraussetzung, das überstarke Feindfeuer, bestand. Das traf äußerstenfalls bis zum Einsetzen der Infanterieangriffe zu. Dann mußte der anschließende Kampf für den Verteidiger wieder in der alten Stellung endigen. An die Stelle des Kampfes im ersten Graben trat der Kampf um den ersten Graben. Vom psychologischen Standpunkt aus ist zu bemerken, daß diese Taktik, die Wiedernahme bereits aufgegebenen Geländes aus eigenem Antrieb, eine hochstehende Gefechtsmoral der Infanterie voraussetzte. Damals traf dies noch im erforderlichen Maße zu; später, als die Beweglichkeit der Verteidigung noch größeren Spielraum nach der Tiefe gewann und die Moral der Truppe gesunken war, zeitigte die förmliche Erlaubnis des Nachgebens unerwünschte Ergebnisse (siehe Seite 208). Die Möglichkeit eines durch die Wucht der technischen Hilfsmittel erzwungenen Einbruchs mußte trotzdem berücksichtigt werden. Ihr war nur zu begegnen, wenn die Verteidigung nicht allein in der Beweglichkeit ihrer Führung, sondern bereits in ihrem ganzen Aufbau eine entsprechende Tiefe aufwies. Je tiefer der feindliche Keil eindrang, auf um so stärkeren und frischeren Widerstand mußte er

stoßen. Die Verteidigung mußte also eine Tiefengliederung aufweisen, die nach hinten an Stärke zunahm. Graphisch ausgedrückt, bedeutete daher die neue Taktik für die Kräftegliederung die völlige Umkehr des bisherigen Grundsatzes, die Masse der Infanterie in den vordersten Graben zu zwängen. Aus der Verteidigungs linie wurde die Verteidigungs zone. Und in ihr mußte der Kampf nach dem Leitgedanken geführt werden, daß das Schwergewicht der Menschenverluste



dem Angreifer zugeschoben wurde. Nicht mehr der bedingungslose Geländebesitz war zu fordern; das Festhalten des Bodens war nur da berechtigt, wo sein Übergang in Feindeshand der deutschen Truppe auf die Dauer schwereren Schaden zufügen mußte — z. B. durch Gewinnung beherrschender Beobachtungspunkte — als der Feind selbst bei der Gewinnung oder der Verteidiger bei der Behauptung erleiden konnte. Diese Regel hatte naturgemäß nur allgemeine Gültigkeit. Im Einzelfall stand die Entscheidung bei der Führung. Aber es war wichtig, daß der Grundsatz des unbedingten Festklammerns, wie ihn die alte Schule aus Gründen der Moral gefordert hatte, aufgegeben war. Weiterhin mußte die Schonung der eigenen, die Zermürbung der feindlichen Kraft in der großzügigen Anwendung der Maschine gesucht werden. Damit wurde vor Einsetzen der Feindangriffe die artilleristische Maschine, das Geschütz, der Hauptträger der Verteidigung, indem es in offensiv geführtem Feuerkampf die Menschen des Angreifers zu fassen suchte, solange er eigentlich auch erst seine Maschinen arbeiten lassen wollte. Es entstand der Begriff des Vernichtungsfeuers. Nach Beginn der Infanterieangriffe ging die Hauptrolle der Verteidigung, immer noch verbunden mit der Artillerie, auf die infanteristische Maschine, das Maschinengewehr, über. Schachbrettförmig nach der Tiefe auseinandergezogen lagen die Maschinengewehrnester im Gelände versteckt. Von immer neuen Ecken und Winkeln des Geländes

mußte sich ihre Bleibrause auf den feindlichen Einbruch ergießen und ihn schwächen. Die Endentscheidung lag einem unabänderlichen Gesetz zufolge schließlich doch beim Menschen. Wenn die Maschinen der Abwehr den Angriff zernagt hatten, dann warf der Gegenstoß der Verteidigungsinfanterie den Angreifer zurück. Die Maschinen konnten nur hemmen und begrenzen, wiedergewinnen konnte nur der Mensch. Auch dem Stellungsbau drückten die neuen Anschauungen ihren Stempel auf. Die schwindelnd rasche Feuerfolge des Maschinengewehrs schraubte die Anforderungen an das Schußfeld zurück. Wenige Dutzende von Metern genügten. Damit war die Anlage der Gräben auf dem Vorderhang einer Geländewelle, um möglichst weiten Überblick aus ihnen zu haben, überflüssig geworden. Ihr Nachteil, daß wer sehen will auch selbst gesehen ist, daß also Vorderhangstellungen der Erdbeobachtung der feindlichen Artillerie und damit dem Schicksal des Zertrommeltwerdens ausgesetzt sind, überwog und führte zur Anlage von Hinterhangstellungen.

War in diesen Gesichtspunkten die Taktik für die kämpfende Truppe festgelegt, so mußte nunmehr auch noch die örtliche Führung ihre Richtlinien erhalten. Die Vorschrift für die Führung in der Abwehrschlacht sah ein erstes Überranntwerden der Front bei einem Großangriff auf Grund der Sommeerfahrungen vor. Sie wollte den Gegner, wenn er über die erste Stellung hinaus im Vorgehen war und voraussichtlich durch Verluste und unvermeidbare Reibungen in seinem Gefüge gelockert war, dazu unter dem Druck einer ungeklärten Lage stand, mit frischen Truppen im Gegenstoß anfallen und in seine Ausgangsstellung zurückwerfen. Diese Truppen sollten als „Eingreifdivision" rechtzeitig dafür bereit stehen. In dem „rechtzeitig" lag die Schwierigkeit. Zunächst war es eine vielumstrittene Frage, wie weit man den Angriff laufen und sich verbrauchen lassen sollte, bis der Gegenstoß ihn traf. Von mancher Seite befürwortete man ein möglichst unmittelbares Einsetzen, solange der Angreifer noch im Graben- und Hindernisgewirr der Stellung selbst verstrickt war. Andere wieder schlugen den vielbesprochenen „Gegenstoß aus der Tiefe" vor, der von weit seitwärts-rückwärts her in die Flanke eines Einbruchs stoßen sollte. Der richtige Kern der letzteren Auffassung ist der, daß der Gegenstoß flankierend geführt am wirksamsten ist. Dagegen war der Weg, auf dem sie diese Flankierung suchte, in seinen Anfängen zu weit nach hinten gelegt. Der Gegenstoß

mußte so nahe dem Brennpunkt des Kampfes wurzeln, daß er noch in den eigentlichen Kampf um die erste Stellung eingreifen konnte und den Angreifer so im Augenblick vielseitigster Beanspruchung traf. Auf einer weit zurückliegenden Grundlage aufgebaut, mußte er zu spät kommen, wie vor allem die Augustschlacht des Jahres 1917 bei Verdun bewies. Schon auf ihrem Vormarsch frühzeitig erkannt und beschossen, trafen die Eingreifdivisionen hier auf einen Gegner, dem nach Überwinden des ersten Widerstandes eine ausreichende Kampfpause gegönnt war, und der daher wohlgeordnet, zur Abwehr mit Maschinengewehren und vorgezogenen Batterien tief gegliedert den Gegenstoß erwartete. Den Gegenstoß konnte, wie es in seinem Wesen als Glied einer fließenden Kampfhandlung bedingt war, nur ein kurzer Feuerschlag vorbereiten und begleiten. Zur Erschütterung eines zur Abwehr gegliederten Verteidigers genügte er selten. So blieben die, sei es bewußt oder unbewußt, zum Gegenstoß aus der Tiefe angesetzten Eingreifdivisionen meist verlustreich in der Höhe der zurückgewichenen Fronttrümmer liegen. Die Vorschrift für die Führung in der Abwehrschlacht ließ in solchen Fragen der örtlichen Führung richtigerweise größeren Spielraum.

Das neue Abwehrverfahren bewährte sich, nachdem es bei der englischen Frühjahrsoffensive 1917 bei Arras nicht sinngemäß angewandt wurde, in der Abwehrschlacht an der Aisne und in der Champagne im April 1917 glänzend. Die Verteidigung durch Maschinen zerfraß die Angriffsmassen derart, daß sie nicht nur den Angriff selbst, sondern auch seinen Führer, Nivelle, den „buveur de sang", zu Fall brachte. In den folgenden Großkämpfen paßte sich nun der Feind seinerseits dem neuen Abwehrverfahren an. Den Durchbruch in einem Zuge vereitelten die immer geschickter geführten Gegenstöße der Reserven von der Reservekompanie bis zur Eingreifdivision. Der Angreifer mußte danach trachten, spätestens dann, wenn die wuchtigeren dieser Gegenstöße zu erwarten waren, d. h. nach Überrennen der ersten Stellung, bereits wieder in die Rolle des abwehrbereiten Stellungskämpfers zurückgefallen zu sein. Seine Angriffe durften also nur noch kurze Sprünge darstellen. Der Angriff mit begrenztem Ziel entstand aus dieser Erwägung. An ihm zerschellten nun wieder die Gegenstöße unserer Eingreifdivisionen, wie das schon erwähnte Beispiel von Verdun 1917 und die zweite Hälfte der Flandernschlacht 1917 zeigte. Die englische

Flanderntaktik formte das deutsche Abwehrverfahren wiederum etwas um. Der Gedanke der Emanzipation vom Graben, die Flächenverteidigung in ihrer reinsten Form, entstand in Flandern. Hier lehrte die harte Wirklichkeit zuerst, daß im grabenlosen Trichterfeld der Verteidiger zwar äußerst unbequem lebte, aber dafür um so weniger zusammengefaßtem Beschuß ausgesetzt war. Die Infanterie wurde für den angreifenden Artilleristen einfach vom Trichterfeld verschluckt. Auf Fliegerbildern zeigte sich nur noch eine gekörnte, wie griesige Erdoberfläche, auf der alle hervortretenden Punkte, Ortschaften, Waldstücke, Höfe usw. ausradiert waren. Wo der Freund aufhörte und der Feind anfing, war schwer zu entscheiden. Gar nicht festzustellen aber war, wenn einmal auch diese Trennungslinie glücklich gefunden war, wo der Gegner dicht, wo zerstreut lag. So verminderte sich die Planmäßigkeit des Beschusses erheblich. Und da es im Trichterfeld keine Unterstandsgruppen gab, um die sich die Kompagnien ballten, ergab sich die Tiefengliederung von selbst. Hier entstand zuerst das, was man später „Vorfeld" taufte, das nur mit Maschinengewehrgruppen dünn besetzte Kampffeld zunächst am Feinde. Es sollte die Kraft des feindlichen Angriffs aufsaugen, seine Besatzung hieß daher in Flandern ursprünglich „Schützenschwamm". In der folgenden Zone lagen die Gegenstoßreserven versteckt. Dem im Vorfeld von unsichtbaren Gegnern zerzausten Angriff sollten sie, Lücken und entstandene Frontverwerfungen ausnützend, in die Flanke fallen. Die Eingreifdivision wurde aufgegeben. An ihrer Stelle vertiefte sich die Besetzung der Stellung durch Aufstellung von Divisionen zweiter Linie, in Kampfgruppen zerlegt, hinter der eigentlichen Stellungsdivision.

Das von der Truppe in Flandern instinktmäßig Geschaffene wurde durch Unterscheidung von Vorfeld und Hauptwiderstandslinie in das System einer Vorschrift gebracht. Stellungen, die infolge besonders ungünstiger Verhältnisse sich für nachhaltige Verteidigung überhaupt nicht eigneten, sollten als „Vorfeldzonen" behandelt, d. h. in ruhigen Zeiten nur gegen Patrouillenangriffe gesichert, bei Großangriff aber aufgegeben werden. Der Widerstand war erst in der dahinter liegenden, ursprünglich zweite Stellung gewesenen, „Großkampfzone" zu leisten. Für Sonderfälle, wie die Stellung im Wytschaetebogen, auf dem Toten Mann und der Höhe 304 nordwestlich Verdun, paßte dieses Verfahren. Für seine allgemeine Anwendung barg es zu große prak-

tische Schwierigkeiten. Vor allem war es leicht gesagt, unendlich schwer aber zu entscheiden, wann ein Patrouillenunternehmen, wann ein Großangriff sich gegen diese Vorfeldzone zu entwickeln begann, wann sie also zu halten, wann freiwillig aufzugeben war. Beide leiteten — besonders nach dem englischen Novemberangriff bei Cambrai — ein mächtiger, aber kurzer Feuerschlag ein. Der unglückliche Hauptmann, bei dem als Führer des Vorfeldbataillons diese schwere Entscheidung lag — denn eine solche von Brigade oder Division einzuholen, blieb schwerlich Zeit — traf eintretendenfalls mit Sicherheit das Verkehrte. Um daher einem allzu leichten Stellungsverlust an feindliche Unternehmungen, die als Großangriffe angesprochen wurden, vorzubeugen, befahl die O.H.L., daß diese ganzen Begriffe nur für die Führung bestünden, für die Truppe sei da ihre Großkampfzone, wo sie eingesetzt sei. Das war richtig, machte aber die ganze Einteilung illusorisch. Denn bis sich bei der zur Entscheidung berufenen Behörde — in der Regel das A.O.K. — eintretendenfalls die Entscheidung gebildet hatte und auf dem Wege zur Front begriffen war, war dort entweder das Patrouillenunternehmen abgewiesen oder der Großangriff hatte die schwach besetzte erste Stellung (für die Führung „Vorfeldzone") überrannt. Die kunstvollsten Systeme wurden ersonnen, um bei Wegfall feindlicher Angriffsvorbereitungen, wie bei Cambrai, diese schwierige Preisfrage richtig und vor allem rasch lösen zu können und die schnelle Räumung der Vorfeldzone auch ohne Vorbereitung zu ermöglichen. Es war gut, daß die Probe aufs Exempel ihnen erspart blieb, da der Krieg für Deutschland im Angriff und beweglichen Rückzug endete.

So hatte sich denn die deutsche Taktik zum Schluß nochmals dem Angriff zuzuwenden. Im Winter 1917/18 mußte die einseitig zum Abwehrvirtuosen gewordene Führung und Truppe auf den Angriff umgestellt werden. Die Infanterie mußte mit früher grundlegenden Ansichten brechen. Die Technik hatte die Feuerquelle mehr und mehr aus der Hand des einzelnen Schützen genommen und sie in der Maschine vereinigt. Der Hauptträger der Verteidigung war das Maschinengewehr geworden. Über dieses konnte die Infanterie nicht mehr nach alter Lehre im Schützengefecht die Feuerüberlegenheit erringen. Der fernwirkende Feuerkampf ging mehr oder weniger vom einzelnen Infanteristen auf Hilfswaffen über. Der Infanterist selbst wurde zum Nahkämpfer. Und er war aus eigener Kraft nur zum Kampf gegen

Menschen befähigt. Maschinen konnte er in der Hauptsache lediglich heldenmütiges Ausharren entgegensetzen. „Die Bahn zum Siege" mußte ihm — um mit den Worten des alten Reglements zu sprechen — zunächst die artilleristische Feuervorbereitung brechen. Sie war gegen früher an Stärke und Dichte ungeheuer gewachsen, wie nachher ausgeführt ist. Immerhin war es ausgeschlossen, daß eine Feuervorbereitung, die sich nicht auf Wochen erstreckte — und das verbot die Forderung der Überraschung —, jedes Leben beim Verteidiger erstickte. Einzelne Maschinengewehre blieben erhalten, und an ihrer verdichteten Feuerkraft mußte der Infanterieangriff scheitern, zum mindesten übergroße Opfer fordern. Das lehrten die Angriffe der Feinde. Also mußte die artilleristische Wirkung diesen Verteidiger, solange es mit der Sicherheit der eigenen Infanterie vereinbar war, in der Deckung niederhalten. Daraus entstand die beim Gegner seit 1916 gebräuchliche „Feuerwalze", das Begleitfeuer des Infanterieangriffs. Aber auch ihr „Durchkämmen" der feindlichen Stellungszonen konnte einige Widerstandsnester, Maschinengewehrschützen oder vorgeschobene Geschütze, verschont haben. Das Allheilmittel der Friedenstaktik, der Furor teutonicus, hatte an Kredit verloren. Der angreifende Schütze lag den Widerstandsnestern ziemlich machtlos gegenüber. Zu ihrer Niederkämpfung waren der Infanterie Begleitbatterien beigegeben worden. Noch näher zur Hand waren die leichten Minenwerfer und die schweren Maschinengewehre des Bataillons. Ihr Feuer mußte das zähe Leben dieser Verteidigungszentren auf nächste Entfernung vernichten. Mit Gewehrgranaten konnte der Schütze selbst noch mitwirkend eingreifen. Erst nachdem diese Hilfswaffen in ihren verschiedenen Abstufungen und in gegenseitiger Ergänzung die Träger vernichtender Feuerkraft aus dem Wege geräumt hatten, konnte der Nahkämpfer das freigemachte Gelände besetzen. Den Erfordernissen des modernen Maschinenkampfes mußte sich auch die taktische Kampfform der Infanterie anpassen. Der Widerstand wurde rein defensiv nicht mehr von Menschen geleistet. Die Stoßwucht der dichten Schützenlinie im Angriff mit der blanken Waffe war also kein Erfordernis mehr. So schied diese Gefechtsform aus. Es blieb nur noch die möglichst dünne Ziele bietende, lichte Schützenwelle übrig, die später sogar noch in einzelne Trüppchen auseinandergespalten wurde. Die hauptsächliche Möglichkeit, bei der dem Angreifer noch der Mensch in der Verteidigung entgegentrat, war in der offensiven Verteidigungsform des Gegen-

stoßes zu erwarten. Sie versetzte den Angreifer selbst vorübergehend in die Rolle des Verteidigers, der das Gewonnene festhalten muß. Diese Aufgabe verlangte also vom angreifenden Nahkämpfer die Fähigkeit starker eigener Feuerwirkung. Er mußte daher den Hauptträger der Verteidigung mit sich führen. So wurden bereits die vordersten Gruppen mit leichten Maschinengewehren ausgestattet. Entsprechend der Forderung, jederzeit Gegenstöße oder gar Gegenangriffe abweisen zu können, mußte der Angriff sich als bewegliche Verteidigung in ihrer ganzen Tiefengliederung nach vorwärts schieben. Der obenerwähnte Wegfall der Forderung, der Angriffsinfanterie noch die Wucht der lebendigen Masse zu geben, erlaubte dies. Die innerhalb dieser durchaus nicht starren, sondern beweglichen Tiefengliederung im Vorwärtsschieben befindlichen Begleitbatterien, Minenwerfer, schweren Maschinengewehrzüge hatten natürlich die abwehrende Feuerwirkung der vordersten Wellen mit allen Kräften zu verdichten, sobald ein Gegenstoß Ziele bot.

Die Artillerie mußte ihre vorbereitende Aufgabe so lösen, daß die Überraschung gewahrt blieb. Sie durfte daher weder durch Stellungsbau, noch durch Einschießen den Angriff verraten, noch durch allzu lange Dauer des Feuers dem Gegner Zeit zu Gegenmaßnahmen lassen. Die erstere Forderung verlangte zunächst ein Instellunggehen erst so spät als möglich und unter Verzicht auf jegliche Erdarbeiten. Nur Deckungen gegen Fliegersicht waren unerläßlich. Sodann mußten besondere schießtechnische Vorarbeiten das Einschießen erübrigen. Neben einem vollkommen zuverlässigen Kartenmaterial erforderte dies die Durchführung gewisser Berechnungen, um denjenigen Abgangswinkel festzustellen, der die gewünschte Schußweite ergab, unter Berücksichtigung der veränderlichen ballistischen Faktoren wie Luftdichte (Temperatur, Feuchtigkeitsgehalt, Meereshöhe), Luftströmungen, und der dauernden Fehlerquellen des einzelnen Geschützes, wie Größe der Verbrennungsräume, Abnutzung der Rohre, Abgangsfehler infolge Springens der Lafette beim Schuß. Diese wissenschaftlichen Methoden fanden zunächst den erwarteten Widerstand in der jeglicher Technik feindlich gesinnten, zäh am Alten hängenden Zunft alter Feldartilleristen. Sodann war es eine mühsame Arbeit, die neue Wissenschaft rasch zum Gemeingut der Truppe zu machen. Die zweite Forderung, in zeitlich beschränkter Dauer die Sturmreife der feindlichen Stellungen herbeizuführen, ergab, daß ein Niederkämpfen der Verteidigungsartillerie in dieser Zeit nicht

möglich war. Es genügte auch, ihre Kraft für die kommenden Stunden zu lähmen. Ausgedehnte Vergasung schien das zu gewährleisten. Damit geriet der Angriff allerdings in unliebsame Abhängigkeit von der Witterung. Es war nicht immer „Gaswetter". Die zunächst von der eigenen Infanterie zu betretenden Stellungsteile, die Infanteriestellungen, konnten allerdings nicht vergast werden, sondern mußten mit Brisanzmunition so zugedeckt werden, daß ihre Widerstandskraft beim Losbrechen des Sturmes erschüttert war. Angesichts der kurzen verfügbaren Zeit erforderte dies eine zahlenmäßig überaus starke Angriffsartillerie. Man ging hierin so weit, als es die Aufstellungsmöglichkeiten des Geländes überhaupt zuließen. Bis zu vierzig Batterien waren auf den laufenden Kilometer Angriffsfront eingesetzt.

Mit Antreten der Infanterie verblieben nur ein Teil der sogenannten „Akabatterien" (Artilleriekampfbatterien) auf der feindlichen Artillerie, die „Ikabatterien" (Infanteriebekämpfungsbatterien) und ein Teil der „Fekabatterien" (Fernkampfbatterien) vereinigten ihr Feuer auf der vordersten feindlichen Linie zur Feuerwalze. Schwierig war es, das Zusammenwirken zwischen Feuerwalze und Infanterieangriff sicherzustellen. An sich sollte aus taktischen Gründen der Angriff so schnell wie möglich vorwärts schreiten. Die Feuerwalze durfte also die Infanterie nicht aufhalten. Andererseits durfte sie ihr aber auch nicht weglaufen. Sonst stieß die Infanterie auf einen bereits erholten und abwehrbereiten Gegner, geriet ins Stocken. Das Zeitmaß lag also bei der Infanterie und war von fast unberechenbaren Faktoren abhängig: Gangbarkeit des Trichter-, Graben- und Hindernisgeländes, Widerstand des Feindes usw. Die zahlreichen Versuche, das Vorwärtskommen der Infanterie durch Beobachtung oder durch irgendwelche Signalmittel der Artillerie erkennbar zu machen, ergaben die Undurchführbarkeit dieser Aushilfsmittel. Man war also genötigt, die Feuerwalze wie ein Uhrwerk abrollen zu lassen und entschied sich in der Festsetzung ihres Tempos für das kleinere Übel, die allzu große Langsamkeit. Ein bis zwei Kilometer sollte sie in der Stunde zurücklegen. Mit zunehmender Tiefe des Bodengewinns verdünnte sich die Feuerwalze durch Ausscheiden der Kaliber geringerer Schußweiten. Schließlich hörte sie auf. Bis zu diesem Zeitpunkt mußten bereits starke Teile der Artillerie mit reichlicher Munition im Fluß sein, um, nunmehr den Divisionen unterstellt, nach den Grundsätzen des reinen Bewegungskrieges mit der Infanterie

zusammenzuarbeiten. Dies war in sorgfältigster Vorbereitung zu regeln. Das Überschreiten der zertrichterten Stellungszone machte umfangreiche Arbeiten erforderlich.

Die besondere Schulung der Flieger in Schlachtstaffeln und Bombengeschwadern gewann neben der Erkundungs- und Einschießtätigkeit erhöhte Bedeutung.

Dieses Kampfverfahren ist ein logischer Niederschlag aus den Erfahrungen in der Materialschlacht. Es versucht, die eigenen Menschen, d. h. die Infanterie, von der Wirkung der feindlichen Maschinen zu befreien, ihr andererseits nach Möglichkeit selbst durch Maschinen ihren blutigen Weg zu erleichtern. Leider ist eine der erfolgreichsten feindlichen Kampfmaschinen fast gar nicht vertreten: der Tank. Hierauf ist an anderer Stelle näher eingegangen (siehe Seite 64). Der operative Leitgedanke wurde scharf berücksichtigt in der Forderung, daß in den ersten Stunder und Tagen als entscheidend für die Operation wagemutiges, kraftvolles Durchstoßen notwendig sei. Mit diesem Stand der Taktik schließt die Kriegsarbeit des deutschen Generalstabes auf dem Gebiet der Erhaltung der Kampfkraft des Heeres. Ein vollendetes Meisterwerk fügt sie sich würdig als Schlußstein in das Gesamtbild ein, verkörpert in ihrer zielklaren Überlegenheit über die feindliche Taktik und in ihren unerreichten Erfolgen die ganze Überlegenheit des deutschen Generalstabes über seine Gegner, nachdem er im Feuer der Schlachten sich von den Trugschlüssen des Friedens freigemacht hatte. Pierrefeu „G. Qu. G., trois ans au Grand Quartier Général", Edition française illustrée) gibt dies selbst zu, wenn er sagt: „de même, on est obligé de constater que nos contre-attaques n'ont pas le pouvoir de tout balayer devant elles comme les attaques de l'ennemi."

6. Kapitel
Bewaffnungsfragen im Frieden

In der Zeit vor dem Kriege wies die Bewaffnung der Infanterien noch nicht die Vielgestaltigkeit auf, die sie im Laufe der Kriegsjahre erlangte. Neben der blanken Waffe führte der Infanterist nur noch sein Gewehr. Diese Waffe war in der Form der nichtautomatischen Schußwaffe bei allen großen Militärmächten auf eine Höhe der technischen Vollkommenheit gebracht, die einen gewissen Gipfelpunkt bedeutete. Eine erhebliche Steigerung der Wirkung des Einzelschusses schien bei

dem damaligen Stand der Treibmittel nicht möglich, ohne die Waffe zu schwer, d. h. sie zur Bewaffnung des einzelnen Mannes ungeeignet zu machen. Es wäre dann kein Gewehr mehr gewesen. Blieb also nur die Steigerung der Feuergeschwindigkeit übrig. Eine solche war auf dem bisher begangenen Wege der Konstruktion nicht mehr zu erreichen. Sie konnte nur im Übergang zur halb- oder ganz automatischen Waffe gefunden werden. Es ist nun hier nicht am Platze, zu untersuchen, inwieweit die Kriegserfahrungen nachträglich der Einführung eines automatischen Gewehres recht gegeben hätten, gegen die sich fast alle Großmächte aus Furcht vor übergroßem Munitionsverbrauch sträubten. Die taktisch-technische Entwicklung im Kriege ging überhaupt einen vorher gar nicht in Erwägung gezogenen Weg, indem sie die Bedeutung des Infanteriefeuers für die Schlachtentscheidung wesentlich zurückschraubte. Der Begriff der Feuerüberlegenheit im Schützengefecht als Vorbedingung des Angriffs ist verschwunden. Die Nahkampftruppe, die Infanterie, bedarf nur noch in einzelnen Gefechtsmomenten — abgesehen vom Patrouillen-, Vorposten- usw. Dienst — der eigenen Feuerkraft zur Ergänzung des Feuers ihrer Hilfswaffen. Im übrigen ist es das Feuer der Maschinengewehre und Geschütze, das ihr den Weg zu ebnen, ihr einen begleitenden Schirm vorzulegen, feindliche Angriffe zu zerschlagen hat. Die kleinkalibrige Feuerwaffe als Quelle schlachtentscheidenden Feuers hat die Form der von einem Mann zu bedienenden Waffe verlassen und sich überwiegend der Form der von mehreren zu bedienenden Waffe zugewandt. Infolge dieser Entwicklung hat die technische Ausgestaltung des Infanteriegewehres gegen früher erheblich an Bedeutung verloren. Die Frage, ob die Ablehnung des automatischen Gewehres zweckmäßig war oder nicht, ist so eine akademische Streitfrage ohne Gewicht für die tatsächliche Entwicklung, kann daher im Rahmen dieser Studie keinen Platz finden. Es genügt zu sagen, daß die deutsche Infanterie bei Kriegsausbruch ein Gewehr besaß, das allen den Anforderungen entsprach, die die damaligen taktischen Gesichtspunkte an eine solche Waffe stellten. Der Grundzug der deutschen Infanterietaktik, der Drang nach vorwärts, hatte ihr seinen Stempel aufgedrückt, indem im Gegensatz zum Franzosen das Hauptgewicht auf gute ballistische Leistungen auf den nahen Entfernungen gelegt war unter Verzicht auf große Treffaussichten auf mittleren und weiten Entfernungen. Und das war durchaus richtig. Infanteriefeuer auf über tausend Meter ist Abgabe von Munitionsballast.

Die hauptsächlichste und damals einzigste Ergänzungswaffe der Infanterie, das Maschinengewehr, befand sich in den Jahren vor Kriegsausbruch noch im Versuchsstadium. Die deutschen Militärbehörden hatten ihm, als einem Erzeugnis der Technik, den üblichen Skeptizismus entgegengebracht, trotzdem die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges die Bedeutung der Waffe nachdrücklichst hervorhoben. So wurde die Aufstellung von Maschinengewehrtruppen nicht von Anfang an auf die breite Grundlage gestellt, auf die die technische Auswertung der Kriegserfahrungen hinwies. Allein die anderen Großmächte teilten diesen Fehler, so daß er ohne nachteilige Folgen bei Kriegsausbruch für Deutschland blieb. Rein technisch war besonders die Wahl zwischen einem leichten, luftgekühlten und einem schwereren, wassergekühlten Modell zu treffen. Das deutsche Mißtrauen gegen technische Erzeugnisse entschloß sich, den Vorteil der Betriebssicherheit mit dem größeren Gewicht zu erkaufen, und hat diesmal mit seiner Zurückhaltung recht gehabt. Das deutsche schwere Maschinengewehr war während des ganzen Weltkrieges eines der zuverlässigsten. Und mancher Abwehrerfolg war an seine Zuverlässigkeit geknüpft.

In der Konstruktion eines Geschützes stehen Gewicht, d. h. Beweglichkeit, und ballistische Leistung im umgekehrten Verhältnis. Abgesehen von einem geringen Spielraum ist dies ein unabänderliches Gesetz, solange es nicht gelingt, Pferde von verdoppelter Zugkraft zu züchten oder feldmäßigen Kraftzug zu konstruieren. Die Heeresverwaltung hatte daher die Aufgabe, in richtigem Abwägen des Zählers „Leistung" und des Nenners „Gewicht" den der taktischen Entwicklung entsprechenden taktischen Höchstwert des Bruches zu finden. Bei der deutschen Feldartillerie der Vorkriegszeit spielte der reiterliche Zug der Waffe eine gewichtige Rolle; die Truppe hing an ihm (siehe Seite 30). In flottem Galopp heranjagend und abprotzend sollte die deutsche Feldartillerie, kühn auf Deckung verzichtend (siehe Seite 37), der Infanterie die Bahn zum Siege brechen. Die Zeit hatte die Einführung der verdeckten Feuerstellung dem Widerstand der alten Feldartilleristen, die in den Kommissionen saßen und sie ebenso wie den Schildschutz als eine moralische Schwäche erklärten, schließlich abgetrotzt, aber ganz hatte die Waffe auf ihre „schönste Verwendung" nicht verzichten wollen. Wenn es um die Entscheidung ging, dann brach alle technische Künstelei zusammen, dann hieß es „ran an den Feind, offene Feuerstellung, Ga-

lopp". Also die Möglichkeit zu galoppieren, durfte nicht angetastet werden. An diese Einschränkung blieb der Konstrukteur gebunden, und sie lautete für ihn: das abgeprotzte Geschütz darf nicht mehr wie tausend Kilogramm wiegen. Im Jahre 1873 war diese Gewichtsgrenze nach dem Kriege von 1870 aufgestellt worden, als die Feldartillerie noch auf viertausend „Schritt" feuerte, nur aus offener Stellung richten und schießen konnte, wo der Zugführer noch mit „Gewehr auf" hoch zu Roß zwischen seinen Geschützen hielt und sie kommandierte. Und dieselbe Gewichtsgrenze wurde noch dem mit Rundblickfernrohr, unabhängiger Visierlinie ausgestatteten, durch Schilde geschützten und bis neuntausend Meter Schußweite erreichenden Rohrrücklaufgeschütz vorgeschrieben. Trotzdem eine Reihe anderer Großmächte, um nur Frankreich zu nennen, auf den Galopp verzichteten, nachdem die Vervollkommnung der Richtmittel das Schießen aus verdeckter Stellung zur Regel machen ließ, dafür die Gewichtsgrenze heraufsetzten und Vergrößerung der Schußweiten bis um drei Kilometer dadurch erzielten. Trotzdem in der eigenen Armee eine große Anzahl urteilsfähiger Artilleristen auf das Unzeitgemäße dieser Konstruktionsgesichtspunkte hinwiesen, wie z. B. General Rohne. Trotzdem der Mandschurische und der Balkankrieg ihre Mahnrufe unterstützten. Die Gewichtsgrenze blieb viel zu lange. Erst die Neukonstruktion der leichten Feldhaubitze vom Jahre 1909 durfte die bisher geheiligte Schranke durchbrechen. In der Waffentechnik trieb es die deutsche Skepsis gegenüber der Technik mit ihrem Schlagwort „kriegsunbrauchbar" entschieden zu weit. Rohrrücklauf, Schutzschilde, optische Richtmittel hatten zähen Widerwillen zu überwinden. Unabhängige Visierlinie, Zünderstellmaschine und andere Zusatzkonstruktionen, die mit dem Begriff „Schnellfeuergeschütz" organisch verwachsen sind, fanden gar keinen Eingang. Gewiß war die Knappheit der verfügbaren Finanzmittel ebenfalls ein schweres Hemmnis; aber um so mehr war es an der Truppe, der Technik zum Rechte zu verhelfen. Leider unterblieb es. Und dabei liegt eine bittere Ironie in der Tatsache, daß kein Militärstaat Europas, ja der ganzen Welt, so leistungsfähige Waffenfabriken besaß, wie Deutschland sie in den Krupp- und Ehrhardtwerken aufwies. Aber in keinem anderen Staat der Welt mußten die neuzeitlichen Produkte dieser Industrien einen ähnlichen Reduktionsprozeß durchmachen, wie sie in Deutschland die Arbeit staatlicher Techniker bei der Artillerieprüfungskommission darstellte. So

mußte die deutsche Feldartillerie mit einer Kanone in den Krieg ziehen, die an Wirkung weit hinter der aller Gegner zurückstand und die dafür gelegentliche Galoppeinlagen in Sicht der feindlichen Artillerie als neuzeitliches „Amoklaufen" gestattete. Die kurz vor dem Kriege eingeführte leichte Feldhaubitze 98/09 war rein technisch kein echtes Kind der A.P.K., dazu war sie zu schwer und zu fortschrittlich konstruiert, sie dürfte mehr unverfälschte Kruppsche Arbeit gewesen sein. Allein die geringe Zahl vermochte die Unterlegenheit ihrer zahlreicheren Schwester nicht auszugleichen. War nun auch die Bewaffnung des Heeres der Form nach Aufgabe des Kriegsministeriums, der Generalstab war in dieser wichtigen Frage doch mitverantwortlich, denn er mußte wenigstens in der Festsetzung der Mindestleistung maßgebende Stimme haben (siehe Seite 2). Daher kann hinsichtlich der Bewaffnung der deutschen Feldartillerie vor dem Kriege der Generalstab auch nicht von aller Schuld freigesprochen werden. Auch ihm muß die Bedeutung großer Schußweiten verborgen geblieben sein, sonst hätte er die Einführung eines anderen Kanonenmodells durchzusetzen gewußt. Energisch vertretene Vorlagen dieser Art waren bisher im Reichstag stets durchgegangen. Offenbar war der Generalstab in dem Glauben befangen, daß von einer gut disziplinierten Artillerie wie von der Infanterie ein Herangehen auf gute Wirkungsentfernung gefordert werden müsse. Daß dies im Bewegungskrieg zu häufigem, von der Infanterie schmerzlich empfundenen Unterbrechen der Feuertätigkeit infolge allzu häufigen Nachziehens, im Stellungskrieg vielfach überhaupt zu der Unmöglichkeit, die feindliche Artillerie wirksam zu fassen, führen mußte, war anscheinend nicht erkannt. Die mangelnd betonte „liaison d'armes" bei den Friedensübungen trug hier ihre Früchte (siehe Seite 34).

Besser bestellt war es in dieser Hinsicht mit der Fußartillerie, der schweren Artillerie des Feldheeres. Zum größten Teil darf man dies dem Umstand zuschreiben, daß in der Waffe selbst eine ganz andere Würdigung der Technik bestand als in der Feldartillerie. So waren auch die aus ihr hervorgegangenen Leiter in den Fachbehörden technischem Fortschritt zugänglich. Die technische Bewaffnung der schweren Artillerie war mustergültig. Ihre große Zahl, die zu Anfang des Krieges ausschlaggebend in die Wagschale der Schlachtentscheidungen fiel, war das persönliche Werk des Grafen Schlieffen. Bedeutsam ist auf technischem Gebiet die Bevorzugung des Steilfeuers auf deutscher Seite

(schwere Feldhaubitze, Mörser), während in Frankreich der Schwerpunkt auf den Ausbau des schweren Flachfeuers gelegt wurde. Die Entwicklung der Bewaffnung im Kriege gab mehr dem letzteren System recht. Der Grund zu der deutschen Auffassung dürfte der gleiche sein, wie er sich in der Konstruktion des Gewehrs, der Feldkanone geltend gemacht hat. Vor der Feuereröffnung sollte die Truppe auf gute Wirkungsentfernung herangehen. Unter der Voraussetzung, daß dies immer gelang und keine anderen Nachteile mit sich brachte (häufiger Stellungswechsel), sprach dann allerdings die größere Genauigkeit des Einzelschusses für das Steilfeuer. Infolge des Mangels an Kriegserfahrung kam auch der Psychologe in dieser Frage nicht zu Wort. Sonst hätte die ganz erheblich gesteigerte moralische Wirkung des Flachfeuers gegenüber dem Steilfeuer eine weitere Fürsprache für das erstere gegeben. Die sogenannten „Ratsch-ratsch-Batterien" der Franzosen mit ihren rasch ankommenden Geschossen waren weit mehr gefürchtet und zehrten an der Nervenkraft der Truppe weit schwerer als die „gemütlichen Rollwagen" des Steilfeuers.

Zusammenfassend kann man sagen, daß, abgesehen von der Bewaffnung der Feldartillerie, das deutsche Heer mit vollwertiger Infanterie- und Maschinengewehrbewaffnung und hervorragender schwerer Artillerie in den Kampf zog, gemessen an den Anschauungen der Vorkriegszeit.

7. Kapitel
Bewaffnungsfragen im Kriege

Bei der Infanterie wurde, wie unter Kapitel 6 ausgeführt, das Gewehr als Waffe in den Hintergrund gedrängt. Wohlverstanden als Gegenstand technischer Weiterarbeit. Daß es gleichzeitig auch im Gebrauch der Truppe vollständig zum Gepäck des Mannes wurde, war ein schwerer Fehler, dem hier durchaus nicht das Wort geredet werden soll. Allein für den Techniker der Infanterie lagen die Aufgaben auf anderen Gebieten. In der Sommeschlacht hatten zahlreiche leichte Maschinengewehre der angreifenden Infanterie eine Feuerkraft bei Abwehr von Gegenstößen gegeben, die sie mit dem Gewehr allein nie erreichen konnte, und die die schweren Maschinengewehre mit ihrer geringeren Beweglichkeit ihr nicht in allen Gefechtslagen zu verleihen vermochten. Auch die zunächst in die Verteidigung verwiesene deutsche Infanterie

bedurfte solcher Waffen. Das schwere Maschinengewehr war im Graben dicht am Feinde zu unhandlich, um rasch genug feuerbereit zu sein, wenn die Feuerwalze weitersprang und jede Sekunde kostbar war, ehe der Feind in den Graben drang. Auch erforderte das schwere Modell zu umfangreiche Bauarbeiten, um im Vorfeld oder vorderen Graben Verwendung finden zu können. In dem leichten Maschinengewehr 08/15 und dann dem leichten Maschinengewehr 08/18 lieferte die deutsche Waffentechnik vorzügliche Waffen. In der nächstwichtigen Waffe des Infanteristen, der Handgranate, war die deutsche Infanterie ihren Gegnern voraus; dagegen blieb sie mit der Annahme der Gewehrgranate im Rückstand.

Die größte Bedeutung erlangte die Waffentechnik auf dem artilleristischen Gebiet. Hier erhielt die deutsche Feldartillerie in der Feldkanone 16 und leichten Feldhaubitze 16 bald Geschütze, die an Wirkung den feindlichen ebenbürtig waren, allein deren Gewichte noch übertrafen. So zwang die Forderung nach Begleitgeschützen für die Infanterie zur Fertigung eines besonderen Infanteriegeschützes, das die alte Feldkanone an Beweglichkeit wieder übertraf. Bei der schweren Artillerie wiesen die Kriegserfahrungen ebenfalls auf Steigerung der Schußweiten. Neben die Verstärkung des Flachfeuers in den Kalibern 10, 13 und 15 cm trat die Erhöhung der Schußweiten der Steilfeuergeschütze durch Verlängerung der Rohre. Die lange schwere Feldhaubitze und der lange Mörser sind solche Kriegskinder. Rein technisch leistete die deutsche Waffenindustrie, wie auch in der Konstruktion der schwersten Flachfeuergeschütze bis zum 120-Kilometer-Geschütz, Hervorragendes.

In der Munitionsfrage bewahrheitete sich die alte Erfahrung, daß jeder Krieg die Granate wieder in den Vordergrund stellt. Das Schrapnell verschwand mehr und mehr, teils weil der Stellungskrieg ihm wenig dankbare Ziele bot, teils weil das Brennzünderschießen für die Masse der jungen Batterieführer zu verwickelt war und die kriegsmäßige Fertigung der Brennzünder zu sehr an Genauigkeit einbüßte. Die Granate mit hochempfindlichem Aufschlagzünder ersetzte das Schrapnell in der Bekämpfung ungedeckter lebender Ziele, ohne seine Nachteile zu besitzen. Im Gaskampf war die deutsche Artillerie den feindlichen an Ausbildung des Verfahrens und an Wirksamkeit der Gaskampfstoffe stets überlegen. Rein technisch also hatte sie ihre Unterlegenheit aus der Friedenszeit abgelegt.

Dagegen war infolge dieser umfangreichen Kriegsimprovisationen eine allzu große Vielfarbigkeit entstanden, und hier war es Sache der militärischen Fachbehörden, also auch des Generalstabes, die Technik in gewisse Grenzen zu weisen. Wenn die Feldartillerie schließlich mit vier Geschütztypen und rund dreißig Arten von Geschossen arbeiten mußte, so stellte dies ein „kriegsunbrauchbar" im entgegengesetzten Sinne, als dieser Begriff im Frieden von der Artillerie-Prüfungskommission gehandhabt wurde, dar.

In der Konstruktion der Grabenkampfmittel war die deutsche Technik der feindlichen an Güte und Leistungsfähigkeit der geschaffenen Modelle ebenfalls gewachsen, wenn nicht überlegen.

Dagegen bildet die Konstruktion des modernsten technischen Kampfmittels, des Tanks oder Kampfwagens, einen dunkeln Punkt in der Bewaffnungsfrage des deutschen Heeres. Schuld hieran war — um dies gleich vorwegzunehmen — nicht die deutsche Industrie. Zunächst wurde der Tank von der O. H. L. allzu lange als technische Spielerei betrachtet, als eine Art Bauernschreck, der, seiner moralischen Wirkung entkleidet, ein ungefährliches Ungetüm wurde, mit dem der nervenstarke deutsche Soldat verfuhr, wie seine Vorfahren, die alten Germanen, die von den Römern auf sie losgelassene Löwen kurzerhand mit Knütteln totschlugen. Alle Erfolge dieses Kampfmittels, dessen geradezu kriegsentscheidende Bedeutung heute Freund und Feind zugibt, wurden mit der stereotypen Erklärung des „Tankschreckens" abgetan, selbst noch im Sommer 1918. Das war nicht mehr und nicht weniger als ein unheilvoller Rückfall in die Abneigung gegen die Technik aus der Vorkriegszeit. Noch im Frühjahr 1918, als die — allerdings recht unglücklich konstruierten — deutschen Kampfwagen der O. H. L. vorgeführt wurden, wollte diese in ihnen mehr eine gepanzerte Munitionskolonne sehen statt eine gepanzerte Begleitbatterie oder ein gepanzertes Maschinengewehrnest, wie unsere Feinde. Nachdem einmal die lockere Gliederung der deutschen Abwehrtaktik des Jahres 1917 gezeigt hatte, daß keine noch so mächtige Artilleriewirkung der angreifenden Infanterie jedes feindliche Maschinengewehr aus dem Wege räumen konnte, daß aber an der verdichteten Feuerkraft dieser Waffe der Infanterieangriff schwerste Verzögerung und Verluste erleiden mußte, da erkannte der klarblickende Techniker im feindlichen Lager, daß man einer Waffe, die man nicht vernichten konnte, auf andere Weise ihre Wirksamkeit nehmen mußte.

Gab es keine offensive sichere Bekämpfung, so mußte defensive Abwehr gegen den Schädling schützen. War das deutsche Maschinengewehr nicht totzukriegen, so mußte man den vordersten Stürmer gegen seine Geschosse panzern. So hat das Maschinengewehr den Tank geboren. Er war ein reines Angriffsmittel. Solange also die deutsche O. H. L. im Westen keinen eigener Angriff in Aussicht zu nehmen hatte, war es berechtigt, wenn sie der Tankabwehr größere Aufmerksamkeit zuwandte als dem Tankbau selbst. Sowie sich aber Mitte des Jahres 1917 die Möglichkeit einer eigenen Angriffsoperation verdichtete, da mußte die Schaffung einer Kampfwagentruppe mit größtem Nachdruck betrieben werden, um so mehr als die Novemberschlacht bei Cambrai zeigte, daß dieses Kampfmittel den Angreifer fast völlig der Artillerievorbereitung überhebt, also das Ideal eines Überraschungsangriffs ermöglicht. Der Feind griff den Fingerzeig von Cambrai auf; das zeigten der 18. Juli und 8. August 1918. Die deutsche O. H. L. beharrte in ihrer Geringschätzung der neuen Waffe. Sonst wäre es möglich gewesen, ein der auch erst im Kriege entstandenen Fliegerwaffe annähernd gleichwertiges Kampfmittel zur Seite zu stellen. Durch die untergeordnete Bedeutung im Rüstungsplan der O. H. L. wurden der neuen Waffe auch die in der deutschen Industrie steckenden konstruktiven Kräfte nicht erschlossen. Statt alle erfinderischen Köpfe der einschlägigen Industrie heranzuziehen, wurde die Konstruktion eines deutschen Kampfwagens der Versuchsabteilung der Kraftfahrtruppen übertragen, also in die Hände weniger Fachleute gelegt, die im Staatsdienst sich naturgemäß nicht die Erfahrung und Gewandtheit in der Konstruktion hatten aneignen können, wie sie in den Konstruktionsbureaus großer Kraftwagenfabriken aufgespeichert war. Als diese viel zu spät zur Konstruktion herangezogen wurden, entstanden in den Modellen „Oberschlesien" und „Thyssen" bald hervorragende Wagen. Im Jahre 1919 konnten sie im Felde erscheinen. Wäre das gleiche ein Jahr früher geschehen, so hätte der deutsche Ansturm im Westen einen anderen Verlauf genommen. Die oft gehörte Entschuldigung, daß die Stahlfertigung durch die Munitionsfabriken und die Werften der Marine völlig verzehrt wurde und daher das Material zum Kampfwagenbau nicht vorhanden war, ist nicht recht stichhaltig. Der Anteil der Marine wäre auf den Bedarf des Ubootkrieges zu beschneiden gewesen. Der Bau von Großkampfschiffen war schwerlich ebenso wichtig wie der von Kampfwagen. Aus der Stahl-

menge, die noch im Jahre 1917 in die Schiffe „Bayern", „Hindenburg" und „Mackensen" hineingebaut wurde, hätten Hunderte von Kampfwagen gebaut werden können. Das hierfür angeblich nicht verfügbare Material hätte so zweifellos bessere Dienste geleistet, statt beim ersten Gehversuch zur Internierung nach Scapa Flow zu schwimmen. Angesichts dessen, was die tatkräftige Organisation General Ludendorffs sonst den größten Schwierigkeiten abzuringen wußte, kann man sich der Vermutung nicht verschließen, daß auch in der Frage der Kampfwagen mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn — die O.H.L. von ihrer Bedeutung rechtzeitig überzeugt gewesen wäre. Da dies nicht der Fall war, wurde diese Lebensfrage einer militärtechnischen Behörde überlassen, die denn auch nur wenig Brauchbares schuf. Wer den verbauten deutschen Kampfwagen, den A 7 V-Wagen, wie er hieß, oder gar das unbehilfliche Monstrum des 150 000 Kilogramm schweren K-Wagens, einer gepanzerten Batterie von vier Feldgeschützen, vergleicht mit den schnellen, wendigen kleinen Whippets des Engländers oder dem kleinen Renault des Franzosen, der fragt sich, warum dem deutschen Heere trotz der unvergleichlichen deutschen Industrie so Minderwertiges in einer so wichtigen Frage beschieden war. Die Erklärung ist nur die, daß es an der Erkenntnis der Bedeutung fehlte.

8. Kapitel
Organisatorische Fragen im Frieden

Das Gebiet der Heeresorganisation ist ein so vielseitiges, daß der Zweck der Studie es nur gestattet, auf die hauptsächlichsten Dinge einzugehen, die die Kriegsvorbereitung betreffen. Es handelt sich dabei vornehmlich um die Schaffung des Rahmens für das Volk in Waffen, das Deutschland im Kriegsfalle ins Feld zu stellen vermochte, und um die Organisation, auf der sich die Versorgung dieses Millionenheeres mit Mannschaftsersatz und Nachschub an Kriegsgerät aller Art aufbauen konnte. Sache des Generalstabes war es im ersteren Falle, die erforderlichen Entwicklungsmöglichkeiten im Rahmenheer des Friedens zu sichern, also die dadurch notwendige Mindestzahl der Friedenstruppenteile und Offizierstellen in den Wehrvorlagen festzusetzen und auf deren ausreichende Vertretung vor dem Reichstage zu drücken. Es erforderte fernerhin die Aufstellung einer Art von Wirtschaftsplan über

die Verwendung des Friedensoffizierkorps im Kriege als eines Heeresbestandteiles, der nicht in dem Umfange wie die Mannschaft nachgeschoben und neugebildet werden konnte. Im zweiten Falle hatte der Generalstab vornehmlich eine Art Voranschlag zu geben über den auf Grund der jüngsten Kriegserfahrungen zu erwartenden Verbrauch an Munition und sonstigem Heeresbedarf. Abgesehen von dem Aufbau des Friedensheeres fußte eine richtige Arbeit in den anderen erwähnten Fragen auf der zutreffenden Einschätzung der voraussichtlichen Kriegsdauer.

Zu dieser Berechnung hatte der ältere der beiden Schöpfer des heutigen Generalstabes, Generalfeldmarschall Graf Moltke, sich am 14. Mai 1890 wie folgt geäußert: „Wenn dieser Krieg, der schon mehr als zehn Jahre als ein Damoklesschwert zu unsern Häupten schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer wie sein Ende nicht abzusehen. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden..." Demgegenüber nahm sein geistiger Erbe, Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, gerade den entgegengesetzten Standpunkt ein, wenn er sagt: „Lange sich hinschleppende Kriege sind zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie gegründet ist, und durch eine rasche Entscheidung das zum Stillstand gebrachte Räderwerk wieder in Lauf gebracht werden muß..." Neben diese in wirtschaftlichen Erwägungen wurzelnde Begründung für die Unmöglichkeit eines langen Krieges trat noch die militärische Auffassung, daß die gesteigerte Waffenwirkung unserer Zeit einen solchen durch raschen Verbrauch der Streitkräfte weiterhin ausschließen werde. Graf Schlieffen allerdings fiel diesem Trugschluß, den nur die Fremdheit gegenüber der Technik im deutschen Offizierkorps zeitigen konnte, nicht anheim: „Die täglichen Schlachtverluste im ostasiatischen Kriege betrugen nur 2 bis 3 v. H. gegen 40 bis 50 v. H. in napoleonischen und friderizianischen Zeiten. Die 14 Tage von Mukden kosteten den Russen und Japanern weniger als die kurzen Stunden von Mars-la-Tour den Deutschen und Franzosen..." Die rein militärische Möglichkeit langer Kriegsdauer hat also Graf Schlieffen als Chef des Generalstabes wohl erkannt. Die erheblich gesteigerte Widerstandskraft und Lebensdauer der Verteidigung, die diese aus der erhöhten Waffenwirkung und dem Schutz der Feldbefestigung schöpfte, waren ihm nicht verborgen geblieben. Allein der Ostasiatische Krieg wurde im deutschen Generalstab — wenigstens für

Rußland — als Kolonialkrieg angesehen. Mit ihm waren daher nicht die gesamten Lebensvorgänge des Staates so eng verknüpft, wie es ein Krieg im Mutterland mit sich bringen mußte. Auch diese Ansicht ist durchaus richtig. Man kann es nur billigen, daß die Rückwirkungen eines europäischen Krieges auf die beteiligten Staaten aus den Erscheinungen des Ostasiatischen Krieges und auch späterhin aus denen des Balkankrieges nicht abzuleiten waren. Um sich hierüber ein Bild zu machen, mußten die gesamten Wirtschaftsfragen der Großmächte eingehend geprüft werden unter Hinzuziehung diplomatischer und kommerzieller Sachverständiger. Eine solche unvoreingenommene Erwägung hat offenbar nicht stattgefunden. Der Generalstab im Frieden hatte nur wenige lose Beziehung zu nichtmilitärischen Behörden und Berufen. Das rächte sich in dieser schwerwiegenden Frage. Die Möglichkeit langwieriger europäischer Kriege, die an sich mit rein militärischen Bedingungen absolut vereinbar war, wurde vom Chef des Generalstabes aus Gründen wirtschaftlicher Art rundweg abgelehnt. Hier dürfte der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein. Gewiß mußte das deutsche Heer anstreben, eine Waffenentscheidung tunlichst schnell herbeizuführen, wenn es einmal das Schwert ergriffen hatte. Seine Überlegenheit an Ausbildung und innerem Gehalt bestand zweifelsohne zu Kriegsbeginn am ausgeprägtesten. Mit wachsender Dauer mußte der Kräfteverbrauch den Kampfwert aller beteiligten Heere auf ein gemeinsames Durchschnittsmaß bringen, und damit gewann die Zahl das Übergewicht. Und sie lag sicherlich nicht bei Deutschland. Aus dieser Überlegung heraus war es eine Lebensnotwendigkeit für Deutschlands Heer, eine baldige Entscheidung herbeizuführen, sonst verlor ein deutscher Sieg erheblich an Wahrscheinlichkeit; bestenfalls konnte dann ein beiderseitiger Ermattungszustand den Krieg beenden. Allein aus der für Deutschland bestehenden Notwendigkeit einer kurzen Kriegsdauer durfte nicht die Neigung entstehen, Tatsachen, die für eine lange Kriegsdauer sprachen, nicht gelten zu lassen, oder wenigstens solchen nicht nachzuspüren. Tatsächlich war dies der Fall. Der deutsche Generalstab hatte sich nicht auf einen langen Krieg vorbereitet. Er hatte damit alles auf eine Karte gesetzt, auf die Karte des unaufhaltsamen Siegeslaufes des deutschen Heeres in seiner ganzen Überlegenheit der Moral, Ausbildung und Führung. Die Rechnung war auf schwankender Grundlage aufgebaut. Die berechenbaren Faktoren des Kampfwertes der beiderseitigen Heere war im großen ganzen vorurteilsfrei und richtig

eingeschätzt. In der Güte der Führung spielte, wie schon früher (siehe Seite 2) erwähnt, die unberechenbare Persönlichkeit des Führers eine ausschlaggebende Rolle. Und in ihr lag das Glückspielerhafte der Hoffnungen des deutschen Generalstabes auf einen raschen Sieg. Diese Erkenntnis, daß die Rechnung eine irrationale Größe enthielt, mußte klar herausgestellt sein und die Notwendigkeit nach sich ziehen, wenigstens die Kriegsvorbereitungen auch auf eine lange Kriegsdauer einzustellen.

Da dies nicht geschehen war, unterblieb eine Einteilung des aktiven Offizierskorps, die seine Erhaltung als Sauerteig für Neubildungen vorgesehen hätte. Der Nachteil, den der allzu verfrühte Verbrauch des aktiven Offiziers im Laufe der Kriegsjahre darstellte, ist allgemein bekannt und bedarf keiner weiteren Ausführung. In gleicher Weise unterblieb die Bereitlegung einigermaßen ausreichender Munitionsbestände für den Kriegsfall. Hierin sprach auch eine mangelnde Verwertung der Erfahrungen des ostasiatischen Krieges und die Unkenntnis technischer Möglichkeiten in der neuzeitlichen Bewaffnung mit. Übrigens bestand dieser Rechenfehler auch bei den Feinden. Kriegsminister v. Stein teilt als berufenste Stellle hierzu mit: „Auf Grund der Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges wurden zwar die Munitionssätze erhöht, jedoch in den Grenzen, die die Lagerfähigkeit der Munition und ihre durch den Friedensverbrauch bedingte Möglichkeit der Auffrischung zog. Niemand hat vorausgesehen, daß der Verbrauch so ungeahnten Umfang annehmen würde und könnte, dem man auch die Haltbarkeit der Geschütze nicht für gewachsen hielt." Man stößt hier wieder einmal auf einen grundlegenden Irrtum in waffentechnischen Fragen. Durch wirklich kriegsmäßige Friedensübungen hätte man solche vermeiden oder doch erheblich einschränken können. Die Haltbarkeit eines Rohres war unschwer festzustellen, und der voraussichtliche Munitionsbedarf konnte wenigstens annähernd errechnet werden. Dazu wäre allerdings erforderlich gewesen, einmal Gefechtschießen nach absolut kriegsmäßigen Gesichtspunkten abzuhalten. Der Schießende mußte dem Ziele und, was sehr wichtig war, dem Schießgelände genau so unvorbereitet gegenübertraten, wie es im Kriege der Fall sein mußte. Er durfte nicht auf einem altbekannten Truppenübungsplatz vor Ziele gestellt werden, die immer wieder an derselben Stelle aufgebaut waren, und über die er sich womöglich tags zuvor noch unterrichten konnte (siehe Seite 27). Auch mußte viel häufiger mit der Bekämpfung dieser Ziele fortgefahren werden,

bis sie tatsächlich als niedergekämpft angesprochen werden konnten. Statt dessen wurde der Zweck des Schießens als erreicht angesehen, wenn die Grundlagen für das Wirkungschießen gewonnen waren; letzteres selbst wurde aus Gründen der Sparsamkeit mit der teuren Munition fast nie durchgeführt. Aus demselben Grunde zählte das Beschießen ganz verdeckter Batterien zu den Seltenheiten. Die Folge dieser nie bis zu Ende geführten Übungen führten zu Ungeklärtheit der Anschauungen über feldmäßigen Munitionsbedarf und zwar nicht nur in der Truppe, sondern auch in den leitenden Stellen des Heeres, wie aus dem Bekenntnis Generals v. Stein klar hervorgeht.

In der Ausgestaltung des Friedensheeres als Rahmen des künftigen Feldheeres hatte der Generalstab die Abstriche des Kriegsministeriums und der Volksvertretung zu gewärtigen. Leitend mußte auch in dieser Frage der Gesichtspunkt sein, daß für Deutschland die Gunst des Krieges in den allerersten Monaten lag. Nicht nur in der Einleitung der Operationen, sondern auch in der Wehrhaftmachung aller Volkskräfte mußte Deutschland den Gegnern zuvorkommen. Darüber, welche Kräfte eine Großoffensive verbrauchte, gibt General v. Freytag-Loringhoven Aufschluß, wenn er sagt: „Darüber muß man sich in der Tat klar sein, daß unter heutigen Verhältnissen ein Gegner, der sich auf ein Volksheer stützt — und sei es auch nur ein locker gefügtes — nur niedergeworfen werden kann, wenn die ganze organisierte Volkskraft des Angreifers seinen Truppen erster Linie nachrückt. Die deutsche Heeresleitung hat im zweiten Teil des Krieges 1870/71 die abnehmende Kraft einer tief in das feindliche Gebiet führenden Offensive trotz der anfänglichen großen Überlegenheit, die sie besaß, schließlich nicht minder zu empfinden gehabt als seinerzeit mehrfach Napoleon...“ Um also für die erste Kriegszeit die Überlegenheit der Zahl dem deutschen Heere sicherzustellen, mußten alle für den Mobilmachungsfall vorgesehenen Neuaufstellungen so rasch, als es die Beförderungsverhältnisse erlaubten, den Truppen erster Linie nachgeführt werden. Sie durften nicht erst an der Yser und in der Winterschlacht in Masuren im Felde erscheinen, sondern sie mußten bereits die Einschließungstruppen für Antwerpen und Maubeuge, die notwendig werdenden Verstärkungen für den Osten stellen. Das hatte allerdings zur Voraussetzung, daß sie aus bereits ausgebildeten Leuten zusammengestellt werden konnten, daß also das Friedensheer auf irgendeine Weise — sei es durch Vermehrung der

Truppenteile, sei es durch Herabsetzung der Dienstzeit — in der Lage war, alle waffenfähigen Männer auszubilden. Die übergroße Zahl der Kriegsfreiwilligen des Sommers 1914 ist ein schönes Zeugnis für den damaligen Geist des deutschen Volkes, ein niederschmetterndes für seine Heeresorganisation und deren Schöpfer. Die militärischen unter ihnen hatten das Übel erkannt und drangen auf Abhilfe angesichts des immer mehr verdüsterten politischen Horizonts. Aber die Vogelstraußpolitik des Auswärtigen Amtes, das nach bestimmter Anweisung — „Schwarzseher dulde ich nicht" — nur rosige Bilder des Friedens malen durfte, gab diesen militärischen Forderungen gegenüber dem Reichstag nicht das erforderliche Gewicht. Und die allzu unbequemen Mahner wurden kaltgestellt, wie General Ludendorff als Vater der Wehrvorlage von 1913. So wurde dem kurzsichtigen Reichstag keine moralische Last aufgebürdet, als er die geforderten Vermehrungen in verblendeter Selbstvernichtung beschnitt. Seine Schuld am Ausgang des Weltkrieges wird dadurch gemildert, aber nicht aufgehoben. General v. Freytag-Loringhoven spricht sein Urteil, wenn er schreibt: „Die Volksvertretung hat ihr wohlgemessenes Teil daran, wie jedes Parlament, das sein Ohr, der Gunst der Wähler zuliebe, der unbestreitbaren Wahrheit verschließt, die einst der große Napoleon aussprach, wenn er sagte, daß man mit einer Minderheit wohl eine Schlacht, nicht aber einen Feldzug gewinnen könne. Dazu bedürfe es der starken Bataillone..."

So sehen wir, daß der grundlegende Irrtum des deutschen Generalstabes über die Möglichkeiten der Kriegsdauer die Kriegsvorbereitungen zu gering hielt, daß andererseits in der größtmöglichen Ausnützung der Wehrkraft des Reiches eine grundlegende Bedingung für den Ausgleich des obigen Trugschlusses, für einen raschen Sieg, unerfüllt blieb, da es dem Generalstab nicht gelungen ist, seine Forderungen für den Ausbau des Friedensheeres durchzusetzen.

9. Kapitel

Organisatorische Fragen im Kriege

Im inneren Aufbau des Feldheeres handelte es sich hier um Neubildungen, die die Kriegserfahrungen notwendig erscheinen ließen, und Umgestaltungen der bisherigen Gliederung. Von den Kriegsschöpfungen

der ersteren Art stellt die Entwicklung der deutschen Fliegertruppe eine geradezu unübertreffliche Leistung der Organisation und der Industrie dar. Allein auch die anderen, wie Flugabwehr-, Kraftfahr- und Nachrichtentruppen bilden ein Ruhmesblatt in der Kriegsgeschichte des deutschen Heeres. Von den Umformungen wird die Verringerung der Feldbatterien von sechs auf vier Feldgeschütze allgemein gebilligt, während die Verminderung der Infanteriedivisionen von zwölf auf neun Bataillone und von zwölf auf neun Batterien vielfach als eine zu große Herabsetzung der Gesamtkraft dieser Kampfeinheit der Führung bezeichnet wurde. Der stets wachsende Bedarf der Infanterie an Ersatz und die Unmöglichkeit, im Stellungskriege Kavallerie zu Pferde zu verwenden, führte zu deren Umwandlung in Kavallerie-Schützenregimenter. Die freigewordenen Pferde glichen die große Pferdeknappheit der anderen Waffen erheblich aus, und die Infanterie erhielt, vor allem qualitativ, eine überaus wertvolle Verstärkung. Allein im Hinblick auf künftige offensive Aufgaben im Westen war es zu weit gegangen, fast die gesamte berittene Kavallerie eingehen zu lassen. Bei den Angriffsschlachten des Jahres 1918 fehlte die Heereskavallerie zur raschen Ausnützung der taktischen Erfolge bitter. Auf die reichen Möglichkeiten, die sich ihr hier, besonders wenn sie noch mit Panzerwagen hätte zusammen arbeiten können, eröffnet hätten, ist schon von zahlreichen Seiten aus hingewiesen worden. Die langjährige Einförmigkeit des Stellungskrieges hat in dieser Frage offenbar auch bei dem Organisator des deutschen Angriffsheeres die ganze Vielseitigkeit der Vorkriegstaktik in Vergessenheit geraten lassen.

Die Versorgung des Feldheeres mit Kriegsbedarf aller Art war die andere Hauptaufgabe der Organisation im Kriege. An erster Stelle steht hier die Munitionsfrage. Wie unter Kapitel 8 erwähnt ist, hat hierin die Friedensorganisation nicht das Notwendige geleistet. Um so weniger ist es zu entschuldigen, wenn die Rückständigkeit der Munitionierung sich noch in die zwei ersten Kriegsjahre hinein ausdehnte. Noch 1916 waren die Bestände so gering, daß der Angriff auf Verdun sie fast völlig verzehrte und die ganze Sommeschlacht über schwerster Munitionsmangel den Ernst der Lage drückend machte. Hier ist die mangelhafte Belieferung nicht mehr mit dem Fehlen von Kriegserfahrungen, wie im Frieden, zu entschuldigen. In den Ypernschlachten des Herbstes 1914 und in den artilleristischen Leistungen der Franzosen

1915 lagen eindringliche Hinweise auf die wahre Größe des Munitionsbedarfs. Der Vorwurf einer Unterlassungssünde kann der O.H.L. der Jahre 1915 und der ersten Hälfte 1916 schwer erspart werden. Erst das Eingreifen General Ludendorffs stellte die lähmende Munitionsknappheit endgültig ab.

Wie mit der Munition verhielt es sich auch mit der Fertigung des sonstigen Kriegsbedarfs. General Ludendorff sagt selbst darüber: „Der Generalfeldmarschall und ich mußten mit dem rechnen, was wir vorfanden, und das war ungenügende Versorgung des Heeres mit Kriegsgerät, trotz der Anwesenheit des Kriegsministers im Großen Hauptquartier und obgleich alle Welt davon sprach ..." In dem Namen „Hindenburgprogramm" ist alles enthalten, was der schöpferische Geist des großen Organisators Ludendorff in alles mit sich reißender Tatkraft aus dem Boden zu stampfen wußte. Die drückende Unterlegenheit des deutschen Heeres war für immer gebannt, wenn wir auch nicht mit den Leistungen der feindlichen Rüstungsindustrie des ganzen Erdballes Schritt halten konnten. Über deren unerschöpfliche Vorräte geben einige Zahlen das beste Bild, gleichzeitig überhaupt die Kampfbedürfnisse eines modernen Volksheeres schildernd. In der Dauerschlacht an der Somme verfeuerte die britische Artillerie rund 4 000 000 Schuß; in der Schlacht im Wytschaetebogen (1917) in wenigen Tagen 2 753 000 Schuß. Und die amerikanische Armee schleuderte in der Schlacht von St. Mihiel (1918) in einem Vorbereitungsfeuer von vierstündiger Dauer 1 300 217 Schuß gegen die deutschen Stellungen. Und als in der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 die britische Armee unter anderem rund 1000 Geschütze und 200 Tanks einbüßte, da erhielt sie den Geschützausfall innerhalb von vierzehn Tagen ersetzt und an Stelle der verlorenen 200 Tanks in derselben Zeit 700 neue nachgeschoben.

Dritter Teil

Die Vorbereitung der Kriegshandlung selbst

10. Kapitel

Die Mobilmachungsvorarbeiten

Hier ist zu unterscheiden die militärische und die wirtschaftliche Mobilmachung. Die erste kann beim deutschen Heere kurzerhand als mustergültig bezeichnet werden. Die Mobilisation des Friedensheeres, der Aufmarsch des Feldheeres vollzogen sich dank der sorgfältigen Vorarbeiten mit der selbstverständlichen Reibungslosigkeit eines Uhrwerkes. Der Gedanke einer wirtschaftlichen Mobilmachung ist im Generalstabe selbst schon erwogen, aber nicht als unabweisliche Notwendigkeit empfunden und dementsprechend vertreten worden. Der Irrglaube des kurzen Krieges hat hier wohl auch hemmend gewirkt (siehe Seite 67 ff.). General v. Stein schreibt hierüber: „Ich hatte als Abteilungschef im Generalstabe vor Jahren wiederholt den Antrag gestellt, eine Aufnahme der Lebensmittel vor und nach der Ernte anzuordnen, unter der Annahme, daß Deutschland von allen Seiten abgeschlossen sei. Der Antrag ist abgelehnt worden, weil die Behörden nicht genug Kräfte dazu haben und die Kosten zu hoch sein sollten. Man glaubte wohl nicht an die Möglichkeit einer solchen Lage ...“ Auch eine Anregung aus nichtmilitärischen Kreisen heraus, die des Lübecker Senators Possehl, fand im Jahre 1912 nur beim Generalstabe verständnisvolles Entgegenkommen, dagegen erfuhren seine Vorschläge zur Gründung eines „wirtschaftlichen Generalstabes“, der die deutsche Kriegswirtschaft unter der Voraussetzung einer Blockade bearbeiten sollte, bei Kriegsminister, Minister des Innern und Reichskanzler keine ernsthafte Beachtung. Der Einfluß der Börse, die befürchtete, daß die solchermaßen geschaffenen Lebensmittellager des Staates bei Mißernten in Friedenszeiten die Einfuhr und damit den Gewinn der Handelskreise einschränken könnten, soll diese Ablehnung mitbestimmt haben.

11. Kapitel
Der Operationsentwurf

Den Rahmen für den Operationsentwurf liefert die Erwägung der politisch möglichen und wahrscheinlichen Machtkonstellationen bei Ausbruch von kriegerischen Verwicklungen. Diese Grundlagen hatte der Generalstab im Benehmen mit dem Auswärtigen Amt zu ermitteln.

Nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 bestand längere Zeit nur die Möglichkeit einer erneuten Verwicklung mit Frankreich und Rußland. Der Operationsplan des damaligen Chefs des Generalstabes, Graf Moltke, trug dem westlichen Gegner gegenüber zunächst defensives Gepräge. Dann begann sich um die Jahrhundertwende die Mächtegruppierung zurechtzuschieben, in der der Weltkrieg Europa antraf. Moderne Kriege sind vorwiegend Wirtschaftskriege. So gehören denn auch die Gegensätze in der europäischen Politik, die schließlich ihren Übergang in die kriegerische Form herbeiführten, hauptsächlich auf das wirtschaftspolitische Gebiet. Die rasch aufstrebende Großmacht Deutschland bedurfte dringend der Erweiterung ihres wirtschaftspolitischen Machtgebietes, um Bezug von Rohstoffen und Absatz der eigenen Produkte auf einem Wege sicherzustellen, der nicht von dem Gutdünken der seebeherrschenden Macht abhing. Diese Expansionslinie verlief über die Donaumonarchie, Südosteuropa und die Levante nach Mesopotamien. Sie fand ihren Ausdruck in der Eisenbahnverbindung Berlin—Bagdad. In dieser Entwicklung schlummerte zunächst die unvermeidliche Gegnerschaft zu Rußland, dessen historische Expansionslinie über die Dardanellen und die slawischen Balkanvölker zum warmen Hafen an der Adria wies. Die Idee des Panslawismus war nur die Maske für die wirtschaftlichen Ziele des Zarenreiches. Der Schnittpunkt der deutschen und russischen Interessen lag in Konstantinopel. Weiterhin führte diese deutsche Wirtschaftspolitik zum Zusammenstoß mit einer zweiten Großmacht. Kjellen sagt hierüber: „Nun liegt die Sache so, daß der levantische Zusammenhang Deutschlands Konkurrenzkraft wesentlich stärken würde; daher muß es England am Herzen liegen, das zu verhindern; seine Aufgabe an diesem Punkt ist negativ, es verlangt Mesopotamien und Arabien weniger um seiner selbst willen, als um für Deutschland eine Kraftquelle zu verstopfen. Hätte man nun durch einen großen Bündnisapparat oder durch ‚dilatorische‘ Verhandlungen

Deutschland zum Nachgeben bringen können, so wäre das natürlich das beste gewesen. Da aber die Entwicklung nun einmal auf den Krieg zusteuerte, da Rußland und Frankreich bereit waren, so konnte England eine so unerhörte Konjunktur nicht aus seinen Händen gleiten lassen — seine Schiffskanonen mußten von selbst anfangen zu sprechen..." Damit ist auch der Dritte im Bunde bereits eingeführt, Frankreich, das nicht aus wirtschaftlichen Gründen, sondern aus Gefühlspolitik zum Kriege gedrängt wurde. Österreich-Ungarn, das erste Bindeglied in der Kette zwischen Berlin und Bagdad, am Leben zu erhalten, war eine organische Forderung des deutschen Levanteprogramms. Gleichzeitig lag hier auch der Explosionsherd. Denn bestand der Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland in Konstantinopel zunächst mehr hinter den Kulissen, so wiesen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn die Unstimmigkeiten geradewegs auf den Konflikt.

Der Rahmen eines kommenden Weltkrieges lag also klar zutage. Generalfeldmarschall Graf Schlieffen zeichnet das Bild mit den Worten: „Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Österreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revancheidee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesamten Politik. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Handels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern, noch durch aufreizende Worte verschärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben bestimmen die Höhe des Grolles. Rußland wird ebenso durch die ererbte Antipathie des Slawen gegen den Germanen, die überlieferte Sympathie zu den Romanen wie durch sein Anleihebedürfnis an dem alten Verbündeten festgehalten, und wirft sich jetzt auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am meisten schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung derer, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der Lombardei herabstiegen, noch nicht für vollendet. Es will sie weder an den Süd-

hängen des Gebirges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden..." Die Lage ist durchaus richtig erkannt. Weder über die Neutralität Englands noch über die Bündnistreue Italiens hat sich der Generalstab, wie ihm oft zu Unrecht vorgeworfen wird, trügerischen Illusionen hingegeben.

Der künftige Krieg mußte also für Deutschland ein Zweifrontenkrieg werden. Entweder verzichtete Deutschland von vornherein auf den Sieg, dann konnte es in resignierter Defensive abwarten, ob die Angriffskraft der Gegner oder die eigene Abwehr sich zuerst erschöpfte, konnte dann seine Kräfte annähernd gleichmäßig auf Ost- und Westfront verteilen. Die Übermacht der Entente mußte aber bei diesem Verhalten naturnotwendig zu dem endlichen Siege führen. Deutschland nahm also mit der Defensive den eigenen Untergang von Anbeginn in Kauf. Der Kampf wäre nur ein Ringen um Galgenfrist gewesen. Die Erhaltung der Existenz konnte also nur in der Offensive gesucht werden. Schon Friedrich der Große hat am Anfang des Siebenjährigen Krieges dieselbe Entscheidung zu treffen gehabt. Auch er entschloß sich zur Offensive.

In der Aufgabe, zwei Feinde nacheinander offensiv niederzuwerfen, lag für Deutschland das strategische Charakteristikum in der zeitlich verschiedenen Operationsbereitschaft des engbewohnten, mit leistungsfähigem Bahn- und Straßennetz versehenen Frankreich gegenüber dem rückständigen, weit auseinandergezogenen und mit mangelhaften Verkehrsmitteln ausgestatteten Rußland. Dies schuf für Frankreich bei Kriegsbeginn einen an Krise grenzenden Zustand der Isolierung, bis die Einwirkung des langsameren Bundesgenossen sich geltend machte. Darin waren sich auch alle militärischen Sachverständigen Frankreichs einig. Es lag für Deutschland auf der Hand, daß die energische Ausnützung dieser ersten Kriegswochen das allein erfolgversprechende Mittel war, die zugedachte doppelseitige Zerquetschung zu verhindern. Der westliche Gegner mußte zerschmettert werden, ehe die russische Dampfwalze sich herangewälzt hatte. Die andere Möglichkeit, sich unter Deckung gegen Frankreich mit aller Macht auf Rußland zu werfen, versprach keine Aussicht auf entscheidenden Erfolg. Sie mußte nach bestenfalls erreichter Sprengung des russischen Aufmarsches in Polen als Luftstoß in den uferlosen Weiten des Zarenreiches verebben und hätte Deutschland eben Zeit bis zum Heranreifen der im Innern Ruß-

lands neu zu organisierenden Offensive verschafft. Diese Zeit konnte dann aber auch nur zum Angriff auf Frankreich verwandt werden. Es ist einleuchtend, daß dieser an sich schwierigsten Aufgabe des Krieges, da Frankreich der militärisch ernsthafteste Gegner war, jetzt nicht mehr der Nachdruck verliehen werden konnte, wie wenn die ganze Stoßkraft des bei Kriegsbeginn noch unangetasteten deutschen Heeres auf sie verwendet wurde. Außerdem hätte die Forderung, das rheinisch-westfälische Industriegebiet als Quelle der kriegerischen Kraft während der Offensive nach Osten dem Griff der westlichen Feinde fernzuhalten, die Belassung starker Kräfte an der Westgrenze, wenn nicht einen Teilvorstoß nach Belgien und Luxemburg zur Schaffung eines strategischen Vorfeldes notwendig gemacht. Dagegen konnte Deutschland einen Eröffnungsstoß nach Westen erheblich stärker gestalten, da die Ostgrenze im Hinblick auf das österreichisch-ungarische Heer und die Langsamkeit des dortigen Feindes weitgehende Entblößung ertragen konnte. Das Heer der Westmächte war also das nächstliegende Operationsziel des deutschen Heeres.

Der Stoß gegen die Westmächte mußte, wie schon erwähnt, mit Rücksicht auf das Reifen der russischen Gefahr eine rasche Entscheidung erstreben. Die Schlieffensche Vernichtungsschlacht war hier bittere Notwendigkeit. Daher waren das alleinige Operationsziel die feindlichen Streitkräfte. Die vereinzelt — besonders in Marinekreisen — aufgetauchte Auffassung, daß die Rücksicht auf England die Gewinnung der französischen Kanalküste als erstes Operationsziel herausstellen mußte, um dadurch Englands Beteiligung am Landkrieg zu erschweren, ist strategisch nicht folgerichtig gedacht. Wenn die Schlieffensche Vernichtungsschlacht zwischen Paris, Marne und Rhein geschlagen und gewonnen war, dann hatte Deutschland freie Hand auf dem Boden Frankreichs. Konnte dann dem Gesichtspunkt Rechnung tragen, daß England die Seele des feindlichen Widerstandes war, indem es, den Forderungen der Seekriegführung Rechnung tragend, die französische Küste besetzte. Bei einem Vorstoß auf Calais *vor* der Vernichtung des französischen Heeres hätte aber auf die Vernichtungsschlacht verzichtet werden müssen, da für beides die Kräfte nicht ausreichten. Diese Operation bedeutete also eine Resignation, das Eingeständnis, für die kühne Absicht, mit einem Schlage im Westen reinen Tisch zu machen, nicht stark genug zu sein. Deutschland hätte sich damit be-

schieden, nur für den doch unvermeidlichen Stellungskrieg im Westen sich bessere Vorbedingungen zu schaffen unter endgültigem Verzicht auf die Offensive. Dann wäre aber der Hauptstoß nach Osten zu führen gewesen, denn irgendwo mußte eine Entscheidung gesucht werden. Strategische Defensive auf beiden Fronten war, wie oben ausgeführt, ein Unding, da sie jede Chance den Gegnern ließ. Dieser Vorschlag ist nach den Ereignissen entstanden und durch ihren tatsächlichen Verlauf suggestiv beeinflußt. Er nimmt sie als unabänderliches Gesetz an, vermag sich nicht klar auf die bei Kriegsbeginn bestehende Lage mit all ihren Möglichkeiten einzustellen, die dazu führen mußten, im Westen vor allem anderen die Vernichtung des Feindes zu suchen.

Es fragt sich nun, auf welchem operativen Wege die Vernichtung der feindlichen Westkräfte am schnellsten und sichersten erreicht wurde. Zu Kriegsbeginn war das Operationsziel zwischen der belgischen Maas und der deutsch-französisch-schweizerischen Grenzecke zu suchen. Graf Schlieffen strebte Umfassung an, wenn möglich auf beiden, mindestens aber auf einem Flügel. Die Vogesen und das nördlich anschließende schwierige, durch Festungen versperrte Gelände an der französischen Ostgrenze ließen die Wahl auf den Nordflügel als Entscheidungsflügel fallen. Die schon erwähnte Forderung, das rheinisch-westfälische Industriegebiet vom Anfang an außer Greifweite des Feindes zu setzen, wies ebenfalls auf diesen Flügel. Solange der französische Nordflügel an der Südecke Luxemburgs gesucht werden konnte, bestand die Möglichkeit, im Durchmarsch südlich des Maastrichter Zipfels aus dem Aufmarsch heraus überflügelnd zu wirken. Erstreckte sich der feindliche Aufmarsch, wie es wahrscheinlich war, bis nach Südbelgien hinein, so ergab dies für den deutschen Entscheidungsflügel beim ersten Zusammentreffen einen Flügelangriff, aus dem sich dann erst nach günstiger taktischer Entscheidung dank der gewölbten französischen Aufstellung der Flanken- und Rückenstoß entwickeln konnte. Die gesamte Lage mußte, wenn einmal die Würfel gefallen waren, dazu führen, daß Deutschland jede Stunde nützte, um die Entscheidung im Westen heraufzuführen. Der Einmarsch in Belgien durfte keine Verzögerung erleiden, wollte Deutschland nicht den einzigen Trumpf, den es in Händen hielt, ungenützt lassen: seine Überlegenheit über Frankreich auszuspielen, solange diese bestand. Der moralische Nachteil, den Deutschland mit dem Bruch der belgischen Neutralität auf sich nahm,

ist unbestreitbar. Da der Einmarsch in Belgien nicht mehr und nicht weniger als die militärische Lebensfrage war, so hatte sich in diesem Fall die politische Leitung der militärischen anzupassen. Eine gewandte Diplomatie mußte es, wenn der Konflikt einmal unvermeidlich war, zustande bringen, daß Deutschland der Angegriffene war. Gelang dies nicht, dann hatte Deutschland in der belgischen Frage wie einst der große König 1756 gegenüber Sachsen zwischen zwei Möglichkeiten zu entscheiden: entweder es wahrte sich politisch „das Gesicht" und unterließ den Einfall, ohne natürlich dadurch den Kreis der seit Jahren durch verwandte Ziele zusammengeschweißten Verschworenen zu sprengen. Es stand dann im Engelsgewand des „reinen Toren" dem feindlichen Angriff in einer bedeutend verschlechterten militärischen Lage gegenüber. Oder aber es nahm in Kauf, daß die Feinde ein Propagandamittel mehr hatten, erwarb aber dafür die Grundlage zu einem raschen und endscheidenden Erfolg, vor dessen Menetekel der Kriegsruf der von der Entente für Recht und Freiheit aufgepeitschten Menschheit ahnungsvoll verstummt wäre, wie es 1866 Napoleon III. und 1870 Österreich-Ungarn tat. Der Erfolg ist ausschlaggebend. Friedrich der Große rief mit seinem Einfall in Sachsen ebenfalls die Entrüstung von ganz Europa hervor. Carlyle sagte: „Die Größe seines Vorgehens wurde damals betrachtet als etwas, das alle Berechnung übersteigt und ihn zum allgemeinen Feind der Menschheit stempele, den man teilen, unterdrücken und fressen müsse . . ." Aber der König blieb Sieger und damit im Recht. Dem deutschen Heere von 1914 sollte der verdiente Sieg vorenthalten bleiben und ihm dafür das Odium des Friedensstörers zum unentrinnbaren Verhängnis werden. Macht ist nun einmal auch Recht. Daß die Feinde diese Macht gebrauchen, ist ethisch niedrig, aber politisch klug; daß deutsche Stimmen ihnen beipflichten, ist entweder ein Zeichen von Sympathie mit den Feinden, dann ist es erklärlich, oder es ist ein Zeichen politischer und historischer Kindlichkeit und als solches keiner ernsthaften Entgegnung wert.

So war der Entwurf des Grafen Schlieffen darauf aufgebaut, daß die Masse des deutschen Heeres sich blitzschnell und wuchtig auf den französischen Gegner werfen sollte, wie es der warnende Ruf eines bekannten französischen Militärschriftstellers voraussah: „Ils feront sur nous le bond du panthère!" In strenger Folgerichtigkeit trug er der strategischen Forderung Rechnung, an der Entscheidungsstelle so stark

wie irgend möglich zu sein. Zwischen Luxemburg und der Schweiz war nur ein verstärkter Grenzschutz vorgesehen mit einer dahinter stehenden Operationsgruppe in einer Gesamtstärke von 2½ Korps und 3 Kavallerie-Divisionen. Die Hauptmasse des deutschen Heeres war in der Mitte und auf dem rechten Flügel zu Stoßarmeen zusammengeballt. Vor allem sollte der letztere mit Rücksicht auf seine offene Flanke in mehrere Treffen tief gestaffelt vorrücken. In den Reichslanden sollte der Grenzschutz vor dem auf Grund der Nachrichten mit Sicherheit zu erwartenden feindlichen Vorstoß in die Linie Metz—Straßburg—Breuschtalstellung—Oberrheinbefestigungen ausweichen und dann mit seiner Operationsreserve zwischen Metz und Straßburg durchstoßend dem Feind in die Flanke fallen. Der rechte Drehflügel sollte in kraftvollem Schwung durch Belgien und Nordfrankreich hindurch zur Überflügelung schreiten. Die an sich schon gewölbte Front des französischen Heeres auf noch engeren Raum zusammendrängen, von Paris abschneiden und mit dem Rücken gegen Rhein und Schweizer Jura zur Vernichtungsschlacht stellen. Der Plan verlangte Großes. Sein Gelingen wurzelte in der Ausbildung des wuchtigen Schwerpunktes auf dem entscheidungbringenden deutschen Nordflügel.

Die klassische Strenge, mit der in Graf Schlieffens Aufmarsch und Operation die Kräftevereinigung auf dem entscheidenden Flügel in äußerster Konsequenz durchgeführt war, verwischte sich bald unter seinen Nachfolgern. Die zugunsten der Entscheidung stark entblößte Front zwischen Luxemburg und Schweiz führte das Gespenst eines feindlichen Einmarsches in den Reichslanden oder gar in Süddeutschland herauf. Dieser Möglichkeit widersetzte sich das landesväterliche Gefühl des Kaisers, der, nach den Worten Generals v. Stein, „den Standpunkt vertrat, daß Süddeutschland gegen einen feindlichen Einfall unbedingt geschützt werden müsse ...“ Graf Schlieffen dagegen war der Ansicht, daß Süddeutschland die Lasten eines Krieges ebenso tragen müsse wie jedes andere deutsche Gebiet. Er lehnte es in seinem klaren Denken entschieden ab, den Aufmarsch von irgendwelchen anderen als rein operativen Erwägungen bestimmen zu lassen. Seinem großen Vorgänger war Ähnliches widerfahren. Der von Moltke ursprünglich für den Feldzug 1866 gegen Österreich vorgesehene Aufmarsch der zweiten Armee um Landeshut, von wo aus der operative Zusammenhang mit der zwischen Torgau und Görlitz aufmarschierten Elbarmee

Skizze 1

und ersten Armee gewährleistet war, wurde aus Sorge, Oberschlesien einem österreichischen Einfall preiszugeben, weit nach links in die Gegend von Neiße geschoben. Ihm außerdem noch zwei Korps der ersten Armee nachgesandt. Dadurch wurde die konzentrische Offensive nach Böhmen hinein in Frage gestellt, denn der Aufmarsch war in zwei rund zweihundert Kilometer getrennte Gruppen zerrissen, die — namentlich die bei Neiße stehende schwächere — der Gefahr einer Teilniederlage ausgesetzt waren. Graf Schlieffen schreibt selbst darüber: „Dieser ungünstige Zustand hatte durch Moltke nicht abgewendet werden können. Die Sicherung Schlesiens war dem König als eine landesväterliche Pflicht dargestellt worden. Die Beweisführung Moltkes, daß diese Pflicht sehr gut durch eine Offensive nach Böhmen, sehr schlecht oder gar nicht durch eine Defensive in Schlesien zu erfüllen wäre, hatte nicht überzeugend gewirkt ...“ In allen seinen operativen Besprechungen hatte Graf Schlieffen es stets scharf getadelt, wenn zwiespältiges Schwanken nicht zu willenstarker strategischer Konsequenz den Weg zu finden wußte. So übt er scharfe Kritik an dem preußischen Aufmarsch von 1757 gegen Österreich und Rußland: „Daß der König nur die 8500 Mann aus Pommern heranzog, die auf 33 000 Mann verstärkte Lehwaldsche Armee aber in Ostpreußen beließ, sollte sich als verhängnisvoll erweisen. Die 33 000 haben ihm jene Provinz nicht erhalten, nicht vor Plünderung und Verwüstung bewahrt, aber sie würden ihm in Böhmen nach menschlichem Ermessen einen sicheren Sieg verschafft und das verlorene Ostpreußen schnell wiedergegeben haben ...“ Graf Schlieffen führt dann die eigenen Worte des großen Königs an, mit denen dieser seinen Fehler selbst kennzeichnete: „Mithin muß man alsdann dem Feind eine Provinz sacrificieren, indessen aber mit der ganzen Force denen anderen zu Leibe gehen, sie zu einer Bataille obligiren, und seine äußersten Kräfte anwenden, um solche überm Haufen zu werfen ...“ Diese strategische Weisheit eines Feldherrngenies war im Schlieffenschen Aufmarsch befolgt gewesen.

Bei seinen Nachfolgern fehlte der Blick für die ungeheure Gefahr, die in einer Verschiebung oder Verminderung des operativen Schwerpunktes lag; wenigstens wußten sie nicht, wenn sie die Erkenntnis besaßen, ihre Folgerungen anderen Wünschen gegenüber zu behaupten. An der gefährdeten deutsch-französischen Grenze traten im Laufe der Jahre eine sechste und siebente Armee an Stelle des von Graf Schlieffen

vorgesehenen, bis zur Grenze des Möglichen verdünnten Grenzschutzes. Der Nachfolger Graf Schlieffens konnte sich, wie Napoleon 1813 bei Leipzig, nicht dazu entschließen, „nicht viele, sondern nur einen einzigen Sieg zu erstreben". Da eine Vermehrung des Heeres nicht gleichzeitig vorgenommen wurde, so mußten die Kräfte zu diesen Neubildungen anderen Aufmarschgruppen entnommen werden. Der hauptsächlichste Steuerzahler war der rechte Flügel, dessen tiefe Staffelung dadurch bedenklich an Tiefe verlor. Damit hatte — um ein technisches Bild zu wählen — in der kühnen Konstruktion der hauptsächlich beanspruchte Maschinenteil zu sehr an Querschnitt verloren; er mußte biegen oder knicken. Der Einwand, daß ein Millionenheer wie das deutsche bei der gegebenen Leistungsfähigkeit des Bahnnetzes nur dann am schnellsten in seiner Gesamtheit aufmarschieren konnte, wenn der ganze Raum Straßburg-Crefeld annähernd gleich stark belegt wurde, ist nicht stichhaltig. Die zweite Staffel hinter dem rechten Heeresflügel konnte ja zeitlich später aufmarschieren, wenn die erste Linie bereits im Vormarsch war; sie konnte bei entsprechenden Märschen bis zur Entscheidung am richtigen Platze sein. Auf der anderen Seite stand der Aufmarsch stärkerer Kräfte in den Reichslanden der entscheidenden Operation geradewegs entgegen. Der Hauptentscheidung mußte es doch gerade nützen, wenn die französische erste und zweite Armee möglichst weit über die unwegsamen Vogesenforste nach Osten gezogen und der kommenden Entwicklung in Nordfrankreich ferngehalten wurden. Je früher sie zum Stehen kamen, desto rascher konnten ihre Kräfte, wenn die französische Heeresleitung das Verhängnis erkannt hatte, herum- und der deutschen Umfassung entgegengeworfen werden, wie es im August 1914 denn auch tatsächlich geschah. So hatte der ganze Aufmarsch seinen tiefen Sinn verloren. Einer Halbheit des Gedankens konnte denn auch nur die Halbheit der Tat folgen (siehe Abschnitt: „Die Leitung der Operationen").

Es erübrigt noch eine kurze Betrachtung des französischen Operationsplanes, in dessen Rahmen die belgischen und britischen Streitkräfte eingefügt waren. Seit 1871 sah der französische Generalstab bis in die letzten Jahre vor Kriegsausbruch einen defensiven Aufmarsch von Belfort bis zum Meere vor. Im Jahre 1912, als die Sicherheit der englischen Waffenhilfe und die Reorganisation des belgischen Heeres die Gesamtlage für Frankreich besserte, gewann der Gedanke, in eigener Offensive dem Feinde die Initiative streitig zu machen, Gestalt. Der

Widerstand Belgiens mit seinen erheblich verstärkten Festungen erschien im französischen Generalstab hinreichend, die bekannte deutsche Überflügelung auf den Raum südlich der Maas-Sambre-Linie einzuengen. Skizze 4 Der deutsche rechte Flügel wurde also bei Mézières aus den Ardennen heraustretend oder äußersten Falles in Richtung auf Hirson erwartet. Ihm zu begegnen, erschien die zwischen Verdun und Mézières aufmarschierte fünfte Armee und die Gruppe Valabrègue bei Hirson gewachsen, namentlich im Hinblick auf die Mitwirkung der Engländer von Calais her. Die ersten vier Armeen wurden zu kraftvollem Vorstoß nach Elsaß, Lothringen und Luxemburg bereitgestellt. Flügel- und Frontalangriff sollte gegen Umfassung gesetzt werden. Der Glaube an die Unmöglichkeit eines deutschen Vormarsches nördlich von Maas und Sambre war eine oberflächliche Leichtgläubigkeit, die sich rächte und Frankreich in die operative Nachhand verwies. Der französische Deputierte Engerand macht dem eigenen Generalstab hierüber bittere Vorwürfe: „Nichts kam wie der französische Generalstab es vermutete, und nichts, was er vermutet hatte. Überraschungen auf der ganzen Linie. Man hatte mit einer Offensive zwischen Belfort und Mézières gerechnet, und der Feind war es, der eine solche zwischen Mézières und Lille ausführte ...“

Vierter Teil

Die Leitung der Operationen

12. Kapitel

Die Operationen im Westen bis zur Marneschlacht

Entwicklung und Schlacht in Lothringen

Der Aufmarsch der beiden Gegner im Westen vollzog sich planmäßig. Skizze 4
Mitte August konnten die Operationen beginnen. Beide Teile hatten ihren Operationsplan auf einer Unbekannten aufgebaut: auf der Widerstandskraft des belgischen Heeres, gestützt auf seine Grenzfestungen.

Um den Raum Verdun—Metz entgegen dem Uhrzeiger schwingend sollten beide Heeresfronten mit Schwerpunkt auf dem rechten Flügel angreifen. Es kam darauf an, wer den operativen Vorsprung gewinnen würde. Für Frankreich verlangte dies, neben einer raschen und günstigen Waffenentscheidung über die deutschen Streitkräfte in Lothringen, auf der einen Seite den schnellen Fall von Metz, auf der anderen Seite dagegen erfolgreichen Flankenschutz durch die belgischen Grenzsperren. Die deutschen Operationen gewannen umgekehrt die Vorhand, wenn die Abwehr in Lothringen entsprechenden Zeitgewinn erreichte und der belgische Widerstand schnell gebrochen wurde.

Von den beiden Brennpunkten zeigte der südliche, in Lothringen und westlich Metz, eine mehr stabilere Lage. Mit annähernd gleich starken Kräften standen sich beide Gegner zunächst im freien Felde gegenüber. Die Verteidigung der befestigten Linien trat erst nach Austrag dieses Waffenganges als entscheidend in den Vordergrund. Die endgültige operative Entfesselung der französischen Entscheidungsgruppe hatte hier zwei Vorstadien zu überwinden. An der belgischen Grenze dagegen stand eine Waffenentscheidung im freien Felde gar nicht in Frage, die deutsche Überlegenheit über das belgische Heer war zu erdrückend. Hier lag Gedeih und Verderben der beiderseitigen Operationspläne einzig in der Widerstandskraft der belgischen Wegesperren Lüttich und Namur beschlossen. Und hier mußte frühzeitig das Zünglein der Wage

ausschlagen, frühzeitiger als im Elsaß und in Lothringen. So war eigentlich die ausschlaggebende Unbekannte in der strategischen Rechnung der beiden Spieler die Widerstandskraft der belgischen Festungen. Der Erfolg zeigte die Richtigkeit der deutschen Rechnung und ihrer Faktoren: Bewertung der Verteidigungskraft des belgischen Heeres und der Festung Lüttich unter der Voraussetzung, daß der Verteidigung keine Zeit zur Festigung gelassen wurde. Es mußte daher mit dem Althergebrachten gebrochen werden. Nicht der allgemeine Aufmarsch, nicht einmal die Mobilmachung der mit der Wegnahme beauftragten Truppenkörper durfte abgewartet werden. Der Stoß mußte die sonst nicht gern gesehene Rolle der Einzelhandlung annehmen und in die ersten Stunden des Kriegszustandes gelegt werden. Und Lüttich fiel.

Durch die geöffnete Schleuse ergossen sich die Korps der deutschen ersten und zweiten Armee. Die Unfähigkeit des belgischen Feldheeres zu offensivem Entgegentreten ließ das etwas schwierige Hinterherziehen und Rechtsaufmarschieren der ersten Armee reibungslos gelingen. Am 18. August war der Drehflügel des deutschen Heeres in voller Vorwärtsbewegung um seinen Pfeiler Metz. Hatte bis nahe zur Sambre—Maaslinie fast freies Feld vor sich. Am selben Tage rückte sich die französische Stoßgruppe erst zum Vormasch auf Mülhausen—Saarburg—Mörchingen einerseits und Luxemburg—Neufchâteau andererseits zurecht. Sie hatte noch den Widerstand des deutschen Feldheeres und der Festungen zu brechen. Die operative Vorhand war Deutschland unzweideutig zugefallen.

Die französische O. H. L. dürfte sich dieser bitteren Erkenntnis nicht verschlossen haben. Sie zog auch die notwendige Folgerung. Verließ entschlossen den Boden ihres in der ersten Entwicklung bereits zusammengebrochenen Operationsplanes und suchte schleunigst, in rascher Anpassung, den Schwerpunkt nach Norden zu verlegen, um dort die deutsche Front zwischen Metz und Namur zu durchbrechen. Der Vorstoß in die Reichslande mußte seine Rolle als Hauptfaktor verlieren. Ehe dieser Entschluß in die Tat umgesetzt werden konnte, war ihr nunmehr entwurzelter eigener Hauptstoß bereits in die ersten Zusammenstöße verstrickt. Die französische Heeresleitung ließ ihn als Demonstration noch ablaufen, um möglichst starke deutsche Kräfte im Elsaß festzuhalten, hielt aber die rückwärtigen Staffeln ihrer ersten und zweiten Armee noch rechtzeitig an und fiel, nachdem sie der deutschen sechsten Armee

einen strategisch wertlosen Erfolg über ihre Heeresvorhuten überlassen hatte, im Süden in die operative Defensive zurück, gestützt auf ihre zuverlässige Wehrstellung Belfort—Epinal—Toul—Verdun. Vor ihr verfing sich der stürmische frontale Nachstoß der sechsten und siebenten deutschen Armee nach wenigen Tagen. Die rückwärtigen Staffeln der französischen Südgruppe wurden beschleunigt auf den gefährdeten Westflügel befördert. So nahm das ursprünglich zur zweiten Armee gehörende XIII. französische Korps bereits an der Schlacht im Sambre—Maasknie teil. Immerhin erforderte indessen das Herumwerfen des eigenen Schwerpunktes aus dem Raum südlich Verdun an die Sambre und Schelde soviel Zeit, daß für den ersten Zusammenstoß der beiden Nordflügel die Überlegenheit noch unbedingt auf deutscher Seite liegen mußte. Nachdem der deutsche Entscheidungsflügel Belgien reißend schnell durcheilt hatte, konnten sich seinen fünf Armeen zwischen Verdun und Maubeuge zunächst nur drei französische Armeen und das englische Expeditionskorps entgegenstellen. Dabei befand sich die an entscheidender Stelle stehende französische Flügelarmee, vereint mit den britischen Streitkräften, in einer besonders gefährlichen Lage. Durch Maas und Ardennen war sie von ihrer Nachbararmee räumlich scharf getrennt. Der erste Zusammenstoß entfesselte daher zwei getrennte Schlachten beiderseits der Maas. Auf dem östlichen Kampffelde war die französische Front in Verdun fest verankert. Auf dem westlichen kämpften die französische fünfte Armee und die Truppen des Marschalls French eine Schlacht für sich. Der Schwerpunkt der Operation lag bei ihnen in dem zwischen Sambre und Maas von Norden und Osten begrenzten Raum.

Erster Zusammenstoß in Südbelgien. Die Schlacht im Sambre-Maasknie

Die deutsche O. H. L. hatte die erste Armee der zweiten unterstellt. Sie wäre wohl besser selbständig geblieben mit Rücksicht auf ihre Doppelaufgabe des Flankenschutzes und der operativen Umfassung. Dagegen wäre das Unterstellungsverhältnis sehr zweckmäßig auf die dritte Armee angewandt worden, deren Operationsstreifen ebenfalls auf das westliche Maasufer übertrat. Auf diesem Ufer mußte sich, bedingt durch die Geländeverhältnisse, eine mehr oder weniger selbständige Kampfhandlung entwickeln. Durch Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls, etwa durch Bildung einer Heeresgruppe Bülow, wäre auf deutscher Seite eine

einheitliche Leitung besser gewährleistet worden, als sie die O. H. L. von ihrem weit entfernten, mit der Front mangelhaft verbundenen Hauptquartier aus ermöglichen konnte. Das A. O. K. 2, das den schwierigen Sambreabschnitt vor sich sah, wollte sich für seine Überwindung die taktische Unterstützung der ersten Armee sichern und zog sie daher aus der ursprünglich etwa auf Douai—Valenciennes zeigenden Marschrichtung näher an sich heran, so daß ihre Mitte jetzt etwa auf Bavai angesetzt war. Für rein strategische Umfassung war also die erste Armee bereits zu sehr vor die feindliche Front gezogen. Sicher nicht im Sinne Schlieffens. Während nun aber die zweite Armee am 21. August sich schon dem Nordufer der Sambre bei und östlich Charleroi näherte, konnte die erste Armee, die in großem Bogen, etwa um Namur als Drehpunkt, herumschwenken mußte, erst am 25. August mit der Front der zweiten Armee in annähernd gleiche Höhe kommen. Die Möglichkeit, wenigstens taktisch umfassend zu wirken, wurde nun auch noch erheblich herabgemindert, dadurch, daß die zweite Armee das Aufrücken der ersten Armee nicht abwartete, sondern bereits am 22. August mit linkem Flügel die Sambre überschritt. Die Wahrscheinlichkeit, am 22. den Übergang über die Sambre noch unter verhältnismäßig günstigen taktischen Bedingungen durchführen zu können, läßt diese Maßnahme berechtigt erscheinen.

Auf dem Ostflügel drohte der französischen fünften Armee das Verhängnis des Flanken- und Rückenstoßes in ungleich schwererer Form. Die deutsche dritte Armee zielte etwa auf Hirson. Die O. H. L. hatte, wie erwähnt, diese Armee dem A. O. K. 2 nicht unterstellt, sondern hatte diesen beiden Armeen nur anheimgestellt, „Vereinbarungen über ihr Zusammenwirken zu treffen". Demzufolge teilte das A. O. K. 2 dem A. O. K. 3 mit, daß die zweite Armee am 23. August den Angriff über die Sambre beginnen werde, und bat die dritte Armee um „entlastende Mitwirkung", ja sie erbot sich sogar, ihr erforderlichenfalls „die Maasübergänge zu öffnen". So sah sich die dritte Armee nicht allzusehr zur Eile genötigt.

Während die zweite Armee dann tatsächlich bereits am 22. August in vollem Kampfe stand, war die erste Armee erst im Heraneilen gegen die Westflanke des Feindes vor ihrer Front. Und die dritte Armee in seiner tiefen, nur von zwei bis drei Divisionen geschützten Ostflanke bereitete ohne Überhastung den Uferwechsel vor und konnte, als sie erst

spät die überraschende Nachricht bekam, daß die zweite Armee nun doch um mehr als 24 Stunden früher angegriffen hatte, wie ursprünglich vereinbart, ihren Angriff nicht mehr wesentlich beschleunigen. Daß die zweite Armee, um eine günstige taktische Lage auszunützen, am 22. rasch zufaßte, ohne das Herankommen der ersten Armee abzuwarten, war sicher richtig. Der Gegner hätte schwerlich in Ergebung seine Einkesselung abgewartet. Wohl aber hätte die dritte Armee so geführt werden können, daß sie rechtzeitig noch hätte den Flanken- und Rückenstoß führen können. So aber gelang es ihm, lediglich in der Front angefaßt, abzubauen, ehe die dritte Armee die Maaslinie sich geöffnet hatte. Er entkam, taktisch geschlagen, aber strategisch in der Wahl der Rückzugsrichtung noch nicht beengt, dem drohenden „Cannae", der Vernichtungsschlacht, die die Gunst des Kriegsglückes der deutschen Führung im Raume Maubeuge—Givet verhieß. Die zweite Armee hatte offenbar, vielleicht infolge mangelhafter Luftaufklärung, die Lage nicht voll erkannt, sonst hätte sie schwerlich der dritten Armee angeboten, ihr den Maasübergang von rückwärts öffnen, also den Gegner vor der Front der dritten Armee vorbei nach Süden drücken zu wollen, statt das gerade Gegenteil hiervon zu tun, den Gegner an der Sambre festzuhalten, bis die dritte Armee zum Todesstoß in seinen Rücken ansetzte. Sie hätte auch nicht am Abend des 23. August, als immer noch für die dritte Armee die Möglichkeit bestand, am 24. August in südwestlicher Richtung auf Hirson zu überholender Verfolgung anzutreten, diese Armee gebeten, am 24. August vielmehr gerade nach Westen zu in Richtung Florennes anzugreifen, weil sie in gänzlicher Verkennung der Lage einen feindlichen Gegenangriff befürchtete und dazu die taktische Mitwirkung der dritten Armee zu benötigen glaubte. Der Gegner gewann hierdurch kostbare Stunden. Auch auf dem rechten Flügel hatte das A. O. K. 2 in einer — bei Kriegsbeginn begreiflichen — Überschätzung der feindlichen Kraft die erste Armee von der Bahn der strategischen Umfassung weg zu strategisch weit weniger aussichtsvoller, taktischer Mitwirkung auf das Schlachtfeld herangezogen. Der innere Grund war, daß die O. H. L. und das A. O. K. 2 die richtige Vermutung des A. O. K. 1 über die Anwesenheit des englischen Expeditionskorps in Gegend Maubeuge nicht teilten, sondern das Ende der feindlichen Front schon bei der französischen fünften Armee suchten. Verglichen mit den Operationen, die sich wenige Tage später im Osten bei Tannenberg einleiteten, drängt sich die Über-

zeugung auf, daß hier im Westen das gleiche unter viel günstigeren Umständen sich hätte erreichen lassen, wenn bei der deutschen Führung das Streben nach Überflügelung und Umfassung, wie es Graf Schlieffen so eindringlich lehrte, in derselben Zielklarheit bestanden hätte wie in Ostpreußen, und wenn man die Nerven gehabt hätte, dieser Entwicklung die erforderliche Zeit zu lassen. Sie bot sich ja in der Ausgangslage fast unabwendbar an.

Hätten die französische fünfte Armee und das britische Expeditionskorps im Sambre—Maasknie ihre Vernichtung gefunden, so wäre der Schlieffensche Plan zu einem großen Kessel zwischen Paris und der deutsch-schweizer Grenze wohl unfehlbar eingetreten. Die deutsche Front hätte dann die französische um drei Armeebreiten — die erste, zweite und dritte Armee — überragt. Dadurch, daß die französische fünfte Armee lebensfähig blieb, verminderte sie für die französische Gesamtfront die Gefahr der Überflügelung ganz wesentlich, denn sie glich die Überragung der deutschen Front aus, die ihrerseits mit wachsender Flankentiefe an Ausdehnung verlieren mußte. Außerdem vermittelte die französische fünfte Armee die Verbindung mit Paris, das operativ erheblich an Wert verloren hätte, wenn nach Vernichtung der französischen Streitkräfte westlich der Maas der linke französische Heeresflügel etwa auf Reims, statt auf das Ourcq—Marneknie zurückgewichen wäre. Das Ausbleiben des strategischen Erfolges im Sambre—Maasknie ist daher der erste Keim zum Mißerfolg des deutschen Angriffskrieges von 1914.

Eine Heeresleitung, die so nahe der Front gewesen wäre, daß sie das Bild der Lage nicht verspätet erhielt und Befehle an die Armeen rechtzeitig durchgeben konnte, hätte von ihrer höheren Warte aus die Gunst der Lage erkennen müssen. Sie hätte das zwecklose Festbeißen fast der ganzen dritten Armee längs der Maasfront Yvoir—Lavaux verhindern und an dessen Stelle ein Beschäftigen dieser Front mit gleichzeitigem, weiter ausholenden Hauptstoß über das seit 17. August als unbesetzt bekannte Fumay auf Hirson setzen können. Der O. H. L.-Befehl aber, der der dritten Armee, die bisher zwischen Namur und Givet eingezwängt war, die Erlaubnis gab, auch südlich Givet die Maas zu überschreiten und so die französische fünfte Armee abzuschneiden, traf erst in den Vormittagsstunden des 23. August ein, also rund 48 Stunden nach Eröffnung des Frontangriffs durch die zweite Armee. Näher den Ereignissen hätte die O. H. L. auch verhindern können, daß

die dritte Armee am Abend des 23. August für die Masse der Truppen eine Kampfpause einlegte, statt zu intensivstem Vorstoß nach Westen zu treiben. Die O. H. L. hätte schließlich dem Heranreifen der Umfassung durch die deutsche erste Armee Zeit verschaffen können, indem sie die zweite Armee entsprechend verhielt. Das „Cannae" wäre nach menschlichem Ermessen gelungen.

Allein die deutsche O. H. L. in Koblenz war dazu nicht in der Lage. Durch ihre große räumliche Entfernung verschleppten sich Meldungen von der Front und Befehle dorthin so sehr, daß diese nach ihrem Eintreffen vielfach nicht mehr der Lage entsprachen. Das einzige Verbindungsmittel, die F. T., litt viel unter Gewitterstörungen. So erhielt z. B. die erste Armee einen O. H. L.-Befehl vom 20. August erst am 21. August abends. Die deutsche O. H. L. war also einfach nicht in der Lage, in die operative Handlung unmittelbar einzugreifen. Sie konnte den Armeen nur die allgemeine Richtlinie der Schlieffenschen Aufmarschanweisung mit auf den Weg geben, mußte es aber im übrigen ihnen überlassen, der Entwicklung der Dinge im einzelnen nach eigenem Ermessen Rechnung zu tragen. Das mußte notwendig zu Maßnahmen führen, die mehr den örtlichen taktischen Verhältnissen als den Bedürfnissen der großen Lage entsprachen. Mußte auch dazu führen, daß die Gunst der großen Lage nicht erkannt und genützt wurde. So sprang offenbar dem A. O. K. 2 die allzu naive Aufstellung der französischen fünften Armee mit French, weit getrennt von der französischen vierten Armee durch Ardennen und Maas, nicht ins Auge. Die Gelegenheit, den Eckpfeiler der feindlichen Gesamtfront noch vor der Hauptentscheidung zu zertrümmern, ging ungenützt vorüber. Als die O. H. L. davon erfuhr, war es zu spät.

Den gleichen Erfolg wie die deutsche erste, zweite und dritte Armee hatten die vierte und fünfte Armee erfochten. Am Semois und bei Longwy war der Gegner frontal zurückgeworfen worden. Hier war auch nichts Besseres zu erwarten gewesen. Der Feind war annähernd gleich stark und bot keine offenen Flanken. Immerhin bedeutete hier der Zusammenbruch der Offensive der französischen dritten Armee auf Luxemburg und der französischen vierten Armee auf Neufchâteau—Laroche einen großen Erfolg. Auf breiter Front folgten die deutschen Stoßarmeen dem weichenden Feind, der sich bald, nördlich St. Quentin und bei Guise, an der Maas beiderseits Sedan und nordwestlich Verdun, erneut zum Kampfe stellen sollte.

Die Schlachten von Guise und an der Maas

In dieser Schlachtenfolge bot sich am rechten deutschen Heeresflügel in ähnlicher Weise, wie am 20. August im Sambre—Maasknie, am 28. August Gelegenheit zu einer Einkreisungsoperation. Die zweite Armee war in Linie Guise—Etréaupont, die vierte Armee beiderseits Sedan auf zähen Widerstand der französischen fünften bzw. vierten Armee gestoßen. Die dazwischen befindliche deutsche dritte Armee hatte nur Nachhuten vor sich. Die obere Führung hätte ihr operatives Zusammenwirken mit einer der Nachbararmeen — strategisch am wichtigsten mit der zweiten Armee — so ausgestalten können, daß deren Gegner zum mindesten in eine äußerst bedrängte Lage geraten wäre. Dies traf besonders diesmal auf den Feind vor der zweiten Armee zu, die französische fünfte Armee, die auch ihre linke Flanke bedroht sah. General Lanrezac selbst beklagt sich darüber, daß die dem englischen Expeditionskorps erteilte Sonderinstruktion, die britischen Streitkräfte nicht aufs Spiel zu setzen, die Wirkung hatte, daß French hartnäckig darauf bedacht war, zwei Tagemärsche weiter vom Feinde abzubleiben als die französische fünfte Armee, bis er die Seine erreicht hatte. In beiden Flanken entblößt, wäre der Armee Lanrezac das „Cannae", dem sie schon einmal mit knapper Not entronnen war, schwerlich erspart geblieben, wenn sich zu Klucks Angriff auf die linke Flanke, der das westliche englische Korps zertrümmerte, die überholende Verfolgung Hausens in der französischen rechten Flanke gesellt hätte. Doch dieser hemmte nicht nur den Vormarsch, sondern wandte sich sogar, dem Hilferuf der deutschen vierten Armee Folge gebend, weiter nach der anderen Seite. Er konnte ja auch die Gunst der Lage vor seinem rechten Nachbar gar nicht erkennen, was nur die O. H. L. gekonnt hätte. Allein diese ließ wiederum die Dinge laufen. Die dritte Armee wurde durch die Bitten des östlichen Nachbarn von der erfolgverheißenden Bahn der strategischen Überflügelung abgelenkt und zu fruchtlosem Marsch auf den Kanonendonner verleitet. Die französische fünfte Armee sah sich noch einmal wie durch ein Wunder gerettet, konnte unbehelligt in selbstgewählter Richtung zurückgehen.

An der Maas beiderseits Sedan hatte die deutsche vierte Armee hartnäckigen Widerstand des Feindes zu brechen gehabt; ebenso die deutsche fünfte Armee beiderseits Stenay. Der schließliche Rückzug der Franzosen war hier mehr durch die Rücksicht auf die Gesamtlage, die am

linken Flügel unhaltbar geworden war, als durch den Druck des Angreifers erzwungen, eine Entwicklung, wie sie an und für sich dem Wesen der Schlieffenschen Operation entsprach.

Nachdem die erste Basis des französischen Widerstandes in den Schlachten von Mons, Charleroi, am Semois und bei Longwy zerbrochen war und ein frühzeitiges Wiederfrontmachen durch die dauernde Überflügelung der deutschen ersten Armee nach den Erfahrungen von Guise, St. Quentin ausgeschlossen erschien, faßte General Joffre einen großzügigen Entschluß. Er beabsichtigte, das zwar geschlagene, aber noch ungebrochene Heer zunächst vom Feinde zu lösen und sich erst nach Gewinnung von genügendem Abstand und Zeit zu erneutem Widerstand zu stellen. Sein Bestreben mußte zunächst sein, in der Gefahr des Überflügeltwerdens die bisherige Wurzel seiner Mißerfolge auszuschalten, und hierfür boten sich ihm die Festungen Verdun und Paris als Anlehnungspunkte für die gefährdeten Flügel. Mit der Lösung des ersten Teiles der Aufgabe, die drohende Gefahr zu beschwören, ging Hand in Hand das Streben nach dem rétablissement stratégique, selbst die Initiative an sich zu reißen. Und hierfür wählte General Joffre in kluger Erkenntnis der Empfindlichkeit der deutschen rückwärtigen Verbindungen die offene Flanke Klucks. Am 25. August wurde von der französischen O.H.L. der allgemeine Rückzug der dritten bis fünften Armee und die Neubildung einer sechsten Armee um Amiens befohlen; den Kern dieser strategischen Flankengruppe unter General Maunoury bildeten bereits aus Lothringen und den Vogesen herangeworfene Truppen (siehe Seite 87). Man kann den französischen Armeen nicht absprechen, daß sie in geschickten Nachhutkämpfen die Loslösung vollführten und ihre Korps verständnisvoll auf die Direktiven ihrer Heeresleitung eingehend zurückführten. So war der Widerstand der französischen dritten und vierten Armee entschlossen, um nicht die Verbindung mit dem Schulterpunkt Verdun zu verlieren und damit Joffres Plan zu seinem rétablissement stratégique der Grundlage einer unerschütterten Front zu berauben. Weiter nach Westen hin, wo auch Raum genug bis Paris war, wurde nur um Zeitgewinn gekämpft. Das erstmalige Auftreten der französischen sechsten Armee hatte der deutschen ersten Armee erwünschten Aufenthalt bereitet. Die deutsche zweite Armee ließ sich länger als nötig durch die veralteten Festungen La Fère und Laon aufhalten.

Die Entwicklung der Lage während des französischen Rückzuges

Um die Monatswende August/September 1914 schien die Entwicklung der Verhältnisse der deutschen O.H.L. eine Operation von entscheidenden Auswirkungen anzubieten und zwar etwas, das ganz und gar nicht im Schlieffenschen Rezept gestanden hatte, das vielmehr an Stelle der Schlieffenschen Umfassung das gerade entgegengesetzte strategische Element, den Durchbruch, zur Anwendung gebracht hätte. Die deutsche fünfte Armee drang westlich an Verdun vorbei in zähem Ringen durch die Argonnen gegen die rückwärtigen Verbindungen der französischen dritten und zweiten Armee im Marnetal und Seinetal vor. Vom Osten her drängte der wütende Angriff der deutschen sechsten Armee die französische zweite Armee enger und enger auf das befestigte Ostufer der Mosel zusammen. Schon schien die Aufgabe des Festungsklotzes Verdun—Toul—Nancy durch den Gegner sich vorzubereiten. Die Feststellung von Truppenverschiebungen aus dem zu solchen Abgaben befähigten Festungsgebiet der französischen Ostgrenze an die Seine östlich Paris (Neubildung der französischen neunten Armee) rief diese zu weitgehende Folgerung hervor. Gelang der deutschen fünften Armee ein weiteres Vordringen nach Süden zwischen Oberlauf von Marne und Maas, gelang der deutschen sechsten Armee der Durchbruch durch die trouée de Charmes gegen den Oberlauf der Maas, so konnte noch die Masse der französischen zweiten und dritten Armee im Raum Verdun—Toul—Nancy eingeschlossen werden. Der Drehpfeiler der zweischenkeligen französischen Schlachtfront war herausgerissen und mit ihm das Mittelstück der feindlichen Front. Eine gähnende Lücke klaffte zwischen Argonnen und Vogesen.

Südlich von ihr steckte die abgesprengte französische erste Armee noch tief im schwierigen Waldgebirge der Vogesen. Im Nacken saß ihr die deutsche siebte Armee. Bei entsprechender Mitwirkung des linken Flügels der durchgebrochenen deutschen sechsten Armee konnten frühzeitig die über Langres und Dijon nach dem Innern Frankreichs führenden Bahnen unterbrochen werden, Heereskavallerie und starke Infanterieteile vor der weichenden französischen ersten Armee die Gegend Vesoul, vielleicht gar den Doubs erreicht haben. Günstigenfalls gelang dann noch Trümmern dieser Armee ein Entkommen an die obere Loire, wahrscheinlich aber wäre sie, in der Hauptsache im Raume Besançon—Belfort

eingeschlossen und gegen die schweizer Grenze gedrängt, dem Schicksal Bourbakis verfallen.

Die Masse der Durchbruchsarmee des Kronprinzen von Bayern hätte in Richtung Troyes vorstoßend im Verein mit der deutschen ersten, zweiten, dritten und vierten Armee — vorausgesetzt, daß die fünfte mit der Metzer Hauptreserve den Ring um Verdun—Toul—Nancy spannte — den Joffre noch verbliebenen französischen vierten und fünften Armee samt den Engländern und den in der Aufstellung begriffenen Neuformationen (siehe Seite 94) ein riesenhaftes „Cannae" bereiten können. Die Fata Morgana des Durchbruches durch die feindliche Mitte, der anschließenden Einkesselung der beiden abgesplitterten Hälften trat Ende August an den Himmel und gewann von Tag zu Tag greifbarere und lockendere Gestalt, wie sie es späterhin im Frühjahr 1916 ein zweites Mal getan hat.

Die O.H.L. zeigte diesmal Lust zu neuen, bisher nie näher erwogenen Operationen, eine größere Beweglichkeit und Initiative als am 20. August bei der dargebotenen Abschnürung der französischen fünften Armee zwischen Maubeuge und Givet. Obgleich hier die operative Umstellung eine vollkommene gewesen wäre, ein viel grundsätzlicheres Abgehen von dem wohleinstudierten Plane Schlieffens als oben zwischen Maas und Sambre erforderlich gewesen wäre. Sie wies die vierte und die bisher am wenigsten aufgehaltene dritte Armee noch am 1. September zu nachdrücklichstem Vorgehen nach Süden an und befahl:

> „Abmarschversuche des Feindes nach Südwesten wahrscheinlich. Frühzeitiges, tatkräftiges Vorgehen der vierten und vor allem der dritten Armee in allgemein südlicher Richtung kann großen Erfolg bringen. Westlich und östlich des Argonnerwaldes in sehr großer Ausdehnung französische Biwaks. Fahrzeugkolonnen in Abfahrt nach Südwest..."

Allein diesmal fehlten dem schöpferischen, großzügigen Wollen die Mittel, die es am 20. August in reichlichem Maße vorgefunden hätte. Und darin liegt etwas Tragisches. Der ganze Aufbau des deutschen Heeres war zu sehr auf die Entscheidung durch den rechten Flügel zugeschnitten. Die Kräfteverteilung entsprach nicht den aus der Gunst des Augenblickes geborenen Aufgaben der deutschen Armeen, die um Verdun im Halbkreis standen, und ließ sich auch nicht schnell genug

ändern. Gelangten zwar trotz allem die deutsche dritte, vierte und fünfte Armee in der ersten Septemberwoche bis nahe an den Oberlauf der Marne, so fehlten doch der sechsten Armee die artilleristischen Mittel zur Überwindung eines bisher nie gekannten und nie geahnten Widerstandes. Sie verblutete sich in opferbereitem, aber nutzlosem Anrennen gegen die vorbereiteten befestigten Feldstellungen des Feindes am Ostufer der Mosel und konnte nur taktischen, strategisch bedeutungslosen Bodengewinn erstreiten. Die ihr zugewiesene operative Aufgabe konnte sie nicht erfüllen, da sie als erste aller deutschen Armeen sich dem wirklichen Stellungskrieg gegenüberfand, einer Kampfart, für die sie wenig mehr mitbrachte als eine tiefgehende Selbsttäuschung über die zu überwindenden Schwierigkeiten. Die Tatsache dieses verhängnisvollen Irrtums und die Gründe seines Entstehens sind an anderer Stelle (siehe Seite 37) ausgeführt. So blieb diesem Gedanken, den scharfer Blick für die Gunst der Lage geboren, beweglicher Geist bereitwillig aufgegriffen hatte, die Verwirklichung versagt. Er bleibt ein interessantes Streiflicht für die kriegswissenschaftliche Untersuchung des deutschen Operationsentwurfes, ein Beweisgrund für die Vertreter der Auffassung, daß die Umfassung und Einkesselung nicht die ausschließlich erfolgverheißende Operation darstelle, sondern daß der Durchbruch in manchen Lagen sogar vorzuziehen, das Zweckmäßigste wohl eine Kombination des Durchbruches mit der daran als natürliche Folge anschließenden Einkesselung sei. In manchen Stimmen aus den deutschen Fachkreisen, die vor dem Kriege sämtlich auf das allein seligmachende Stratagem der Umfassung eingeschworen waren, kommt dieser Gedanke neuerdings zum Ausdruck.

In der Weiterverfolgung der auf Seite 95 dargelegten Auffassung der deutschen O.H.L. von der Feindlage nahm diese die westlichen Armeen des Feindes — französische vierte und fünfte Armee und die britischen Korps — im Rückzug auf Paris begriffen an. Diese Beurteilung legte, wie erwähnt, die von Graf Schlieffen erstrebte Entwicklung, die Einkesselung des gesamten feindlichen Westheeres zwischen Paris und der Schweiz, zu den Akten der Kriegsgeschichte. Sie erforderte die Einleitung einer neuen Operation, die nach Sprengung des Zusammenhanges der feindlichen Ost- und Westgruppe durch den Durchbruch der deutschen sechsten Armee etwa auf Troyes die getrennte Vernichtung der beiden Feindhälften bei Paris und zwischen Belfort und

Langres zum Ziele haben mußte. Dementsprechend setzte denn die deutsche O.H.L. am 27. August auf ihrem rechten Flügel die vier rechten Armeen, auf breiter Front Paris beiderseits überragend, etwa gegen den Seineabschnitt Vernon—Nogent an. Der O.H.L.-Befehl vom 28. August, der besagte, daß „die Franzosen sich — wenigstens mit der nördlichen und südlichen Gruppe — in vollem Rückzug in südwestlicher und westlicher Richtung befinden", und der durch die auf Seite 95 angeführte Anweisung seine Ergänzung für die feindliche Ostgruppe brachte, geht von dieser episodischen Auffassung über die Feindlage aus.

Als dann im Laufe der nächsten Tage erkannt wurde, daß die Spaltung des Feindes ein schöner Traum bleiben mußte, daß weder Verdun, Toul und Nancy aufgegeben, noch Paris das rettende Asyl für die französischen Westarmeen bilden werde, sondern daß vielmehr Paris und Verdun die starken Eckpfeiler der noch fest zusammenhängenden Feindfront zu werden begannen, da fiel mit der irrtümlichen Beurteilung der Feindlage auch der Plan zusammen, mit dem rechten Flügel beiderseits Paris vorzugehen, um dort die eine Hälfte des Feindes in einer Einzeloperation zu vernichten.

So befahl denn die deutsche O.H.L. am 2. September:

> „Die Franzosen sind in südöstlicher Richtung von Paris abzudrängen. Die erste Armee folgt gestaffelt der zweiten Armee und übernimmt weiterhin den Flankenschutz des Heeres ..."

Dieser von verspäteter Einsicht in die wahre Lage beim Feinde diktierte Befehl stellte schon an sich rein marschtechnisch sehr hohe Anforderungen an den plötzlich herumgeworfenen rechten Heeresflügel, wenn auch A.O.K. 1 bereits am 31. 8. den Vormarsch gegen die untere Seine aufgegeben hatte und in Richtung auf Compiègne—Noyon abgedreht war. Diese Maßnahme hatte die Billigung der O.H.L. gefunden, die demnach bereits am 31. 8. zu der Beurteilung der Lage gelangt war, auf der sich der Heeresbefehl vom 2. 9. aufbaute. Der Befehl war aber auch infolge seiner Verspätung operativ bereits nicht mehr ausführbar, trug so den Keim des Mißlingens in sich. Was der Gedanke des Grafen Schlieffen in klarer Erkenntnis der Bedeutung als vornehmsten Gesichtspunkt der Führung e principio herausgestellt hatte, das konnte nicht erst am 3. September, wenige Tage vor dem Entscheidungskampfe eingeleitet werden. Der Gegner hatte sich bereits mit seinem linken Flügel in

Paris verankert, und als der deutsche rechte Flügel östlich an Paris vorbeigezogen wurde, wurden die Rollen vertauscht. An die Stelle der deutschen Überflügelung trat die französische. Die Armee Kluck stieß nicht mehr gegen Flügel und Flanke, sondern gegen die Front des Feindes. Der taktische Irrtum vom 18. August 1870 (siehe Seite 20) erneuerte sich im strategischen Rahmen.

Diese Entwicklung hätte aber die deutsche O.H.L. voraussehen können. Wenn nun einmal bei Mons die Abdrängung des feindlichen linken Flügels unterlassen blieb, in der Folge durch falsche Beurteilung der Lage verhindert wurde, so mußte man jetzt sich sagen, daß Paris als Flankenstellung mit der französischen Front bereits zu einem integrierenden Bestandteil verwachsen sein mußte. Und Kräfte für Ausnützung dieser Flankenstellung waren auch da. Dafür gab der Versuch der um Amiens versammelten französischen sechsten Armee Maunoury vom 29. August, die rechte Flanke der deutschen ersten Armee anzugreifen, einen bedeutsamen Wink, wenngleich er tatsächlich ein schwaches Unternehmen blieb. Eine Umfassung konnte daher am 3. September nur noch westlich um Paris herumgreifend versucht werden oder mußte östlich davon zum Durchbruch werden. Für die erstere Lösung reichten die Kräfte der deutschen ersten Armee, nachdem ihr die im ursprünglichen Schlieffenschen Entwurf vorgesehene Ausstattung genommen war, nicht mehr aus. Es blieb also nur der Durchbruch. An seinem entscheidenden Stadium angelangt, konnte der Schlieffensche Angriff nicht mehr durchgeführt werden.

Die Wurzel zu seinem Scheitern bildete somit zuerst die strategisch nicht bis zum letzten konsequent und zielklar ausgebaute Basis für den ersten Zusammenstoß der beiden Heere. Die Absicht der mit Rechtsumfassung erstrebten Einkesselung hätte schon vom Überschreiten der Linie Brüssel—Namur an als Leitgedanke über allen Anordnungen schweben müssen. In vorausschauendem Disponieren hätte sie dem reifenden Zusammenstoß an der Sambre nicht nur die taktische Umfassung durch den rechten Flügel Klucks, sondern auch die strategische, weit nach Westen ausgreifende, überholende Verfolgung etwa über Douai—Péronne auf Compiègne eingliedern müssen. Und dieser dauernden strategischen Umklammerung mußte ein ausreichender zeitlicher Vorsprung gesichert werden, nötigenfalls durch Verhalten der Front. Ihre Kampflust zu zügeln, wo es die operative Entwicklung bedurfte, war

eben die Aufgabe der O.H.L. Dann wäre das Abdrängen südöstlich an Paris vorbei nach menschlichem Ermessen gelungen, und zwar in solchem Abstand von dieser Festung, daß ihre operative Bedeutung als Flankenstellung, die sie später bewies, erheblich an Gewicht verloren hätte. Statt dessen ließ die O.H.L. den Schlieffenschen Plan nur der Form nach, ohne geistig beherrschende Führung „abrollen" und übersah, daß gerade sein operativer Grundgedanke Gedanke blieb, bis es zu spät war.

Nachdem so die deutsche O.H.L. den Kern der ihr gegebenen Richtlinien nicht in strategisch überlegener Führung hatte verwirklichen können, bot die Gunst der Lage, wie schon an anderer Stelle (siehe Seite 90) ausgeführt, Gelegenheit, in der Schlacht im Sambre—Maasknie den strategischen Fehler, die Angriffsbasis nicht weit genug nach Westen ausgedehnt zu haben, wieder gutzumachen. Durch die Vernichtung der feindlichen linken Flügelgruppe wäre das erforderliche Maß des Überragens der Front doch hergestellt worden. Da aber die deutsche O.H.L. in diesen Tagen infolge allzu großer Entfernung von der Front nicht in der Lage war, im eigentlichen Sinne zu führen, so unterblieb aus diesem Grunde zum zweitenmal die Entwicklung im Schlieffenschen Sinne.

Das drittemal hemmte dies der oben beschriebene, episodische Irrtum in der Beurteilung der Feindlage nach der Schlachtenfolge von Mons—Charleroi—Dinant—am Semois—Longwy.

Und das viertemal war es die Verkennung der Tatsache, daß die ursprüngliche Absicht Schlieffens, den Kessel an Paris östlich vorbeigreifend zu schließen, durch die Entwicklung der Lage überholt war.

Die O.H.L. erkannte auch 48 Stunden später, daß eine Abdrängung der französischen Hauptkräfte von Paris, die erst am 3. September frühestens eingeleitet wurde, nicht mehr gelingen konnte. Sie entschloß sich ferner, wohl in Anbetracht der bereits gediehenen Linksschiebung des rechten Flügels, von einer westlich um Paris herumgreifenden Umfassung des feindlichen linken Flügels abzusehen. Vermutlich hätten auch hierzu die Kräfte der ersten Armee, wie schon erwähnt, nicht ausgereicht. Damit wurde auf die Einkesselung des gesamten französischen Heeres zwischen Paris und dem Schweizer Jura endgültig verzichtet. An ihrer Stelle setzte sich die O.H.L. die Aufgabe, die Spaltung des Feindes in je einen Heerteil um Paris und an der Ostgrenze zu erzwingen. An Stelle der Umfassung trat also jetzt der Durchbruch mit

anschließender Einkesselung der beiden Hälften. Dies bringt der Befehl der O.H.L. vom 5. September klar zum Ausdruck:

„Der Gegner hat sich dem umfassend angesetzten Angriff der ersten und zweiten Armee entzogen und mit Teilen den Anschluß an Paris erreicht. Meldungen und andere Nachrichten lassen ferner den Schluß zu, daß der Feind aus der Linie Toul—Belfort Truppen nach Westen befördert, sowie daß er vor der Front der dritten bis fünften Armee ebenfalls Armeeteile herauszieht. Ein Abdrängen des gesamten französischen Heeres gegen die Schweizer Grenze in südöstlicher Richtung ist somit nicht mehr möglich. Es muß vielmehr damit gerechnet werden, daß der Feind zum Schutz der Hauptstadt und zur Bedrohung der deutschen rechten Heeresflanke stärkere Kräfte in der Gegend von Paris zusammenzieht und Neubildungen heranführt.

Die erste und zweite Armee müssen daher gegenüber der Ostfront von Paris verbleiben. Ihre Aufgabe ist es, feindlichen Unternehmungen aus der Gegend von Paris offensiv entgegenzutreten und sich hierbei gegenseitig zu unterstützen.

Die vierte und fünfte Armee sind noch in Berührung mit stärkerem Feind. Sie müssen versuchen, ihn dauernd nach Südosten zu drängen. Dadurch wird auch der sechsten Armee der Weg über die Mosel zwischen Toul und Epinal geöffnet. Ob es hier im Verein mit der sechsten und siebten Armee gelingen wird, nennenswerte Teile des Gegners gegen das Schweizer Gebiet abzudrängen, ist noch nicht zu übersehen.

Aufgabe der sechsten und siebten Armee bleibt zunächst die Fesselung der vor ihrer Front befindlichen Kräfte. Es ist sobald als möglich zum Angriff gegen die Mosel zwischen Toul und Epinal unter Sicherung gegen diese Festungen vorzugehen.

Die dritte Armee nimmt die Marschrichtung auf Troyes—Vendeuvres. Je nach Lage wird sie zur Unterstützung der ersten und zweiten Armee über die Seine in westlicher Richtung, oder zur Beteiligung an dem Kampfe unseres linken Heeresflügels in südlicher oder südöstlicher Richtung verwendet werden ..."

Mit dem 5. September wurde also der Boden des Schlieffenschen Entwurfes verlassen. Dem Befehl liegt eine, wenn auch verspätet gewonnene, durchaus zutreffende Beurteilung der Lage zu

Grunde, deren Folgerungen richtig gezogen sind. Dies trifft insbesondere für die klare Erkenntnis der Gefahr in der deutschen rechten Flanke zu. Allein zeitlich war ein Umstellen der Kräfteverteilung vom Flügelangriff auf den Durchbruch nicht mehr möglich. Die wenig zweckmäßige Maßnahme, die Verstärkungen für den Osten in Form des Belagerungskorps von Namur (Garde-Reservekorps und XI. Armeekorps) dem Entscheidungsflügel, statt der sechsten und siebten Armee zu entziehen, fiel jetzt sehr nachteilig in die Wagschale. Diese Anordnung hatte dem Grundgedanken der Schlieffenschen Operation geradezu ins Gesicht geschlagen. Im deutschen Zentrum, dem jetzigen Schwerpunkt der Operation, war also keine Masse gebildet. Gar eine Schwächung durfte es nicht mehr erfahren, wenn es noch mit guter Aussicht an die Lösung seiner Aufgabe gehen sollte. Der Befehl war, wie die meisten bisherigen O.H.L.-Befehle, verspätet. Dies kam denn auch in einem weiteren Punkt zum Ausdruck, der zunächst weniger bedeutend erschien, später aber das Verhängnis heraufführen sollte. Der ersten Armee war der Platz zwischen Oise und Marne, also auf dem Nordufer der Marne, angewiesen. Bei Eingang des Befehls hatten alle ihre Korps mit Ausnahme des IV. Reservekorps die Marne bereits überschritten, da ja der O.H.L.-Befehl vom 2. 9. ein Abdrängen der Franzosen in südöstlicher Richtung gefordert hatte. Sie verblieben auch zunächst auf dem südlichen Ufer, da die O.H.L. durch ihren Abgesandten, Oberstleutnant Hentsch, zugestanden hatte, daß das Zurückführen in Ruhe erfolgen könne.

Die Marneschlacht

General Joffre hatte ursprünglich nicht die Absicht gehabt, schon südlich der Marne sich zum Entscheidungskampfe zu stellen. Er gedachte die deutschen Heere noch weiter nach Süden zu ziehen, um ihre Frontstärke dadurch weiter zu schwächen. Dem englischen Bundesbruder sagte diese wachsende Entfernung von seiner Küstenbasis und seinem kontinentalen Interessenpunkt, der flandrischen Küste, nicht zu. Als daher das Zusammenziehen der deutschen Front auf Grund des O.H.L.-Befehls vom 2. September (siehe Seite 97) den deutschen rechten Heeresflügel zum Flankenstoß darbot, da drängte Sir John French auf die Tat. Und General Joffre entschloß sich, auf dem welligen Höhengelände zwischen Marne und Seine mit Aube in einer aus-

gewählten Stellung den deutschen Ansturm zu erwarten und mit der sechsten Armee (Maunoury), den englischen Korps und dem linken Flügel der fünften Armee (Franchet d'Espérey) den Stoß gegen die Front und in die rechte Flanke Klucks zu führen.

Am Abend des 5. Septembers hatten die deutschen Armeen des Angriffsflügels folgende Linie erreicht: Westufer des Ourcq—Changis—Coulommiers—Montmirail (erste Armee), Nordrand des Marais de St. Gond (zweite Armee), Clamanges—Soudé St. Croix (dritte Armee), Vitry le François—St. Mard (vierte Armee), Givry— Triaucourt—Consenvoye (fünfte Armee). Bereits am Abend des 5. Septembers hatte ein Vorstoß des deutschen IV. Reservekorps, das die Wacht in der deutschen rechten Flanke nördlich der Marne hielt, die französische sechste Armee in Gegend Dammartin festgestellt. Damit war der Trumpf General Joffres viel zu früh entschleiert. An sich schon war der Befehl Joffres, der den Flankenstoß Maunourys am gleichen Tag wie den Angriff am linken Flügel, dem 6. September, ansetzte, schwer zu billigen. Der Flankenstoß mußte doch erst dann zu voller Wirksamkeit gelangen, wenn die deutsche Front bereits in vollem Kampfe verstrickt und gefesselt war. Da nun die zum Flankenstoß bereitgestellte Gruppe sich auch noch am Vorabend des Angriffs entdecken ließ, war das Moment der Überraschung und mit ihm ein guter Teil der Wirksamkeit der Joffreschen Strategie dahin.

Der 6. September

Am Morgen des 6. Septembers nahm der weltgeschichtliche Kampf seinen Anfang. Der fortgesetzte deutsche Vormarsch stieß mit der Front der ersten und zweiten Armee auf einen feindlichen Gegenangriff, mit der Front der dritten, vierten und fünften Armee auf entschlossenen Widerstand, der sich bald mit Gegenangriff paarte. Zugleich wurde Klucks IV. Reservekorps westlich des Ourcq von der weit überlegenen Armee Maunoury angefallen. Während der Angriff der französischen sechsten und fünften Armee von willenstarkem Schwung getragen war, schoben sich die hilflosen englischen Massen nur langsam und zögernd vorwärts, ließen sich tagelang von dem Kavalleriekorps von der Marwitz hinhalten und nahmen so dem Hauptfaktor Joffres durch Versagen des Mittelgliedes seine geschlossene Kraft. Dies erleichterte der zunächst schwer gefährdet erscheinenden deutschen ersten Armee ihre Tätigkeit

außerordentlich. Noch am Abend des 6. Septembers konnten zwei Korps (II. und IV.) vor der englischen Front weggezogen und Maunoury entgegengeworfen werden. Nur noch zwei Korps der ersten Armee (III. und IX.) boten südlich der Marne in Verlängerung des rechten Flügels der zweiten Armee westlich Montmirail dem Flügelangriff der französischen fünften Armee die Stirn. So stieß der von dem vollen Bewußtsein seiner entscheidenden Rolle vorgetragene Angriff der französischen sechsten Armee westlich des Ourcq nach anfänglichem Bodengewinn gegenüber dem unterlegenen deutschen IV. Reservekorps noch am Abend des 6. Septembers auf ebenbürtige Kräfte und blieb liegen. Das tatenlose Vorwärtskriechen des englischen Angriffs gegenüber einem verstärkten Kavallerieschleier bürdete die Last des Gegenangriffs fast der ganzen deutschen ersten Armee auf General Maunourys Schultern.

Bereits am Abend des ersten Schlachttages war infolge des verzettelten Angriffs des Feindes die unmittelbare Krise am rechten Flügel der deutschen ersten Armee beschworen. Die Armee Maunoury lag in opfervollem Ringen hoffnungslos festgefahren. Vor der Front der deutschen ersten Armee ließ sich das Bindeglied der französischen Entscheidungsarmeen, die Armee French, schwerfällig und begriffstutzig von den deutschen Kavalleriedivisionen des H.K.K. 2, von der Marwitz, im Schach halten. Und damit verlor auch die zwischen der Nordgruppe und Südgruppe Klucks entstandene Lücke nördlich Coulommiers ihre Bedrohlichkeit, die im Hinblick auf ihre dünne Deckung durch das H.K.K. 2 und ein zurückgehaltenes Korps der zweiten Armee zunächst ins Auge sprang. Allerdings allzulange durfte die Entscheidung in der deutschen Mitte im Raume von Fère Champenoise nicht auf sich warten lassen.

Die deutsche zweite Armee hatte in Verbindung mit der Südgruppe der ersten Armee am 6. September den Schwerpunkt des feindlichen Flügelangriffs, nämlich den Angriff der französischen fünften Armee, nicht nur gebrochen, sondern sogar dem General Franchet d'Espérey bereits die Initiative entwunden. Nach Osten hin hatte der linke Flügel der deutschen zweiten Armee die linke Hälfte der französischen neunten Armee, die die Mitte der Schlachtordnung Joffres bildete, bereits in bedrängte Abwehr geworfen, die deutsche dritte Armee durch Druck auf deren rechten Flügel die gefährliche Lage dieser Armee gesteigert. Dann hatte die deutsche vierte Armee den Angriff der französischen vierten Armee gebrochen und war ihrerseits in zähem Vorwärts-

kämpfen begriffen. Am Südrand der Argonnen war die französische dritte Armee durch die deutsche fünfte Armee ins Rutschen gebracht. So kennzeichnet sich der Verlauf des 6. Septembers in großen Zügen dahin, daß der Entscheidungsfaktor des Joffreschen Angriffs durch das Versagen der Mitte der damit betrauten Kräfte schon hoffnungslos verebbt war. Am Ourcq, nördlich der Marne, schlug das Zünglein der Wage bereits zugunsten Klucks; dann kam die Lücke von Changis bis La Ferté Gaucher, die dank des Verhaltens der Engländer in eine Art neutraler Zone verwandelt war; und von La Ferté Gaucher bis nahe an Verdun heran war allen französischen Armeen das Angriffschwert bereits aus der Hand geschlagen, ihre Phalanx mehr oder weniger ins Wanken gebracht. Am meisten in der Mitte, wo sich die schwer bedrängte neunte Armee Fochs verzweifelt um Fère Champenoise zusammenballte.

Unter dem Gesichtswinkel des Befehls der deutschen O.H.L. vom 5. September (siehe Seite 100) betrachtet, hatten also die deutsche erste und rechte Hälfte der zweiten Armee ihre defensive Aufgabe, die Ostfront von Paris von der Einwirkung auf die Operationen gegen die französischen Feldarmeen auszuschließen, vollauf erfüllt. Die französische sechste Armee und die Engländer waren zu keiner offensiven Äußerung mehr fähig. Gegen die französische Mitte hatten sich der linke Flügel der deutschen zweiten Armee und die dritte Armee, bescheiden gesagt, eine erfolgverheißende Grundlage für den befohlenen Durchbruch geschaffen. Auch die deutsche vierte und fünfte Armee waren ihrer Aufgabe, den gegenüberstehenden Feind zurückzudrängen, gerecht geworden. An der Front Verdun—Belfort stand der Kampf.

Nun aber verschob sich die Lage dadurch, daß das A.O.K. 1 am Abend des 6. Septembers nun auch noch die zwei Korps der Südgruppe auf das nördliche Marneufer zog. Damit wurde der bereits zu Boden gerungene Angriffsflügel der französischen fünften Armee von lastendem Druck befreit. Die Armee Franchet d'Espérey bekam soviel Luft, daß sie nicht nur Kräfte für die eigene bedrohte Mitte, die Armee Foch, abgeben konnte, sondern sogar deutsche Kräfte der zweiten Armee durch Wiederaufnahme ihres Angriffs auf Montmirail binden und der Entscheidung bei Fère Champenoise fernhalten konnte. Der deutschen zweiten Armee wurden starke Kräfte entzogen, um die nunmehr um zwei Korpsbreiten erweiterte Lücke zwischen ihrer auf Sézanne und Fère Champenoise angesetzten Stoßgruppe und dem jetzt bei Lizy stehenden

Südflügel der ersten Armee zu schließen. Das H.K.K. 2 allein genügte dazu jetzt nicht mehr. Diese Kräfte der zweiten Armee — das VII. und X. Armeekorps — schieden für die eigentliche Aufgabe der Armee, den Durchbruch, damit aus. Der Entscheidungsstoß auf Fère Champenoise verlor damit frühzeitig seine anfängliche Wucht, da ihm die Tiefe entzogen war. Er verlief schleppender, als es die Lage dringend erheischte. Die deutsche Schlachtfront, die aus einer mittleren Stoßgruppe zwischen zwei Abwehrflanken bestand, erhielt damit ein anderes Gesicht. Auf dem Nordflügel der westlichen Abwehrflanke bildete sich eine Übermacht, die dem lediglich defensiven Auftrag nicht mehr entsprach, und dafür floß die Stoßgruppe der Mitte zu weitklafterndem, blutarmem Verbindungsriegel auseinander.

Die Nachricht, daß die französische sechste Armee vor dem anfangs allerdings etwas schwächlichen Defensivhaken am rechten Flügel der Armee Kluck erschienen war, erzeugte im Hauptquartier der ersten Armee die begründete Besorgnis, der zugewiesenen Hauptaufgabe, dem Flankenschutz des Gesamtheeres, nicht mehr gerecht zu werden. Es ist daher an sich durchaus verständlich, daß die erste Armee dem Befehl der O.H.L. vom 5. September, der noch nicht aufgehoben war, folgte und alle ihre Kräfte auf das Nordufer der Marne zog. Sollte sie doch Unternehmungen aus Paris heraus taktisch offensiv brechen. Im Rahmen des erteilten Auftrags handelte also die erste Armee durchaus richtig. Allein um lediglich die schwerste Gefahr für die rechte deutsche Heeresflanke abzuwenden, hätten auch die Kräfte der ersten Armee ohne das III. und IX. A.K. genügt. Sehr stoßkräftig war der Gegner nicht und Exz. v. Kuhl („Der Marnefeldzug 1914", Verlag E. S. Mittler & Sohn) gibt selbst zu, daß das A.O.K. 1 am Abend des 7. September seine Lage als gefährlicher beurteilte, wie sie es tatsächlich war. Daß aber die unterdessen erfolgte starke Bindung der zweiten Armee durch eigenen und feindlichen Angriff deren Aufgabe gemäß O.H.L.-Befehl vom 5. September bereits wieder gegenstandslos gemacht hatte, und daß daher der Flankenschutz gegen Paris nördlich und südlich der Marne jetzt der ersten Armee allein zufallen mußte, daß also das Zurückziehen der gesamten ersten Armee auf das Nordufer der Marne im Rahmen der Gesamtlage nicht mehr angebracht war, diese Tatsache konnte vom

A.O.K. 1 aus nicht übersehen werden. Dazu wäre nur die O.H.L. befähigt gewesen, wenn — sie überhaupt über die im raschen Fluß befindliche Entwicklung der Lage stets rechtzeitig unterrichtet gewesen wäre. In Luxemburg war sie es nicht. Tatsächlich war die O.H.L. von dem Kehrtmachen auch der letzten beiden Korps der ersten Armee, nachdem sie bis zum Abend des 6. Septembers noch Schulter an Schulter mit der zweiten Armee gekämpft hatten, überrascht und mißbilligte jetzt selbst die Ausführung ihres eigenen, durch die Ereignisse überholten, aber noch gültigen Befehls. Verschob sich doch durch seine Befolgung jetzt tatsächlich der Schwerpunkt vom Angriff auf den Flankenschutz. Allein die O.H.L. war zeitlich nicht mehr in der Lage, berichtigend einzugreifen. Es kam in verhängnisvollster Weise zur Geltung, daß sie sich nicht für ein der Front näher gelegenes Hauptquartier hatte entschließen können. Sie hatte sich selbst damit ausgeschaltet. Und somit sind die Folgen des Handelns des A.O.K. 1 lediglich auf das Konto der O.H.L. zu buchen, die die Zügel ihrer Hand hatte entgleiten lassen.

Der 7. September

Die Folgen der unheilvollen Überlastung der entscheidungsuchenden deutschen zweiten Armee mit Angriff und Abwehr geben bereits dem 7. September sein Gepräge. Am rechten Heeresflügel nördlich der Marne konnte zwar die erste Armee aus erfolgreicher Abwehr zu strategisch überflüssiger Offensive übergehen. Allein die hierfür zu viel eingesetzten Kräfte fehlten zwischen der Marne und Montmirail, wo die Reserven der zweiten Armee am Dollanabschnitt zwischen Chézy und Montmirail an ihre Stelle treten mußten. Sie gingen damit für ihre eigentliche operative Aufgabe verloren, dem vordringenden linken Flügel der zweiten Armee die erforderliche Bewegungsenergie zu verleihen. Wohl drang die stürmische Tapferkeit der Garde, wirksam unterstützt vom rechten Flügel der dritten Armee, auf Fère Champenoise vor. Allein die grundsätzliche taktische Forderung, wenigstens am eigenen Schwerpunkt mit Übermacht aufzutreten, war unerfüllt. Dem Stoß fehlte die speisende Kraftquelle. Und diese Schwäche pflanzte sich fort. Der Mangel an eigenen Kräften zwang die zweite Armee zu Anleihen bei der benachbarten dritten, die bereitwilliges Entgegenkommen fanden. Und so sah sich die dritte Armee, als sie entdeckte, daß ihr gegenüber gerade die dünnste Stelle der feindlichen Front sich befand — rittlings der Heer-

straße Chalons—Arcis sur Aube sperrte in der Hauptsache nur eine Kavalleriedivision mit verstärkter Artillerie —, zugunsten des erlahmenden Nachbarn selbst so sehr von Kräften entblößt, daß auch sie nicht mehr die Gunst der Lage zu nützen vermochte. Ihre unzureichenden Kräfte, auf breiter Front schließlich in zwei Gruppen auseinandergedehnt, hatten nicht das Beharrungsvermögen der tiefen Stoßmasse, um in der kräftezehrenden Abwehr der feindlichen Artillerie energisch vorwärtskommen zu können. Nach Osten hin hielten sich die beiden Gegner das Gleichgewicht. So zog das nicht mehr zweckmäßige Massebilden auf der rechten Abwehrflanke durch die zweite und dritte Armee hindurch ein Rechtsschließen von Korps und Divisionen nach sich. Das von der O.H.L. zum Durchbruch angesetzte Schwert bog die zu schwach gewordene Klinge an der feindlichen Brünne. Der Durchbruch, der am 7. September bei genügender Massierung der zweiten und dritten Armee gegen die dünne feindliche Mitte gelungen wäre, reifte zwar zu bedrohlicher Möglichkeit, aber — — blieb taktischer Einbruch.

Der 8. September

Der 8. September vertiefte die Züge des strategischen Bildes vom Vortage. Nördlich der Marne kämpfte die Armee Maunoury nur noch um Abwehr der eigenen Niederlage. Ständig wachsende Überlegenheit der deutschen ersten Armee ließen das Verhängnis immer drohender heranreifen. Allein die Armee Maunoury rettete als französischer Winkelried die strategische Gesamtlage des bedrängten Heeres, das am Morgen des 6. Septembers zu hoffnungsfreudiger Offensive die letzten Kräfte einsetzte, um bereits am Abend desselben Tages nur noch mit äußerster Kraftanstrengung dem Druck des deutschen Angriffs standhalten zu können, der seine Schlachtfront in allen Gelenken erknirschen ließ. In dieser Bedrängnis war die ursprünglich als Donnerkeil gedachte Armee des Generals Maunoury zum rettenden Blitzableiter für die dem Bersten nahe französische Mitte geworden. Jeder deutsche Bodengewinn westlich des Ourcq bedeutete einen Kräfteausfall für den Durchbruchsstoß der deutschen Mitte.

Denn der Gegner hatte gegen die richtig erkannte Schwäche am rechten Flügel der deutschen zweiten Armee einen wuchtigen Stoß auf Montmirail angesetzt. Er bohrte sich, wenn auch langsam, doch stetig vorwärts gegen die Flanke der auf Sézanne—Fère Champenoise—

Mailly und Sompuis vordringenden deutschen Durchbruchsgruppe (Gardekorps der zweiten Armee und ganze dritte Armee). Dadurch wurde der Entscheidungsstoß, der, ohne durch taktische Rücksicht auf den Nachbarn eingeengt zu sein, alle Kräfte für sein eigenstes Ziel hätte verfügbar haben sollen, notgedrungen gleichzeitig zum Entlastungsstoß für die bedrängte rechte Hälfte der zweiten Armee. Statt an dem taktisch günstigsten Punkte, der nur von Heereskavallerie gestützten feindlichen Front zwischen Mailly und Sompuis, angesetzt zu werden, verschob sich der Schwerpunkt des Angriffs mehr nach Westen in den Raum von Fère Champenoise, um gleichzeitig damit der eigenen Flankendeckung Luft zu schaffen. Für die eigentliche operative Aufgabe, den Durchbruch, fand er hier in dem dicht gegliederten Widerstand bei Fère Champenoise weniger günstige Bedingungen. Wenn auch der Druck der Garde und der sächsischen Nachbardivisionen den Feind bis über den Mauriennebach zurückdrängten, ein Durchbruch winkte hier nicht. So trug die Befolgung eines längst überholten Befehls durch die erste Armee hier ihre bitteren Früchte. Wie ein roter Faden zog sich seit dem Morgen des 7. September nach dem Abzug der letzten beiden Kluckschen Korps die Kräfteknappheit durch die deutsche Schlachtfront von Chézy über Montmirail bis hinein in das Rückgrat der Stoßgruppe südlich Chalons, pflanzte sich die Hilfeleistung von links nach rechts fort, bis die Stoßgruppe selbst die ihr gebührenden Reserven im Augenblick, wo sie ihrer bedurfte, einen Teil der Aufgabe der ersten Armee erfüllen sah und schließlich beim eigenen Angriff stets sorgenvoll mit dem einen Auge nach rechts schielen mußte, statt den Blick frei, von den Sorgen des Nachbarn unbehelligt, geradeaus richten zu können. Damit wurde der ausschlaggebende Faktor der deutschen Operation zur Halbheit, trug einen Keim des Mißlingens in sich, den die O. H. L. nicht zu entfernen gewußt hatte.

Weiter östlich erfüllten die deutsche vierte und fünfte Armee ihren Auftrag offensiven Flankenschutzes vollkommen, indem sie in zähem Ringen den Gegner frontal zum Einsatz aller Kräfte zwangen und durch den am 8. September begonnenen Angriff von Osten auf St. Mihiel die französische dritte Armee in eine Lage brachten, die ihr kein Bataillon entbehrlich machte. An der Front der deutschen sechsten und siebten Armee lagen beide Gegner festverbissen einander gegenüber.

Das Bild der Gesamtlage hatte gegenüber dem 7. September seine Züge nicht verändert. Auf der rechten Abwehrflanke des deutschen Heeres reifte nördlich der Marne ein Pyrrhussieg, südlich der Marne beraubte dafür der scharfsichtig angesetzte feindliche Stoß die deutsche Mitte der nötigsten Kräftezufuhr, so daß sie mit immer wieder aufs äußerste abgespannter Kraft zwar taktische Erfolge erkämpfen, sie aber nicht zur endgültigen Bresche erweitern konnte. Auf der linken Abwehrflanke entsprach die Lage den Forderungen der eingeleiteten Operation.

Der 9. September

Der 9. September brachte die Vollendung der am 7. und 8. September sich entwickelnden Bewegungen. Sowohl die deutsche erste Armee hatte über die Armee Maunoury, wie die französische fünfte Armee über die rechte Hälfte der deutschen zweiten Armee den Sieg errungen. Zwischen den beiden Brennpunkten bestand unverändert die fast kampffreie Zone, in der die Armee French vorsichtig hinter den Nachhuten des verstärkten deutschen H. K. K. 2 hertastete. Der linke Flügel der deutschen zweiten Armee hatte seine Erfolge der letzten Tage weiter ausgebaut, war aber vom Wege des Durchbruches nach Süden vollkommen auf die Bahn des westlich gerichteten Entlastungsstoßes geraten. Und die Hauptkräfte der deutschen dritten Armee hatte er in zwangsläufiger Entwicklung der fortdauernden Hilfeleistung von links nach rechts mit sich gezogen, so daß für den eigentlich geplanten Durchbruch nach Süden, vor dem am 9. September endlich die feindlichen Kräfte zermürbt ins Aubetal hinunterglitten, noch *eine einzige Division*, die 23. Reservedivision, verfügbar war. Bei der deutschen vierten und fünften Armee hielt der bisherige Zustand an, daß das taktische Übergewicht dem Gegner zwar völlig die Freiheit des Handelns benahm, jedoch nicht zu operativem Ausbau ausreichte.

Die Entscheidung des gigantischen Ringens fiel bei der deutschen zweiten Armee. Durch die erste Armee seit drei Tagen auf 50 Kilometer breiter Front allein der Aufgabe gegenüber gelassen, rechts einen starken Angriff abzuwehren, links selbst anzugreifen, glaubte sie sich den Anforderungen dieser Doppelaufgabe nicht mehr gewachsen. Der Verbindungsoffizier der O. H. L., Oberstleutnant Hentsch, bezeichnete selbst sie nur noch als „Schlacke"... Ihre Front schwang etwa um die Westspitze des Marais de St. Gond als Achse. Da aber der französische Druck

auf den rechten Arm den eigenen auf dem linken, trotz der Hilfe der deutschen dritten Armee, mehr und mehr überwog, so führte dieses ungleiche Drehmoment naturnotwendig zum Bruch der Achse. Die ganze Front der Armee geriet ins Wanken. Gewiß hatte somit die vollständige Abkehr der deutschen ersten Armee von der Hauptentscheidung eine gefährliche Lage geschaffen. Allein immer noch war der Kampfwert der deutschen Truppen dem der Truppen Franchet d'Espéreys und noch mehr der Briten überlegen. Da außerdem die erste Armee ihren linken Flügel zu einem Defensivhaken bis in Gegend südöstlich Crouy zurückbog und die ihm gegenüber gestandenen Teile der französischen sechsten Armee nicht zur leisesten Verfolgung mehr imstande waren, so erschien allein durch diese Maßnahme der feindliche Durchbruch über La Ferté sous Jouarre—Château Thierry bis auf weiteres beschworen. Die westliche Abwehrflanke des deutschen Durchbruchs über Fère Champenoise—Sommesous war also wohl brüchig geworden, aber einen Tag hätte sie wohl noch gehalten.

Nun aber verloren offenbar sowohl das A.O.K. 2 wie der Beauftragte der O.H.L. die Nerven. Dabei konnte dem letzteren diese Entwicklung nicht überraschend kommen. Die O.H.L. mußte von ihrer höheren Warte aus wissen, welche Folgen der Abmarsch der ganzen ersten Armee auf das Nordufer der Marne zeitigen konnte. Die deutsche O.H.L. hatte nicht eingegriffen, als die erste Armee einen Befehl auszuführen begann, der auf einer ganz anderen Lage gegründet war, wie die bereits am 7. September bestehende; hatte nicht eingegriffen, als der Überfluß Klucks am Ourcq und die Bedrängnis der zweiten Armee bei Montmirail ins Auge sprangen, hatte also mit einem Wort nicht geführt. Dieser Vorwurf ist ihr schwer zu ersparen. Ebensowenig ist zu rechtfertigen, daß sie die drückende Last der Verantwortung über Weiterkämpfen oder Rückzug von sich auf die Schultern eines zur Fühlungnahme mit den Armeen nach vorne gesandten Oberstleutnants abwälzte. Wenn ihr räumlicher Abstand dazu zwang, so richtete sich dieses Abbleiben damit selbst, denn es zwang die O.H.L., in der Stunde, in der die Kriegsentscheidung fiel, die Führung aus der Hand zu geben. Oberstleutnant Hentsch hatte, wie aus einer Veröffentlichung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres vom Sommer 1917 hervorgeht, die Vollmacht, an Ort und Stelle auf Grund seiner eigenen Beurteilung der Lage namens der O.H.L. bindende Befehle zu geben.

Über seinen Entschluß wird viel gestritten, meist in scharfer Verurteilung. Damit kann man ihm doch persönlich unrecht tun.

Es steht außer Zweifel, daß die Eindrücke, die er beim A. O. K. 2 empfing, sehr düstere waren, düsterere als sie der Wirklichkeit entsprachen. Meldungen von feindlichen Ausladungen bei Lille beunruhigten im Zusammenhang mit Antwerpen die O. H. L. Der tatsächlich fast unmerklich vor der dritten Armee entstandene Durchbruch war offenbar nicht klar genug erkannt, ebenso nicht die Todesgefahr Maunourys. Diese Momente zusammen dürften den Beauftragten der O. H. L. zu einer Beurteilung der Lage geführt haben, auf Grund deren der Befehl zum Rückzug wohl als operative Streitfrage, nicht aber als undiskutabler Mißgriff erscheinen konnte. Jedenfalls erwartete Oberstleutnant Hentsch einen Sieg weder von der ersten noch von der dritten Armee.

Wenn also einmal eine operative Entscheidung südlich der Marne für die deutschen Heere nicht mehr möglich schien, so kam ein Verbleiben auf diesem Kampffelde für die deutsche O. H. L. auch nicht mehr in Betracht. Denn das Erstarren der Operation zum Stellungskrieg konnte hier von den deutschen Armeen nicht abgewartet werden. Dazu waren die offene rechte Flanke zu tief, die rückwärtigen Verbindungen zu lange, Paris zu nahe. Das Eingeständnis, bestenfalls eine balance of powers, aber nach viertägigem Blutverlust keine Wiederaufnahme der ursprünglichen Offensive zwischen Marne und Aube finden zu können, zwang notwendig zum Absetzen nach rückwärts. Da die kritisch gewordene Munitionslage und das Unterstützungsbedürfnis des anderen Kriegsschauplatzes, Tatsachen, die hier nur gestreift werden sollen, in derselben Richtung rieten, so war es in Ansehung der ganzen Lage, wie sie dem Oberstleutnant Hentsch sich vorstellte, mindestens ein kühnes Wagnis, die Schlacht auszukämpfen. Bedenkt man noch, welche psychische Belastung allein die Übertragung der Entscheidung auf einen verhältnismäßig jungen Offizier darstellen mußte, so ist es menschlich verständlich, wenn er den kleinmütigeren Entschluß faßte.

So wie sich heute die Ereignisse darstellen, war er allerdings zweifelsohne ein Fehler. Von Vitry le François bis zu den Vogesen war die Lage während der ganzen Dauer der Riesenschlacht stabil. Die Entscheidung lag zwischen Crépy en Valois und Sommesous. Auf diesem Kampffelde ging nördlich der Marne die französische sechste Armee am 9., spätestens 10. September ihrer unabwendbaren Vernichtung ent-

gegen. Südlich der Marne hatte die deutsche zweite Armee ihren rechten Flügel bis südlich Château Thierry zurückgenommen. Er stand unzweifelhaft unter einem gewissen feindlichen Druck. Allein wenn man die Westfalen Bülows vergleicht mit den Truppen Franchet d'Espéreys, von denen General Lanrezac eine Schilderung gibt, die sie wenige Tage zuvor als der völligen Auflösung nahe zeigt, deren Angriffskraft bereits am Abend des 7. September sich so verbraucht hatte, daß der Befehl der fünften französischen Armee nur noch Eingraben und wenigstens Widerstand gegen deutsche Gegenangriffe zu fordern wagte, wenn man diesen Faktor in die Rechnung einbezieht, dann muß die Auffassung des A. O. K. 2 über den Ernst der Lage als entschieden zu pessimistisch verurteilt werden, namentlich auch, soweit dies die durchaus günstige Lage der ersten Armee betrifft. Die französische fünfte Armee schritt mit wankenden Knien zum Durchbruch auf Château Thierry. Nun war noch zwischen dem zurückgebogenen linken Flügel der deutschen ersten und dem rechten Flügel der deutschen zweiten Armee eine etwa 25 Kilometer breite Lücke. Neben starker Heereskavallerie standen die Brigade Kräwel und die 5. J. D. zu ihrer Schließung bereit. Und der Gegner waren die Engländer! Würdigt man auch hier den Kampfwert der Truppe, von der noch wenige Tage vorher einer ihrer kommandierenden Generale gesagt hatte, es wäre das Beste, sie nach Hause zurückzuschicken, würdigt man die Initiative des Führers und Oberkommandos, dessen Moral dem französischen Militärschriftsteller Palat „in einem traurigen Lichte erscheint", eines Führers, der sich tagelang von deutscher Heereskavallerie hatte hinhalten lassen, dann kann man auch auf diesem Abschnitt des Kampffeldes die Lage wenigstens für den 9. und 10. September noch nicht als unhaltbar ansehen. Wenn auch am Abend des 9. Septembers englische Kolonnen zwischen La Ferté sous Jouarre und Château Thierry die Marne überschritten hatten, so dürfte es doch außer Zweifel sein, daß die Abwehrflanke der ersten Armee sie so lange aufgehalten hätte, bis Maunourys Schicksal sich erfüllt gehabt hätte. Und daß dies für die Engländer das Zeichen zu schleunigster Umkehr gewesen wäre, darf heute als unzweifelhaft angesehen werden. Auf dem Ostteile des entscheidenden Frontabschnitts war der Durchbruch auf Arcis sur Aube da. Allerdings standen (s. Seite 109) nur schwache Kräfte zu seiner operativen Ausbeutung zur Verfügung, aber auch die französische neunte Armee war dem Zusammenbruch nahe.

Hätte die O.H.L. also die Schlacht sich auslaufen lassen, so kann man heute annehmen, daß die Vernichtung der Armee von Paris (Maunoury) als erste Entscheidung am Abend des 9. Septembers Tatsache gewesen wäre. Die Räumung des nördlichen Marneufers durch die Engländer und die übergegangenen Teile der französischen fünften Armee wäre die Folge geworden. Dann stand am Morgen des 10. September die Masse der deutschen ersten Armee erschöpft, aber im Vollgefühl des Sieges auf dem Nordufer der Marne zur Verfügung der O.H.L. Sie flankierte die gegen die Linie Marais de St. Gond—Dormans vorgedrungene französische fünfte Armee. Zwischen Fère Champenoise und Sommesous konnten linker Flügel der deutschen zweiten und deutsche dritte Armee den Durchbruch auf die Aube antreten. Es ist heute in Abwägung aller Momente, vor allem des beiderseitigen Kampfwerts — Erschöpfung, Unordnung, Munitionsmangel bestanden hüben wie drüben —, anzunehmen, daß die französische fünfte und neunte Armee diese beiderseitige Flankenbedrohung nicht ausgehalten, sondern ebenfalls bis hinter die Aube—Seinelinie gewichen wären. Das Britenheer wäre gefolgt. Diese Entwicklung wäre für die westlich Vitry le François zum Rückzug gezwungenen Teile des französischen Heeres gleichbedeutend mit Zusammenbruch gewesen. Denn Frankreichs Heer war in die Schlacht gegangen mit dem Bewußtsein: „Jetzt oder nie!“ Eine abermalige Niederlage — und die hätte der Durchbruch zwischen Fère Champenoise und Vitry le François unweigerlich bedeutet — hätte die schon vorhandene Depression zum Niederbruch vertieft. Wenn auch kein Sedan, ein Königgrätz wäre die Marneschlacht für Frankreich geworden. Der französische Militärschriftsteller Le Gros (La genèse de la bataille de la Marne) gibt dies mit den Worten zu: „Wäre die Schlacht an der Marne verloren worden, so war alles einen Monat nach Eröffnung der Feindseligkeiten verspielt. Jedes Wiederaufrichten wäre unmöglich gewesen.“

Die Verbildung des Schlieffenschen Entwurfs, die Untätigkeit der deutschen O.H.L. am 23. August schlossen die Vernichtungsschlacht, das „Cannae“, aus. Die sinnwidrige Kräfteabgabe vom Entscheidungsflügel nach dem Osten und die erneute Tatenlosigkeit an der Marne ließ auch noch den „ordinären Sieg“ entschwinden. „Der zähe französische Wille hat gesiegt...“ in diesen Worten des französischen Heeresberichts vom 10. September 1914 liegt die Deutung der Marneschlacht.

Operativ eigenartig ist das Walten des Kriegsglücks. Joffre, der durch Umfassung siegen wollte, schenkte ein improvisierter Durchbruch den Erfolg. Und der deutschen O.H.L., die die Entscheidung im Durchbruch suchte, blieb dieser versagt, dagegen rückte westlich des Ourcq der Sieg in greifbare Nähe durch die Umfassungsbewegung der ersten Armee, die ursprünglich den Schlüssel des ganzen Feldzuges gebildet hatte, aber inzwischen aufgegeben war.

Am 9. September hatte die Tragödie des deutschen Angriffs im Westen auf dem klassischen Schlachtengelände zwischen Marne und Aube ihre Erfüllung gefunden. Der Gedanke des Genies hatte keinen ebenbürtigen Geist zu seiner Verwirklichung gefunden.

Im allgemeinen gibt es bei kriegsgeschichtlichen oder überhaupt geschichtlichen Studien kein müßigeres Beginnen, als elegische Betrachtungen darüber anzustellen, wie es wohl gekommen wäre, wenn ... usw. Hier aber dürfte ein solcher Rückblick doch angezeigt sein. Das erfolgreiche Durchführen des Zweifrontenkrieges stand auf der Voraussetzung einer schnellen Entscheidung im Westen. Das Versagen der schwungvollen deutschen Offensive im Augenblick, wo sie ihr Werk krönen sollte, ist daher unzweifelhaft ein Wendepunkt von entscheidender Tragweite, man ist versucht, kurz zu sagen, die Entscheidung des Krieges überhaupt. Da drängt sich nun die Frage auf: „War dieses Versagen unvermeidlich? Bedingt durch die erdrückende Größe der Aufgabe? Oder war ein Gelingen möglich? *Konnte Deutschland den Krieg gewinnen?*

Man kann dies nach gründlicher, nüchterner Prüfung dahin beantworten: Die völlige Niederwerfung wenigstens des französischen Heeres war möglich. Ob der Zusammenbruch von Frankreichs Heeresmacht unabänderlich den Sieg überhaupt bedeutete, ist weniger zu entscheiden. England besaß allerdings noch kein eigentliches Heer, wohl aber in seiner Zähigkeit, seinem Zielbewußtsein, das die ganze Nation einigte, Imponderabilien von unschätzbarem Gewicht. Und im Osten fuhr die russische Dampfwalze noch unter Volldampf, stand Österreichs Heer in schwerster Bedrängnis. Immerhin hätte der Ausfall des besten Teiles der Entente-streitkräfte gleich in den ersten Kriegswochen die militärische Überlegenheit Deutschlands für immer besiegelt. So reduziert sich letzten Endes die Frage: „Konnte Deutschland den Krieg gewinnen?" dahin: „Konnte noch im Spätsommer 1914 Frankreich besiegt werden?" Und dies ist zu bejahen.

Der deutsche Rückzug

Noch am 9. September bestand bei der deutschen O. H. L. zunächst nur die Absicht zu einem teilweisen Rückzug, der die aus dem Stand gehobenen beiden rechten Flügelarmeen etwa in die Linie Soissons—Fère en Tardenois—Dormans—Epernay zurückdrehen sollte, wobei die vom Feinde nicht bedrängten Armeen 3, 4 und 5 in einem Bogen vorwärts Chalons und Vitry le François in die bisherige Linie überleitend das Gewonnene als Grundlage zu weiterer Offensive festhalten sollten. Aus diesem bis in die Linie Vitry le François—Revigny vorspringenden Sack hätte im Zusammenwirken mit der deutschen sechsten Armee die Abschnürung von Verdun und Toul versucht werden können und dieser Erfolg hätte mit seiner Frontverkürzung für die deutsche fünfte und sechste Armee, wie in seiner strategischen Bedeutung überhaupt, den deutschen Angriffsfeldzug immerhin mit einer günstigen Lage beschlossen. Allein in der rechten Flanke bestand die Bedrohung durch den von Paris ausstrahlenden feindlichen Umfassungsstoß fort, die, wenn nicht mit raschem Fall des Festungsklotzes Verdun—Toul gerechnet werden konnte, zur Lebensgefahr für die deutsche dritte, vierte und fünfte Armee werden mußte. Auf eine schnelle Eroberung des durch Natur und Kunst zu hartnäckigem Widerstand befähigten Eckpfeilers Verdun—Toul konnte aber nach den bisherigen Erfahrungen nicht gerechnet werden. Andererseits war das Nachdrängen des Feindes südlich der Marne naturgemäß da, wo er taktischer Sieger war, also vor dem rechten Flügel der deutschen zweiten Armee, am schärfsten. Es setzte so die erwähnte Flankenbedrohung schnellstens in die Wirklichkeit um. Das Zurückgehen der deutschen zweiten Armee noch am 10. September hinter die Vesle machte das Verbleiben der dritten Armee zwischen Chalons und Vitry le François unmöglich und diese zog dann ihrerseits die deutsche vierte und fünfte Armee mit sich auf die Bahn des Rückzuges. Damit wurden dem Plane, wenigstens die Einnahme des Festungsgebiets von Verdun und Toul als Frucht der deutschen Offensive bis zur Marne zu ernten, bereits die Vorbedingungen entzogen.

So wurde denn der Offensivgedanke für die ganze Front zwischen Paris und Verdun begraben. Die Gesichtspunkte für eine kräftesparende Verteidigung nördlich dieser Linie wurden damit leitend und führten die deutschen Armeen nach Norden. In der ungefähren Front Compiègne—Reims—Varennes standen die Armeen auf der Sehne des

bisher weitgespannten Bogens Crépy en Valois—Lizy—Montmirail—Mailly—Vitry le François—Revigny—Triaucourt—Varennes. Diese wesentlich verkürzte Linie gestattete das angesichts der ungewissen Zukunft dringend nötige Neuordnen und Auffrischen der mitgenommenen Verbände.

Die französische Verfolgung war, außer bei der siegreichen französischen fünften Armee, unzusammenhängend, zögernd und schwächlich. Indessen ist die Wurzel zu dieser Energielosigkeit nicht bei der französischen Führung, die sich während der Schlacht nervenstark gezeigt hatte, sondern in der Psyche der französischen Truppe zu suchen. Ihre Scheu vor ungeklärten Situationen, ihre krankhafte Furcht vor Hinterhalten hemmte das Vordringen, schenkten dem Feinde kostbare Stunden und halfen so selbst mit am Bau der neuen Widerstandslinie, an der sich so bald die französisch-englische Flut brechen sollte.

Die während des Zurückfließens der deutschen Armeen eingetretenen Schwankungen in der Festsetzung der gewählten Abwehrlinien sind durchaus erklärlich. Die erste als Anhalt gegebene Linienführung, nur an Hand der Karte ausgesucht, erforderte natürlich auf Grund der nachfolgenden Geländeerkundungen zahlreiche Berichtigungen. Dies als Zeugnis einer unklaren Führung zu deuten, wie es mannigfach geschehen, würdigt nicht den Umstand, daß der erste Entwurf nicht eine Frucht eingehenden Geländestudiums war, sondern gewissermaßen aus dem Sattel diktiert werden mußte.

Am 12. September standen die deutschen Armeen in der schließlich gewählten Front. Fanden die unvergleichlichen Truppen die ersten Ruhestunden seit ihrem Aufbruch aus dem Aufmarschgebiet. In vier Wochen zusammengedrängt, waren in sinnverwirrender Folge täglich neue Eindrücke auf sie eingestürmt. Die Qual nicht endenwollender Märsche in brütender Glut und atemraubendem Staub mit all ihrer lastenden Ermüdung, die Gewitterschauer urplötzlich wild aufflammender Gefechte, da die flimmernde Sommerluft erfüllt war vom bösartigen Summen der Geschosse, vom Jaulen und hellschmetternden Krachen der Granaten, vom Dröhnen der Geschütze, vom hastigen Tacken der Maschinengewehre, vom unruhig an- und abschwellenden Prasseln des Schützengefechts. Und aus verzerrten Gesichtern grinste der Tod sie an, im Stöhnen der Verwundeten sprach der Menschheit ganzer Jammer zu ihnen. Und schon schob sich ein neues Bild davor. Und wieder

ein anderes. Und über all dem ungeheuren Erleben schwang es wie fernher jubelnder Glockenton zu ihren Häupten: Sieg, Sieg und wieder Sieg! Bis sie am 9. September aus enger Verstrickung mit dem Feind sich lösten. Gehorsam dem Befehl, ob er auch vielen von ihnen entsagungsvolle Abkehr von der bereits winkenden Siegespalme brachte. Zum erstenmal ging es rückwärts. Das unmöglich Scheinende war Wahrheit geworden. Und manchem tapferen Soldaten rieselte es in diesen, von ersten herbstlichen Regenstürmen durchschauerten Tagen fröstelnd über den Rücken, wenn die Sorge auf leisen Sohlen heranschlich, ob nicht für Deutschland mit dieser Umkehr auf der Siegesbahn auch der Herbst begonnen haben sollte. Allein im damaligen Heer lebte noch der schlichte Geist selbstverständlicher Pflichterfüllung, überzeugter Unterordnung in das große Ganze, die unnützes Fragen nach den Gründen der Führung nicht kannte. Wo der deutsche Soldat von 1914 hingestellt wurde, tat er bis zum letzten seine Pflicht, wie im feuergepeitschten Angriff, so in unbeugsamer Verteidigung. Und der bald einsetzende Ansturm des Feindes brach sich blutig an seinem unerschütterlichen Ausharren. Dem deutschen Volke aber geziemt es, mit scheuer Ehrfurcht auf die Opfer an Seele und Leib zu blicken, die in jenen Tagen seine Besten dem Vaterlande brachten, freudig und siegesstolz. Und zu der lichten Höhe ihrer stummen Treue aus dem faulenden Sumpf nationaler Verkommenheit wieder den Weg zu suchen, mag er auch noch so steil und dornenvoll sein.

13. Kapitel

Das Ringen um die operative Vorhand im Westen

Skizze 4 und 9

Nachdem einmal der Durchbruchsversuch zwischen Paris und Verdun mißlungen war, hatte die deutsche O.H.L. den Angriff auf dieser Front folgerichtig eingestellt. Ebenso hatte sie die ursprünglich noch geplante Einnahme des Festungsklotzes von Verdun—Toul fallen lassen, sowie sich ergab, daß die Gesamtlage diese Operation bereits in der Flanke bedrohte. Ob damit überhaupt der Offensivgedanke im Westen bis auf weiteres aus der Hand zu legen war, oder ob man von verwandelter strategischer Basis aus nochmals versuchen mußte, das Feldheer Frankreichs und Englands matt zu setzen, darüber schien sich allerdings die O.H.L. im Augenblick des Rückzuges von der Marne bedauer-

licherweise noch nicht entschieden genug im Klaren zu sein. Infolgedessen hatte sie mit diesem Rückzug noch nicht die Überleitung in eine andere Kräftegruppierung verbunden, die einem neuen Operationsgedanken Rechnung getragen hätte. Das Zurückgehen wurde nämlich zunächst rein frontal angesetzt.

Allein eines mußte sofort ins Auge springen. Sowohl bei einer neuen Offensive wie bei endgültiger Defensive lag der Anknüpfungspunkt nur auf dem Westflügel. Dort bot das freie Land zwischen Compiègne und dem Meere noch beiden Gegnern operative Ellbogenfreiheit. Die Entwicklung der Dinge war davon abhängig, wer auf diesem Flügel zuerst operative Reserven, sei es zur Offensive, sei es zu ihrer Abwehr, verfügbar hatte. Auf deutscher Seite hätte dies im Hinblick auf die Einbuße an Kampfkraft der an der Marneschlacht beteiligten Armeen nur ermöglicht werden können, wenn die O.H.L. die unheilvolle Kaltstellung überstarker Kräfte in Lothringen und im Elsaß sich eingestanden hätte, sobald die ersten Zeichen für die Aussichtslosigkeit des Berennens der Wehrstellung bei Toul sich zeigten. Wäre damals, d. h. schon in den letzten Augusttagen anstatt erst am 6. September, mit der Abbeförderung aller für die nunmehr defensive Aufabe der sechsten und siebten Armee überflüssig gewordenen Kräfte, etwa fünf Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen, nach dem Raume von St. Quentin begonnen worden, so hätte etwa am Ende der Marneschlacht Generaloberst v. Heeringen von dort aus vorgehen und die deutsche Front rechts bis in Gegend Dieppe verlängern können, statt in den Frontalkampf an der Aisne hineingebuttert werden zu müssen. Indessen hielt die unheilvolle Verkennung der Angriffsaussichten gegen die stahlumgürtete Festungsfront an der Mosel viel zu lange an, und als sich das Eingeständnis der Aussichtslosigkeit endlich durchgesetzt hatte, da war es zu spät geworden.

In der rechten Flanke der deutschen Aisnefront, die über hundert Kilometer von der Anlehnung gewährenden Küste entfernt in der Luft hing und bis zum Belagerungskorps vor Antwerpen an Tiefe sich über rund 250 Kilometer dehnte, wuchs denn auch, wie vorauszusehen war, die Bedrohung eines feindlichen Flankenangriffs. In seiner Abwehr blieb die deutsche O.H.L. operativ zunächst erheblich in der Nachhand, da sie mindestens eine Woche später als ihr Gegner (siehe

Seite 87) damit begonnen hatte, die entbehrlichen Kräfte aus Lothringen und dem Elsaß nach dem Brennpunkt der Entscheidung zu verschieben. Nur durch die Überlegenheit der deutschen Truppen gelang es, die aufeinander folgenden feindlichen Überflügelungsversuche mit Minderheiten stets erfolgreich abzuwehren. Noch in dem Aufprall der Verfolgung auf die deutsche Aisnefront hatte sich bereits westlich der Oise neben den Flügelstoß auf Carlepont das Gespenst der Umfassung über Ribécourt und Lassigny gesellt. Dann gewann die erst mit Spitzen vorsichtig gegen deutsche Heereskavallerie vortastende Umfassung greifbare Gestalt. General Joffre hatte bei Compiègne aus zwei Korps eine Umfassungsgruppe gebildet und sie zum Vorstoß über Noyon auf St. Quentin angesetzt. Gerade noch rechtzeitig langte das deutsche IX. Reservekorps hinter dem Schleier deutscher Heereskavallerie an, um am 16. September beiderseits der Oise den doppelt überlegenen Feind im Begegnungsgefecht auf Compiègne zurückzuwerfen. Allein die Gefahr war damit nicht dauernd gebannt. Weiter nördlich, wo das H.K.K. v. d. Marwitz entlang der Bahnlinie Compiègne—Roye—Chaulnes in lächerlich dünner Aufstellung selbst französische Infanterie zu vorsichtigem Heranfühlen nötigte, drohte die Gefahr. Im letzten Septemberdrittel überschritt die von der französischen Heeresleitung zu großzügiger Umfassung bei Amiens gebildete Armee de Castelnau die Linie Lassigny—Roye—Chaulnes. Auch jetzt wieder langten die endlich von der deutschen sechsten Armee nach Nordwesten abgegebenen Teile gerade noch zu rechter Zeit an, um sich in das dem Brechen nahe Gerippe der Kavallerie einzuschieben. In der Linie Bray sur Somme—Lihons—Roye—Lassigny kam die Überflügelung de Castelnaus zum Stehen und wurde zur Stellungsfront. Damit war der rechte Winkel in der Westfront bei Moulin sous Touvent entstanden, der sie in der begonnenen „course à la mer", statt in die kürzeste Linie zur Meeresküste nach Dieppe, in die fast doppelt so lange bis Nieuport zwang.

General Joffre hatte nach dem Fehlschlag der Umfassung der Armee de Castelnau das Streben nach Überflügelung richtigerweise noch nicht aufgegeben. Der leere Raum zwischen Somme und der Kanalküste mußte doch der Schauplatz operativer Bewegungen werden; begann Frankreich nicht damit, so mußte es selbst über kurz oder lang deutsche Umfassung in der Flanke seines Nordflügels erwarten. General Joffre mußte den Vorteil nützen, den ihm seine rechtzeitige Abkehr von der

Lothringen-Vogesenfront über den Feind gebracht hatte. So folgte der Armee de Castelnau die Armee de Maudhuy als Neubildung auf dem Wege zu strategischer Überflügelung. In ihrer in die Linie Bray—Albert auf das Nordufer der Somme vorgeschobenen Flügelsicherung hatte die Armee de Castelnau bereits die Basis der neuen Überflügelung in die Hand genommen, als die diesmal zuerst eintreffende deutsche Verlängerung sie zu weiterem Ausholen nach Norden zwang. In den letzten Septembertagen ging die Armee de Maudhuy auf Arras, Lens und Béthune zur Umfassung vor. Wiederum gelang es der deutschen O.H.L., den gefährlichen Stoß rechtzeitig zu parieren. Das in Lothringen entbehrlich gewordene Oberkommando der sechsten Armee und eine Reihe von Korps, die an anderen Frontabschnitten ausgespart werden konnten, traten als neugebildete sechste Armee General de Maudhuy entgegen. Nach heftigen Begegnungskämpfen fand auch sein hoffnungsvoller Stoß in Schützengräben westlich der Straße La Bassée—Lens—Arras—Albert das Ende.

Die französische Heeresleitung hatte ihren Kräftevorrat erschöpft. Die nochmalige Ausnützung der Möglichkeit, den deutschen Nordflügel zu umfassen, mußte den britischen Truppen überlassen werden. Seit dem 16. September — nach dem Berichte Marschall Frenchs — waren die Augen von Englands Heerführer sorgenvoll auf das belagerte Antwerpen und die flandrische Küste gerichtet. Dort reifte die Entscheidung über ein Operationsgebiet, das britische Lebensinteressen eng berührte. Grund genug, die Aufgaben der britischen Truppen ohne Rücksicht auf die Forderungen der Gesamtlage und die Interessen des Bundesgenossen nunmehr ausschließlich in Flandern zu suchen. So forderte denn Marschall French seine Ablösung aus der Aisnefront und die Verschiebung seiner Truppen in die Gegend nordwestlich Lille, ungeachtet der übergroßen Schwierigkeiten, die er damit der französischen Führung bei ihrer überlasteten Bahnlage zumutete. General Joffre konnte sich dem für keinerlei Einwände zugänglichen Willen des englischen Heerführers, sich seinen Platz in der gesamten Front nach eigenem Gutdünken zu wählen und so seinen Sonderkrieg für Englands Sonderinteressen zu führen, schlechterdings nicht widersetzen. Anfang Oktober waren die britischen Korps zwischen St. Pol und Hazebrouck in der Ausladung begriffen, um dann im Vormarsch über Gent den Augapfel Britanniens, Antwerpen, zu retten und damit gleichzeitig der für

sie jetzt erst in zweiter Linie stehenden strategischen Forderung, den deutschen Nordflügel bei La Bassée zu umfassen, gerecht zu werden. Gleichzeitig gab indessen der Fall Antwerpens Anfang Oktober der deutschen O.H.L. bereits nahe beim Entscheidungspunkt befindliche Kräfte in die Hand. Dazu waren die ersten Neubildungen der Heimat im Anrollen. Diese Kräfte eröffneten der deutschen O.H.L. die Möglichkeit, nach der bisherigen, nur mit Mühe immer noch gerade im rechten Augenblick durchgeführten Abwehr der feindlichen Stöße ihrerseits zum Ausfall überzugehen. Noch hatte Frenchs linker Flügel keine fest geschlossene Verbindung mit der Küste gefunden. Teile der aus Antwerpen geflüchteten belgisch-britischen Kräfte, vereinigt mit französischen Territorialen, standen nördlich seines zunächst im Raume von Hazebrouk befindlichen Nordflügels. Noch bot sich dieser zur Umfassung.

Nachdem die deutsche O.H.L. am 5. September erstmalig es aufgegeben hatte, den Sieg durch Umfassung zu erreichen und damit mit einem fast zum Evangelium gewordenen strategischen Leitmotiv brach, kehrte sie nach Scheitern des Durchbruchsplanes in der Marneschlacht nunmehr noch einmal zum Stratagem der Umfassung zurück. Über die Linie Gent—Oudenaarde fluteten die deutschen Divisionen heran, um im Anschluß an den bei Lille—Warneton festgekrallten Nordflügel der deutschen Abwehrflanke zur Überflügelung einzudrehen. Unterdessen hatte Marschall French die Linie La Bassée—Fleurbaix—Armentières—Warneton mit Infanterie, mit Kavallerie etwa den Raum zwischen Ypern und Comines erreicht. Nördlich Ypern stand eine belgisch-britische Gruppe. Umfassung prallte gegen Umfassung. Und wie in der Mechanik gehemmte Bewegung in Wärme umgesetzt wird, so flammte hier aus dem Zusammenstoß der beiden Gegner das Feuer erbitterter Schlachten auf, die in dem keine Opfer scheuenden Angriffsdrang der Deutschen und in dem bulldoggenhaft zähen Widerstand des der Bedeutung des Kampfes für England sich bewußten Britenheeres an die Heftigkeit der Augustschlachten gemahnten. Der Zahl nach waren die Deutschen in der Ypernschlacht vom Spätherbst 1914 überlegen. Dafür aber verbrauchte sich ein großer Teil der an Begeisterung und Hingabe zwar überreichen, an Kriegserfahrung den englischen Berufssoldaten aber nicht ebenbürtigen Neubildungen erschreckend schnell. Die deutsche O.H.L. wollte sich über Ypern den Weg nach Calais erzwingen,

koste es, was es wolle. Dieser Wille äußerte sich nach unten in einem nicht unbeträchtlichen Druck, der eine gewisse hastende Nervosität hervorrief. Und diese zeitigte taktische Überstürzungen mit rücksichtslosestem Einsatz von Menschen. Es war das letztmalige Aufflackern des Irrglaubens an die Unaufhaltsamkeit des Furor teutonicus, der die Enkel der Stürmer von St. Privat la Montagne gegen Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze hetzte. Dieser trügerische Wahn wurde am Yserkanal ad absurdum geführt. Wie Ähren im prasselnden Hagelschlag sank Deutschlands Blüte im kaltblütigen Feuer der englischen Gräben, auf denen nur hastige lückenhafte Artillerievorbereitung gelegen hatte. Leider dauerte es sehr lange, bis die Erkenntnis sich bei der deutschen O.H.L. Eingang verschaffen konnte, daß hier die taktischen Verhältnisse keine operative Neugestaltung gestatteten, sondern nur vergebliche Blutopfer auferlegten.

Dann fand auch der deutsche Flandernsturm das gleiche Schicksal, wie es die Heere der Alliierten an der Aisne und in der Champagne und schon vorher die Bayern vor der Côte lorraine gefunden hatten. Der Bewegungskrieg im Westen war zu Ende. Die glutflüssigen Massen erkalteten und erstarrten zwischen Nordsee und Schweiz zur festen Front.

Dadurch, daß die deutsche O.H.L. bei den Kämpfen, die sich auf dem allein für Operationen übrig gebliebenen Teil des Kriegsschauplatzes entwickelten, beim ersten Schachzug in die Nachhand kam, entstand die Umbiegung der deutschen Front von Gegend östlich Compiègne nach Roye, die sich späterhin bis Nieuport verlängern und so ein Mehrfaches von Besatzung beanspruchen sollte, als die Verlängerung der Aisnefront nach Dieppe dies getan hätte. Daß dabei gleichzeitig der Hauptteil der Kanalküste in Feindes Hand blieb, war von unübersehbaren Folgen für die Entwicklung des Krieges. Marschall French selbst sagt hierüber: „Wir wollen annehmen, daß der deutsche rechte Flügel vom Oktober 1914 bis zum Kriegsende in Dieppe statt in Nieuport gestanden hätte. Er hätte das ganze Departement Pas de Calais in Besitz gehabt einschließlich der Seehäfen von Dieppe, Boulogne, Calais und Dünkirchen..." Marschall French fährt dann fort: „Ich glaube, es ist richtig, von diesen Beweisgründen abzuleiten, daß der Einsatz, um den wir in der großen Ypernschlacht spielten, nichts geringeres als die Sicherheit, ja die Existenz des britischen Reiches war... Die Deutschen hatten die Möglichkeit, eine solche Lage herbeizuführen..." Die Tat-

sache, daß die hierfür erforderlichen Kräfte in Lothringen verblieben, der Entente also die Vorhand in dem Ringen um die Flanken belassen wurde, war die Folge der unheilvollen Abänderung des Schlieffenschen Aufmarsches (siehe Seite 82). In ihm hatte der Altmeister dort Masse gebildet, wo die Entscheidung kommen mußte, die Operationen mochten laufen wie sie wollten, nämlich am deutschen rechten Flügel. Und die Tatsachen haben ihm recht gegeben. Mit dem Einmarsch des deutschen Heeres in Belgien wurde die Front von Verdun bis Belfort Kriegstheater zweiten Ranges (siehe Seite 86) und blieb es bis zum Kriegsende. Alle Entscheidungen fielen auf dem anderen Teil des Kriegsschauplatzes. Über den Mißgriff, die ausschlaggebenden letzten Kräfte für die Stunden der Entscheidung nach Lothringen in die Verbannung geschickt und dort festgehalten zu haben, bis es zu spät war, darüber urteilt der Feind selbst am treffendsten. French sagt: „Ich konnte nicht annehmen, daß sich die Deutschen mit Hilfsmitteln, wie sie nach späterer Feststellung damals besaßen, die Gelegenheit entschlüpfen lassen, die sich ihnen dadurch bot, daß wir zu lange an der Aisne blieben und die Lage im Norden in gefährlicher Weise außer Acht ließen. Eine ihrer Strafen wird die ätzende Betrachtung der ‚Wenn' und ‚Aber' ihres staunenerregenden Spieles sein . . ." Daß dem Grafen Schlieffen Nachfolger beschieden waren, die sein geniales Werk geistig nicht zu beherrschen vermochten und an Stelle der ursprünglichen Klarheit des bis zum Letzten konsequent durchgeführten operativen Aufbaues schwächliche, unklare Zwiespältigkeit hineinlegten, darin wurzelt die Tragödie des deutschen Heeres von 1914. Hatte sie in der Marneschlacht dem deutschen Angriff die Divisionen entzogen, die ihm zum letzten Stoß verholfen hätten, so beraubte sie unmittelbar darauf das deutsche Heer der nächstfolgenden Chance, die strategische Initiative wieder an sich zu reißen, und als der Fehler eingesehen und behoben wurde, war es bei Ypern auch zu spät geworden. Damit war der deutsche Sieg im Westen für immer dahin. Ja, man kann sagen, daß die Entwicklung nach der Marneschlacht bereits den Keim für das Mißlingen der letzten deutschen Siegesaussicht 1918 in sich trug. Denn diese wurde letzten Endes zunichte durch die dauernde Kräfteknappheit, hervorgerufen durch die allzu große Frontlänge, die allen deutschen Operationen im Westen von 1915 bis 1918 ihr Gepräge gab. Dem Angriff auf Verdun (siehe Seite 165), der Siegfriedbewegung (siehe Seite 188) und dem Angriff

im Frühjahr 1918. Hätte im September 1914 das deutsche Heer an Stelle der Front Nieuport—Compiègne die Front Dieppe—Compiègne setzen können, so wäre es von dieser schleichenden Kräftetuberkulose voraussichtlich verschont geblieben. Eine siegreiche Beendigung des Feldzuges im Westen wäre dadurch nicht gerade gewährleistet gewesen, allein die Aussichten dafür hätten sich immerhin vervielfacht.

Indessen ist diese Perspektive gewissermaßen noch die anspruchslosere, sie schließt den deutschen Verzicht auf die Operation im Westen nach dem Abbruch der Marneschlacht in sich (vgl. Seite 117). Zwar hatte Oberstleutnant Hentsch am 9. September bei A.O.K. 1 von einer neuen Operation gesprochen, die mit der bei St. Quentin sich versammelnden neuen Armee eingeleitet werden sollte. Dann aber durfte nicht bereits an der Aisne nach rund 50 Kilometer tiefem „Absetzen" wieder Halt gemacht werden. Joffre ging nach der Schlachtenfolge von Guise und an der Maas über 120 Kilometer zurück, ehe er der Ansicht war, in der Bewegung eine neue Grundlage für eine taktische Kraftprobe gewonnen zu haben. Der Begriff der Operation, oder der vielleicht noch treffendere französische Ausdruck „manoeuvre", schließt den Gedanken in sich, durch die Bewegung eine für die Schlacht günstige Grundstellung herbeizuführen. Des älteren Moltkes Wort: „Getrennt marschieren, vereint schlagen" bringt diesen Dualismus zum Ausdruck. Wollte also die deutsche O.H.L. nach Abbruch der Marneschlacht auf die Operation, als die reinste Art der Kriegsführung, nicht verzichten, noch nicht das schwächliche Eingeständnis des Stellungskrieges sich abnötigen lassen, dann mußte die eingeleitete Bewegung nach Dauer und Richtung geeignet sein, eine aussichtsreiche Umgruppierung der deutschen Streitkräfte für den nächsten Zusammenstoß zu gestatten. Ob die deutsche O.H.L. dies noch konnte, wird von mancher Seite unter Hinweis auf die Erschöpfung des Heeres bestritten. Man sollte aber doch glauben, daß das ungeschlagene deutsche Heer vom 9. September 1914 noch dasselbe vollbringen konnte wie die geschlagenen Engländer und Franzosen vom Ende August 1914. Jedenfalls aber war die konzentrische Anlage des Rückzuges und seine Beendigung nach rund 50 Kilometern keine „Operation". Um den Raum nördlich Verdun als Drehpfeiler hätte die deutsche Front zurückgehen müssen in dem Streben nach Ausbildung eines möglichst weit westlich gerückten Schwerpunkts. Mit schwachem Flankenschutz in den unwegsamen Argonnen

und unter Abgabe eines Teils ihrer Kräfte zur Beobachtungsarmee von Verdun hätte die fünfte Armee entlang der Aisne in die östliche Champagne südlich Rethel zurückgehen können, die vierte über Rethel auf Hirson, die dritte über Reims auf Guise, die zweite über La Fère auf Cambrai, die erste über Noyon—Péronne auf Arras. Die am Ende der Marneschlacht zwischen Laon und Ham im Aufmarsch begriffene siebente Armee konnte als zweite Staffel des rechten Flügels in die Gegend St. Pol geführt werden. Dann konnte vielleicht auf der Basis St. Omer—Lille—Valenciennes—Mézières—Verdun das auf seine Kraftquellen zurückgeflossene deutsche Heer erneut aus dem beweglichen Element der Operation zu nochmaliger Schlachtentscheidung übergehen. Vielleicht hätte sie ihm den verdienten Sieg gebracht. Aber nachdem das operative Gebäude des Bewegungskrieges im Westen zerbrochen vor den Augen der O.H.L. lag, scheint sie in einer gewissen Lähmung nicht die freie Beweglichkeit des Geistes besessen zu haben, sich ein neues zu konstruieren. Die folgenden strategischen Entwicklungen erhielten ihr Gepräge vom Willen des Gegners aufgedrückt.

Es sei aber im Rückblick über den Bewegungskrieg im Westen nochmals herausgestellt, daß nicht der Schlieffensche Entwurf einer unerreichbaren Utopie nachstürmte, daß er vielmehr in seiner unverfälschten Eigenart den Sieg nach menschlicher Berechnung gebracht hätte. Und so wenig wie sein Altmeister kann der deutsche Generalstab in seiner Gesamtheit für den Fehlschlag des Bewegungskrieges im Westen verantwortlich gemacht werden. Die Verrückung des Schwerpunktes im Operationsentwurf, die Wurzel aller Mißerfolge, die Tatenlosigkeit und Apathie der O.H.L. im August und in der ersten Septemberhälfte, die dieser Wurzel das Wachstum beließ, sind Fehler und Schwächen einzelner, nicht des Systems.

14. Kapitel

Der Bewegungskrieg im Osten bis Ende 1914

Die Schlacht bei Tannenberg und an den masurischen Seen

Die konsequent durchgeführte Schwerpunktbildung des Schlieffenschen Operationsentwurfes hatte für den verstärkten Grenzschutz des deutschen Ostens zunächst nur viereinhalb Armeekorps und eine Kavalleriedivision übrig gelassen. Damit sollte Generaloberst v. Prittwitz rund tausend

Skizze 5

Kilometer Grenze decken. Er suchte seine Aufgabe offensiv zu lösen, wie es anders ja nicht sein konnte. Der zunächst in Erscheinung tretende Feind war die Njemenarmee Rennenkampfs. Mit ihm entwickelten sich bei Gumbinnen am 20. August heftige Kämpfe. In deren Verlauf schob sich die russische Narewarmee Ssasonow bedrohlich in die tiefe rechte Flanke des Generalobersten v. Prittwitz. Es rächte sich jetzt sein operativer Fehler, nicht den seiner Operationsbasis, der Weichsellinie Thorn—Danzig, zunächst stehenden Feind, d. h. die Narewarmee, zuerst angegriffen zu haben, unbekümmert um den dadurch ermöglichten und gewiß beklagenswerten Vorstoß Rennenkampfs nach Ostpreußen.

Die Lage in der Schlacht bei Gumbinnen war unhaltbar geworden. General v. Prittwitz brach am Abend des 20. August die Schlacht ab und zog sich gegen die Weichsel zurück. Der Rückzug ging aber nur so weit, daß die Flankierung durch die Armee Ssasonow aufgehoben wurde. Dann machte die deutsche achte Armee Halt. Die strategisch allein richtige Operation, zuerst die Armee Ssasonow zurückzuwerfen, konnte jetzt nur noch reichlich verspätet ausgeführt werden, und auch nur dann, wenn die Armee Rennenkampf die Zeit dazu ließ. Als Generaloberst v. Prittwitz am 22. August erkannte, daß die Njemenarmee nicht entschlossen folgte, faßte er noch am selben Tage den Entschluß, sich mit seinen Hauptkräften gegen Ssasonow zu wenden. Als er seines Kommandos enthoben ward, war der Operationsplan für Tannenberg schon in großen Zügen fertig. Der im Stabe verbliebene Bearbeiter der Operationen, Oberst Hoffmann, vollendete ihn unter dem neuen Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Hindenburg, und dem neuen Chef des Generalstabes, General Ludendorff. Der Entschluß des Generalobersten v. Prittwitz zur Offensive war durchaus richtig. Die Notwendigkeit, Österreich bald unmittelbar zu unterstützen, erforderte in Ostpreußen Ellbogenfreiheit. Bei defensiver Haltung der deutschen achten Armee, etwa hinter der Weichsel, wäre Österreich zusammengebrochen.

Die Operation der Hauptkräfte der achten Armee gegen Ssasonow war bei der bereits großen räumlichen Nähe Rennenkampfs allerdings jetzt ein sehr kühnes Unternehmen, wenn auch die ostpreußische Seenplatte, die Rennenkampf noch von der deutschen achten Armee trennte, einen gewissen Flankenschutz darstellte. Glücklicherweise ging Rennenkampf so lässig vor, daß fast alle Kräfte der deutschen achten Armee

gegen Ssasonow gezogen werden konnten. Ihm gegenüber stand das verstärkte XX. Armeekorps und das zuerst vom Nordflügel heruntergeholte I. Armeekorps, verstärkt durch zusammengeraffte Festungsbesatzungen. Die zuletzt vor Rennenkampf weggeholten Kräfte waren nordöstlich von Ssasonows Nordflanke im Anmarsch. Damit war Ssasonows rechte Flanke schon in flachem Halbkreis umstellt. Auch seine linke Flanke hätte an sich von der Ausladebasis des I. Armeekorps unschwer umfassend angegriffen werden können. Allein kühles Maßhalten des A. O. K. 8 in Abwägung der Gesamtkräfte beschränkte die Operation auf den Rahmen des Möglichen, um die eigene Leistungsfähigkeit nicht zu überspannen. Dabei war die Operation im Hinblick auf Rennenkampf doch wieder bis zum Wagemut kühn angelegt in ihrer konsequenten Kräftevereinigung zur Schlachtenentscheidung. Vor der ganzen Armee Rennenkampf blieb nur die auf zwei Brigaden verminderte erste Kavalleriedivision. Das kühne Spiel gelang. In der Mitte taktisch durchbrochen, in der rechten Flanke, dann auch infolge hastiger Umkehr ihres linken Flügelkorps in der linken Flanke und schließlich im Rücken strategisch umfaßt, fand die russische Narewarmee ihren Untergang. Ein Versuch der Russen, am 30. August von Mlawa auf Neidenburg vorzustoßen und damit den südlichen deutschen Umfassungsflügel zurückzuwerfen, kam infolge übermäßigen Zögerns nicht mehr zur Auswirkung. Und die Armee Rennenkampf, die am 30. August sich bis auf 40 Kilometer von Norden herangeschoben hatte und für den deutschen Nordflügel eine ungeheure Bedrohung darstellte, ging am 31. August, offenbar unter dem Eindruck der Niederlage Ssasonows, wieder zurück, ohne den Versuch gewagt zu haben, die bedrängte Nachbararmee zu entlasten. Im Osten fand also eine glänzende, durchgeistigte Operation im Sinne Schlieffens ihre Vollendung, während im Westen zwischen Maas und Sambre zu gleicher Zeit eine noch viel höhere Gunst der Lage ungenützt blieb.

Nun mußte auch noch Rennenkampf beseitigt werden, ehe zur Entlastung Österreichs an die Narewlinie vorgestoßen werden konnte. General Rennenkampf stand mit Hauptkräften zwischen Kurischem Haff und dem Mauersee, weiter südlich hatte er die Landbrücken zwischen Löwentiner See, Spirdingsee und den Sümpfen von Grajewo unbegreiflicherweise nicht genügend gesperrt. Ließ also den Weg um seine Südflanke herum offen. Der deutsche Aufmarsch in Linie Ortelsburg

—Wormditt war rechts herausgerückt. Bei frontalem Vormarsch ergab sich also die Umfassung der russischen Südflanke automatisch. Der Russe wartete den Angriff phlegmatisch ab. Die Operation der deutschen achten Armee war trotz alledem sehr kühn. Zu der rein zahlenmäßigen, erheblichen Überlegenheit der Russen kam die Flankenbedrohung eben des Umfassungsflügels durch starke russische Kräfte, die bei Ossowiec und Augustow in der Versammlung waren. Und viel dagegen entsenden konnte der deutsche Umfassungsflügel nicht, wenn seinem Stoß nicht der Schwung genommen werden sollte. Die Zeit drängte. General Rennenkampf erkannte frühzeitig die drohende Gefahr in der linken Flanke, die bald seiner Rückzugsstraße näher stand, wie sein eigener, weit vorgestaffelter, rechter Flügel. Er baute daher ab, ohne in seinen starken Stellungen die Schlachtentscheidung abzuwarten. Die Unterstützung von Augustow und Ossowiec her scheint er nicht hoch veranschlagt zu haben. Der an sich geschickt angelegte Rückzug nahm durch die heftig nachdrängende deutsche Verfolgung bald fluchtartigen Charakter an und, ohne eigentlich geschlagen zu sein, rettete sich die Njemenarmee doch in gänzlich zerrüttetem Zustand und durch Verluste an Material und Gefangenen geschwächt hinter den schützenden Njemen.

Zur selben Zeit wie im Westen dem geistvollen Plane Graf Schlieffens die Verwirklichung versagt blieb, wurde im Osten eine Operation auf der inneren Linie von beispielloser Kühnheit, die an die Schlacht Friedrichs des Großen bei Liegnitz erinnert, durchgeführt, fanden die strategischen Grundlehren des großen Meisters durchgeistigte Anwendung und Bestätigung. Nunmehr konnte gegen den Narew vorgegangen werden, um die Österreicher von lastendem Druck zu befreien.

Der Feldzug in Polen

Skizze 6a Die von der deutschen O. H. L. ursprünglich als Unterstützung der Österreicher geplante Operation war eine Halbheit. Gegenüber den, wenigstens doch zunächst, unschädlichen Gegnern von Tannenberg und den Masurischen Seen sollte die Masse der deutschen achten Armee verbleiben, in Schlesien als Unterstützungsarmee nur zwei Korps versammelt werden. Der Fehler der Kräftezersplitterung von Lothringen war im Begriff, sich zu wiederholen. General Ludendorff machte Gegenvorschläge, die Masse der achten Armee als neugebildete neunte Armee für die neue Operation einzusetzen, um an Stelle zweier Halbheiten

ein Ganzes zu setzen, das nicht nur ein Eindämmen der russischen Gefahr in Südpolen und Wolhynien, sondern ihre dauernde Beseitigung in den Bereich der Möglichkeit rückte. Die Operation auf der inneren Linie zwischen Rennenkampf und Ssasonow sollte in gleich kühner Konsequenz wiederholt werden. Glücklicherweise fand General Ludendorff Gehör. Vier Korps der achten Armee, verstärkt durch erste Reservedivision, erste Landwehrdivision und erste Kavalleriedivision wurden in Österreichisch-Polen und Oberschlesien entlang der Bahnlinie Krakau—Kreuzburg versammelt und schlossen so gewissermaßen als Umfassungsgruppe an das auf dem linken Flügel der k. u. k. Armee stehende Landwehrkorps Woyrsch an.

Das Bild, daß die russischen Hauptkräfte entlang des San-Abschnitts aufgeschlossen hatten und gegen die Wisloka folgten, daß dagegen westlich der Weichsellinie Sandomierz—Warschau bislang nur russische Heereskavallerie festgestellt war, läßt im Verein mit dem Aufmarsch der deutschen neunten Armee unverkennbar eine gewisse Ähnlichkeit mit der Lage ins Auge springen, die wenige Wochen zuvor südlich der Marne bestanden hatte. Wie dort die französische Front hinter die Marne, so waren hier die k. u. k. Armeen hinter den Dunajec zurückgewichen; wie die deutschen Angriffsheere war ihnen hier die Russenflut gefolgt; wie dort French und Maunoury standen hier Woyrsch und fünf Korps der deutschen neunten Armee links seitwärts überragend herausgeschoben. An Stelle des Ourcq trat hier die Weichsel. Allein die Ähnlichkeit besteht nur für die aus dem Zusammenhang herausgegriffene örtliche Lage der augenblicklichen Front in Galizien. In Ansehung der erheblichen, noch rückwärts gestaffelten russischen Kräfte wird der Unterschied zwischen dem Russenheer in Galizien und dem deutschen Heer an der Marne sofort augenfällig. Dem Nordflügel der russischen Sanfront wohnte die Fähigkeit zu einem Wachstum inne, wie sie die Armee Kluck vom 6. September nicht annähernd besessen hatte. Hier konnten Korps um Korps aus der Tiefe heraus aufmarschierend den bedrohten Flügel verlängern, bis er selbst, auf die Werke von Warschau gestützt, zur Überflügelung schreiten konnte. Und selbst wenn die deutsche neunte Armee im Wettlauf um die Flankenoperation durch zeitlichen Vorsprung oder kühnes Massebilden am linken Flügel sich doch die Oberhand zu wahren wußte, stand die wieder erstarkende russische Njemenarmee immer noch weiter nördlich.

So zeigt sich bei näherer Betrachtung die grundlegende Verschiedenheit der operativen Lage am rechten Flügel der russischen Galizienfront und der am rechten Flügel Klucks. Maunourys Flankenstoß konnte hier keine Entscheidung bringen, wohl aber konnte er als Demonstration ausgeführt, sie mittelbar fördern. Der Vorstoß der deutschen neunten Armee in den feindleeren Weichselbogen Warschau—Sandomierz zog notwendig die Hauptkräfte der russischen Heeresleitung zur Abwehr des fingierten Durchbruches zwischen Süd- und Nordgruppe auf sich und räumte sie so den k. u. k. Kräften aus dem Wege. Die ihnen gegenüber befindliche Front wurde zur weitgespannten, durch keine rückwärtigen Staffeln geschützten Abwehrflanke. Dort winkte die tatsächliche Möglichkeit des Flankenangriffs auf die nunmehr an der Weichsel stromabwärts zu denkende Russenfront. Damit waren der gemeinsamen Operation der k. u. k. Armeen und der deutschen neunten Armee die Bahnen gewiesen. Letztere, zuerst antretend, zog den russischen Schwerpunkt auf sich und fesselte ihn an die Weichsel zwischen Zawichost und Warschau. Dann hatten erstere zum strategischen Retour offensif überzugehen, ihren Gegner über den San zu werfen und im Vordringen über die Linie Kowel—Lublin die russische Weichselfront aufzurollen. Die Unbekannte in dieser strategischen Rechnung war die Leistungsfähigkeit der k. u. k. Truppen gemessen an ihrer Aufgabe. Die neunte Armee löste ihre Aufgabe am besten, wenn es ihr in raschem Vormarsch gelang, das westliche Weichselufer in die Hand zu nehmen. Die natürliche Stärke dieses Abschnitts glich ihre zahlenmäßige Schwäche gegenüber dem zu erwartenden Gegner etwas aus. Die ständige Drohung eines hinter dem dichten Vorhang einer Flußstellung sich vorbereitenden Uferwechsels band bei letzterem starke Kräfte, die am San fehlen mußten.

Die geplante Operation war eine geistvolle Ausnützung der bestehenden Lage, um dem Gegner das Gesetz des Handelns zu diktieren, seinen ursprünglichen Aufmarsch so zurecht zu rücken, daß er seine Stärken gegen Schwächen tauschte. Der russische Operationsplan zielte auf Zerreißen der Verbindung zwischen Deutschland und der Donaumonarchie. Rein militärische Erwägungen hätten den Schwerpunkt gegen den gefährlichsten Gegner, Deutschland, gefordert; fehlerhafte Vorherrschaft politischer Leidenschaften rückte ihn vor die k. u. k. Front. Entsprechend war der exzentrische Vorstoß einer schwächeren Nord-

gruppe gegen die Weichsellinie Thorn—Königsberg und der einer starken Südgruppe nach Galizien und über die Karpathen nach Ungarn hinein vorgesehen. Die äußeren Flügel dieser Gruppen lehnten sich an die Ostseeküste bzw. an das neutrale Rumänien an. Die inneren wurzelten in dem befestigten Raum der Weichsel und Narewlinie. Die nächstliegende Gegenoperation für die Mittelmächte, der Durchbruch auf Brest-Litowsk, mußte, nach Kraftverlust an den Stromsperren, in die Zange der beiden, an rückwärtigen Staffeln überreichen, russischen Heeresgruppen geraten. Er war aussichtslos, wenn er nicht in einer Stärke geführt wurde, die nach Überwältigen der Festungen noch gleichzeitiges Aufrollen beider russischer Heeresgruppen gestattete. Und dazu fehlten den Mittelmächten die Kräfte. Auch nachdem die russische Nordgruppe nach Tannenberg und der Schlacht an den Masurischen Seen vorübergehend abgetreten war, war das Gesamtbild nicht wesentlich verändert. Noch immer drohte dem Durchbruch auf Brest-Litowsk, dem russischen Analogon der französischen trouée de Charmes (siehe Seite 94), das „Cannae" im Raume Luck—Iwangorod—Warschau—Grodno. Die dazu nötigen Kräfte besaß Rußland. Die Nordflanke der russischen Südgruppe war also kein geeignetes Operationsziel. Nur das Eindrücken ihrer Südflanke versprach Erfolg. Dazu aber mußten die in Galizien stehenden russischen Korps soweit von dieser Südflanke weggezogen werden, daß sie als Stütze wegfielen, sie mußten zu dem vermeintlichen „Cannae" um Brest-Litowsk in Marsch gesetzt werden. Der Vorstoß der deutschen neunten Armee löste den Befehl hierfür aus. Rückte die Russenheere wie Schachfiguren für den Bundesgenossen zurecht. Die Leiter der deutschen Ostfront hatten den Russenführer, ohne daß er es merkte, ans Gängelband genommen.

Die Operationen der deutschen neunten Armee, vereinigt mit der k. u. k. ersten Armee, links der Weichsel begannen am 28. September; rechts des Stromes schloß sich am 4. Oktober die Masse der österreichischen Heeresmacht dem Vormarsch an. Die linksufrige Gruppe war daher vorwärts gestaffelt. Der Zweck, die Augen der russischen Heeresleitung auf sich zu lenken, wurde dadurch gefördert. Ab 4. Oktober mehrten sich die Nachrichten, nach denen der Russe Korps um Korps aus Galizien, wo er schleunigst hinter den San gewichen war, an die Weichsel jagte, um den drohenden Durchbruch auf Brest-Litowsk abzuriegeln. Sogar für offensive Abwehr durch Flankenstoß

aus dem Raume Warschau—Nowo Georgiewsk heraus nach Süden verdichteten sich die Anzeichen. Die Operation lief also wie sie sollte. Alle russischen Korps, die sich zwischen Zawichost und Nowo Georgiewsk ballten, hatte die deutsche neunte Armee dem Heere Erzherzog Friedrichs aus dem Wege geräumt. Ihre Aufgabe blieb weiterhin Einnahme des westlichen Weichselufers beiderseits Iwangorod.

Die Aufgabe, die die deutsche neunte Armee sich gestellt hatte, erwies sich als so kühn, daß unerschütterliches Vertrauen in die Überlegenheit der eigenen Führung und Truppe dazu gehörte, um sie unbeirrt durchzuführen. Mit fünf Korps gegen die rund hundertfünfzig Kilometer breite Weichselfront Jozefow—Warschau vorzuprallen, gewärtig, auf einen überlegenen Gegner in der Front zu stoßen, mit dem täglich bedrohlicher werdenden Wetterleuchten feindlicher Umfassung in der nur durch zwei Reservedivisionen und Heereskavallerie geschützten linken Flanke, grenzt als Operation an Selbstmord. General Ludendorff sagt selbst über die Aussichten der von Warschau drohenden russischen Umfassung: „Gelang der Plan, so war der Sieg Rußlands, auf den die Entente in ihren strategischen Erwägungen rechnete, sicher ..." Nur das sichere Bewußtsein der strategischen und taktischen Überlegenheit konnte die Führung vor nervösem Zusammenbruch bewahren. Das A. O. K. 9 besaß dieses Selbstbewußtsein wie die Ereignisse bewiesen.

Am 8. Oktober stand die rechte Hälfte der Armee zwischen Jozefow und Iwangorod auf die Weichsel aufgerückt. Die Brückenköpfe des Westufers waren aber noch in Feindes Hand. Die linke Hälfte der neunten Armee bog sich vor der unheilkündenden Weichselfeste Warschau bis auf Nowo Miasto zurück. Allein an der Weichsel konnte die deutsche neunte Armee den selbstgewollten Ansturm nur aushalten, wenn die Entladung des bei Warschau—Nowo Georgiewsk sich zusammenbrauenden Gewitters sich noch um Tage hinausschob. Um dies zu erreichen, schreckte das A. O. K. 9 nicht davor zurück, die schon übermäßig dünne Front noch weiter nach Norden zu dehnen und damit dort eine Stoßgruppe herauszusparen. Der letzte Landsturmmann wurde herangeholt, die Vorbereitungen für einen schließlich unvermeidlichen Rückzug getroffen. Dann schritt am 9. Oktober die deutsche neunte Armee beflügelt zu kühner Tat. Vier Divisionen stießen in das Sprungbrett des feindlichen Flankenstoßes, die Bloniestellung, hinein, in der sich bereits die ersten Russenkorps zurechtschoben. Der wuchtige Vorstoß,

Skizze 6b

der in seiner strategischen Verwegenheit sicher nicht erwartet war, drängte die überraschten Russen hinter die Forts von Warschau. Schon am 12. Oktober standen die Deutschen hart südlich der Stadt. Der Feind war in dem Aufbau seines Gegenangriffs um Tage zurückgeworfen.

Bereits fünf Tage hatte die deutsche neunte Armee den k. u. k. Armeen erkämpft zum Vormarsch über den San und Einschwenken nach Norden. Die oben erwähnte Unbekannte in der operativen Rechnung mußte jetzt ihren Wert ergeben. Der Vormarsch der deutschen neunten Armee hatte den beschleunigten Abbau der russischen Galizienfront bis hinter den San und die Freigabe Przemysls automatisch ausgelöst. Im Vormarsch bis zum San pflückten die k. u. k. Armeen wohlfeile Lorbeeren. Dann traten sie am 10. Oktober schon reichlich verspätet gegenüber der jenseits des San aufgebauten Abwehrflanke der russischen Weichselfront an ihre eigentliche Aufgabe heran. Allein die Kraft zu ihrer Lösung hatten den k. u. k. Armeen die gewitterschwülen Augustschlachten bereits entzogen. Mit der Blüte des österreichisch-ungarischen Heeres war auch sein innerer Wert in den sonnendurchgluteten Sumpfniederungen des Tanew und der Werescyca zu Grabe gegangen. In den geretteten Trümmern saß das wuchernde Krebsgeschwür des Zerfalls.

Schon stand die deutsche neunte Armee seit Tagen an der Weichsel und mit ihrer Stoßgruppe Mackensen südlich Warschau in schwerem Kampfe. Aus den Brückenköpfen von Warschau, Gora Kalwarija, Kozienice, Iwangorod, Nowo Aleksandrija und Kazimierz quoll der Russe in dichten Massen vor. Brigadeweise mußten die auf überlanger Front auseinandergezerrten deutschen Korps sich kümmerliche Unterstützung leihen. Aber an dem Ring, den sie um die russischen Brückenköpfe geschmiedet, zerschellten die wütendsten Angriffe des Feindes. Gegenüber der Gruppe Mackensen stieg die Russenflut hinter der trennenden Weichselschranke zusehends. Nur nach Tagen zählte noch die Frist, bis sie entfesselt den Eckpfeiler der deutschen Weichselfront hinwegspülen und sich drohend in deren Rücken ergießen würde. Die neunte Armee hatte der Gruppe Mackensen an Kräften zugeführt, was sie verfügbar hatte. Ein Antrag auf unmittelbare Verstärkung durch k. u. k. Kräfte fand runde Ablehnung. Die österreichische Heeresleitung verstand sich nicht dazu, „bunte Reihe“ zu machen. Später war sie froh, wenn sie es konnte; damals überwog noch das eifersüchtige Wahren

der eigenen Befehlsgewalt über die eigenen Truppen. Nur links anschließend an ihren derzeitigen linken Flügel in Gegend Jozefow wollte die k. u. k. Heeresleitung dort eingesetzte deutsche Divisionen herauslösen. Mit der Gefahr, die eine Ablösung an der in heftigem Kampfe stehenden Front bei Iwangorod heraufbeschwor, schien ihr der ideelle Wert ihrer Einheitsfront nicht zu teuer erkauft.

Tag um Tag Zeitgewinn erkämpften die deutschen Korps in immer bedrohlicherer Lage dem Bundesgenossen für seinen Entscheidungsstoß. Aber er vermochte nicht den Fuß über den San zu setzen. Zehn Tage waren verstrichen seitdem die deutsche neunte Armee die Weichsel erreicht und die Last der Russenstürme auf sich genommen hatte, eine Woche, seitdem die k. u. k. Armee am San ergebnislos kämpften, da war die Lage der Gruppe Mackensen dicht vor der feindlichen Ausfallspforte unhaltbar geworden. Aber bis zur letzten Möglichkeit wollte die deutsche neunte Armee ausharren, um die Heere Erzherzog Friedrichs zu entlasten. Noch einmal, wie am 9. Oktober, sollten dem russischen Flankenstoß die Grundlagen entzogen werden, der Geduld Großfürst Nikolais eine erneute Mehrbelastung aufgebürdet, dem Bundesgenossen noch einmal Zeitgewinn errungen werden. Ein zweitesmal in den feindlichen Aufmarsch hineinzustoßen, seinen Aufbau zu stören, ging nicht mehr an. Die Werke Warschaus und die Weichsel verboten die Erneuerung des offensiven Aushülfsmittels vom 9. Oktober. So blieb denn nur ein Absetzen der deutschen Abwehrflanke übrig. Anstatt wie bisher erst bei Piaseczno, bog jetzt der Nordflügel sich schon bei Magnuszew nach Westen um, faßte hinter dem Abschnitte der Pilica festen Fuß. Die Gruppe Mackensen wurde soweit nach Südwesten zurückgenommen, daß sie den bei Wyszogrod zu suchenden Flügel der russischen Umfassungsgruppe bei seinem über Sochaczew—Skiernewicze zu erwartenden Vorbrechen, ihrerseits flankierte. So war dem Flankenstoß, mit dem Großfürst Nikolai die Entscheidung bringen sollte, ein Kessel bereitet, in dem er zwar nicht den Untergang, wohl aber langwieriges Hinziehen finden mußte. Wieder wurde dem österreichischen Angriff am San eine kostbare Woche geschenkt. Noch am 26. Oktober war der russische Vorstoß aus Warschau mit der Gruppe Mackensen bei Nowe Miasto in zähe Kämpfe verstrickt, sogar seinerseits durch die von den Österreichern bei Jozefow und Kazimierz herausgelösten Teile von Radom her in der Flanke bedroht. Aber noch immer mühten sich die österreichisch=

Skizze 6.

ungarischen Armeen erfolglos am San. Unerschüttert stand die russische Flankenwehr, behielt sogar genügend Kraftüberschuß, um ihrerseits den San zu überschreiten.

Da fand am 26. Oktober die zur Unerträglichkeit gesteigerte Spannung bei der deutschen neunten Armee ihr Ende. Die um nichttaktischer Gründe willen vom k. u. k. A.O.K. mit der Ablösung im Raume von Iwangorod erzwungene Krise fand ihr Schicksal. Der Russe hatte die Ablösung erkannt und genützt. Was ihm dem Garde-Reservekorps gegenüber mißraten, gelang ihm den ablösenden Österreichern gegenüber. Er schlug sie und warf sie auf Radom zurück. Damit war die Lage der deutschen neunten Armee unhaltbar geworden. Zu dem von Warschau auf Skiernewicze, Rawa und Nowe Miasto auf ihren Nordflügel ausstrahlenden Feinddruck gesellte sich der aus Iwangorod gegen ihren Südflügel gerichtete Stoß. Ein „Cannae" reifte heran. Am 27. Oktober wurde der Rückzugsbefehl für die neunte Armee ausgegeben. Eine glänzend angelegte und in allen Vorstadien wider Erwarten gelungene Operation endigte mit einem Mißerfolg, weil der zur Entscheidung berufene Mitspieler an seiner Aufgabe erlegen war.

Der Rückzug führte die deutsche neunte Armee in allgemein südwestlicher Richtung hinter die Warthe in die Linie Czenstochau—Sieradz. Nach Norden anschließend zog sich wieder der lichte Schleier der Grenzschutztruppen bis zum Anschluß an die bei Mlawa und nördlich Lyck selbst wieder in schwere Kämpfe verwickelte deutsche achte Armee. Südöstlich waren die k. u. k. Heere bis auf die Karpathen und Krakau gewichen. Durch den Fehlschlag des Feldzuges in Südpolen war die Gefahr von Anfang September neu erstanden. Wieder drohte der völlige Zusammenbruch Österreichs, die Sprengung der deutschen und österreichischen Streitkräfte durch einen über Krakau und Breslau vordringenden Russenkeil. Die Lage erforderte baldige Wiederherstellung. Befähigt war dazu nur die deutsche neunte Armee. Das lehrten die Kämpfe um die San—Weichsellinie vom Oktober 1914.

Skizze 6d

Aus ihrer jetzigen Stellung heraus konnte die deutsche neunte Armee diese Aufgabe nicht lösen. An der von Kolomea bis Czenstochau langgedehnten österreichisch-ungarischen Front klebte sie als Verlängerungsstück zwischen Czenstochau und der Bahnlinie Lodz—Kalisch. Der über Kutno—Dombe vordringende russische Nordflügel überragte sie noch um ein Beträchtliches. Ein Retour offensif hätte die neunte Armee

auf die russische Front geführt, wäre mit Rücksicht auf die zweifelhafte Mitwirkung der k. u. k. Nachbarn von vornherein zum Mißerfolg verurteilt gewesen. Eine Operation konnte entscheidenden Erfolg nur in der feindlichen Flanke suchen. Und die Grundlage zu dieser Operation hatte der sonst ergebnislose Vorstoß nach Südpolen der deutschen neunten Armee in der strategischen Verzerrung des ursprünglichen russischen Operationsentwurfs als einzige Frucht bewahrt (siehe Seite 130). Der Schwerpunkt der russischen Südgruppe war mit dem Vorstoß der deutschen neunten Armee am 28. September aus Galizien an die Weichsel gerutscht. Und er verblieb dort. So reiften der deutschen Führung immer noch Früchte aus ihrem Entschluß vom Ende September. Noch immer beschritt die russische Heeresleitung die Bahnen, die ihr jener Entschluß gewiesen, hatte sie zu dem wohlüberlegten Weg ihres Operationsentwurfs noch nicht zurückgefunden. Der wohl nicht allein mit französischem Gelde erbaute, sondern auch von französischer Strategie ersonnene Ankergrund für den rechten Flügel der russischen Nordgruppe, die Festungsgruppe Iwangorod—Warschau verlor damit ihre bestimmungsgemäße Funktion. Mit dem Vordringen der russischen Hauptkräfte über Kielce—Lodz gab Nikolais Nordflügel die sichere Anlehnung auf und übernahm nunmehr im Übermut des Siegers die Rolle Klucks. Was Ende September (siehe Seite 129) nur scheinbare Ähnlichkeit war, das wurde Anfang November strategische Parallele. Beiderseits der Weichsel klaffte zwischen dem Wartheknie bei Kolo und dem Südflügel der russischen Nordgruppe bei Mlawa eine rund hundert Kilometer breite Lücke. Nikolais rechter Flügel hing in der Luft. Der deutschen neunten Armee bot sich aus dem Raum von Thorn heraus die Rolle Maunourys.

Doch trotz aller Ähnlichkeit der Lage mußte der Entschluß der deutschen Führung im Osten nicht nur von viel größerer Kühnheit und Verantwortungsfreudigkeit getragen sein, als der Joffres, sondern auch in seiner Ausführung war eine Krise zu überwinden, wie sie dem Marschall Frankreichs erspart blieb. Denn in erster Linie besaß hier der Angreifer eine erdrückende Übermacht, während im Westen die Zahl für die Entente gewesen war. Vor Krakau und an der Grenze Oberschlesiens trat dem im Zentrum drohenden Durchbruch keine aus Kerntruppen zusammengesetzte Armee Foch angriffsweise und kräftebindend entgegen, sondern erschütterte k. u. k. Truppen und schwache, auf über-

große Front gedehnte deutsche Kräfte boten übermächtigem Feind die Stirn. Und die deutsche Flankengruppe war nicht wie Maunourys Armee schon Wochen zuvor aus frischen Kräften gebildet, war nicht von Anfang an in ihrem Operationsstreifen auf dem Flügel des Gesamtheeres aufmarschiert, sondern hier mußten aus schweren, wochenlangen Kämpfen soeben herausgerissene, in Eilmärschen durch Polens Ödland zurückgehetzte Truppen im Flankenmarsch vor der Front des Verfolgers 200 Kilometer weit verschoben werden. Der Neuaufbau erforderte eine gewisse Frist, die dem Druck des verfolgenden Feindes abgerungen werden mußte. Die planmäßige Zerstörung der Bahnen und Straßen zwischen Weichsel und Landesgrenze hemmte die russische Verfolgung in dem erforderlichen Umfange. Eine glänzende organisatorische Leistung General Ludendorffs hatte die vielartigen Formationen der Ersatzbehörden und Festungsbesatzungen des Ostgebiets in kürzester Frist zu kampfkräftigen Divisionen zusammengeschweißt und so das Mißverhältnis der Zahl etwas gebessert. Da aber die Fata Morgana des Durchbruches von Ypern und Calais der deutschen Ostfront keine Verstärkungen aus dem Westen zukommen ließ, war es trotzdem notwendig geworden, auch Kräfte der deutschen achten Armee zu der Stoßgruppe der neunten Armee zu verschieben, um ihrem Stoße eine zur operativen Entscheidung wenigstens annähernd ausreichende Wucht zu verleihen. Die gelichtete Front der achten Armee konnte so dem gewaltig gewachsenen Druck Rennenkampfs im Grenzland nördlich Lyck nicht mehr widerstehen und wurde schrittweise auf eine strategische Stellung zurückgenommen, die hinter der ostpreußischen Seenkette und der Angerapp vorbereitet war. Ihr Flankenschutz südlich Soldau, das aus Landsturm und Festungsbesatzungen zusammengewürfelte XVII. Reservekorps, mußte diese Thermopylenstellung bis aufs äußerste gegen den von Mlawa ausgehenden Druck behaupten. Mußte dadurch planmäßig die nördlich der Weichsel befindlichen Feindkräfte auf sich ziehen und so der Operation der deutschen neunten Armee fernhalten.

Am 10. November standen fünfundeinhalb Korps und fünf Kavalleriedivisionen der deutschen neunten Armee zwischen Warthe und Weichsel an der Grenze der Provinz Posen aufmarschiert. Der Oberbefehl über die achte und neunte Armee war dem Generaloberst v. Hindenburg als „Oberbefehlshaber Ost“ übertragen worden. Die strategische Atempause war verstrichen. Der Russe war herangekom-

men und griff zunächst im Norden an. Bis Mitte November hatte er die geschwächte deutsche achte Armee in die Angerappstellung, das XVII. Reservekorps vom Mlawa auf Soldau zurückgedrückt. Vor der sprungbereiten neunten Armee und vor der dünnen Abwehrfront von Krakau über Czenstochau bis Kalisch bestand erst stellenweise Gefechtsberührung, meist mit russischer Heereskavallerie. Am 11. November trat die deutsche neunte Armee gegen die Linie Dombe—Lowicz an und stieß auf einen völlig überraschten Feind.

Die Operation mußte den russischen rechten Flügel von Warschau abzudrängen und damit die russische Front nördlich Krakau gegen die Weichsellinie Krakau—Zawichost zurückzudrehen suchen. Dies hätte die Vernichtung aller im Weichselbogen zwischen Krakau und Thorn stehenden russischen Kräfte herbeigeführt. Das erste Operationsziel waren daher die von Lodz und Petrikau auf Warschau führenden Bahnlinien. Am 17. November waren die rechten drei deutschen Flügelkorps bis dicht westlich und nördlich Lodz vorgedrungen und standen dort in günstigem Kampfe gegen starken, feindlichen Widerstand. Weiter nördlich war das XXV. Reservekorps bereits über Brzeziny hinaus nach Süden vorgedrungen. Das linke Flügelkorps deckte die Nordflanke der deutschen neunten Armee gegen die bereits aus dem Raum Nowo Georgiewsk her fühlbare Einwirkung der vom XVII. Reservekorps bei Soldau nicht gefesselten Feindkräfte. Der Ankerpunkt des russischen Nordflügels, Lodz, war bereits von Westen, Norden und Osten umstellt. Mit seinem Zusammenbruch winkte der Einsturz der Russenfront bis Krakau. Die Marneschlacht schien sich zu wiederholen. Die dramatische Spannung hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Aber im Gegensatz zu der deutschen O.H.L. vom 6. September standen der russischen Heeresleitung fast unerschöpfliche Kraftquellen zur Verfügung, und sie wußte sie zu nützen. Die geringen Kräfte des deutschen Flankenschutzes bei Soldau und der Front zwischen Krakau und Kalisch reichen wohl eben aus, um sich mühsam zu behaupten, nicht aber, um namhafte Kräfte zu binden. Die russische Heeresleitung hatte ihnen gegenüber völlig freie Hand, konnte den Angriff nach Belieben unterbrechen und die damit freigewordenen Kräfte nach Warschau und Lodz werfen. Die zwischen Lodz und Lowicz zuerst geschlagenen Divisionen hatte die eiserne Faust des Großfürsten bei Warschau festgehalten und zum Gegenangriff auf Skiernewicze herumgeworfen. So

wuchs plötzlich der Widerstand der Russen gewaltig, und von Skierniewicze und Bahnhof Koljuschki her wurde das im Rücken von Lodz kämpfende deutsche XXV. Reservekorps plötzlich selbst im Rücken angepackt. In wenigen Tagen erstand ein eiserner Ring um das dem Untergang geweihte Korps. Aber die taktische Überlegenheit der deutschen Truppe schlug dem schon frohlockenden Feldherrn des Zaren ein Schnippchen. Der bereits Umstellte brach aus und entschwand noch mit seiner ganzen Beute und über zehntausend Gefangenen den Blicken des verblüfften Gegners. Wenn aber auch dem russischen Gegenangriff der taktische Erfolg zwischen Lippe und Kelchesrand entzogen ward, sein strategischer Erfolg blieb. Der russische Flügel bei Lodz teilte nicht das Schicksal Klucks, seine Mitte nicht dasjenige Bülows. Einer Operation, die an Kühnheit und Konsequenz die Klarheit Schlieffenscher Gedanken zeigt, deren Ausführung taktische Erfolge zeitigte, neben denen der plumpe Vorstoß der französischen sechsten Armee über Nanteuil und Dammartin verblaßte, blieb der verdiente Erfolg versagt, wie er der weit geringeren Feldherrnleistung eines Joffre beschieden war. Denn die Überlegenheit der Zahl war hier nicht, wie an der Marne auf Seite des Umfassenden, sondern auf seiten des Umfaßten; ja, der erstere war so in seinen Mitteln beschränkt, daß dem klaren Blick die nötigsten Muskelkräfte fehlten, deren er zur Vollendung des Willens bedurfte. Eine Flankenoperation, der an keiner Stelle der Front Fesselung feindlicher Kräfte den Weg zu erleichtern vermochte, mußte bald den feindlichen Schwerpunkt auf sich ziehen und davor festlaufen. Die übermächtige Zahl hatte dem Großfürsten eine Marneschlacht erspart, befähigte ihn sogar zu sofortiger Wiederaufnahme der Offensive, deren Schwerpunkt jetzt natürlich durch das Auftreten der deutschen neunten Armee noch weiter wie bisher nach Norden schnellte. Allein die neunte Armee hielt, wenngleich auf ihrem linken Flügel südlich Plotzk schwer bedrängt, das Gewonnene fest.

Ende November war der letzte Versuch der deutschen O.H.L. zur Operation in der Ypernniederung verebbt. So wurden Kräfte für den Osten frei. Einer Wiederaufnahme der von der neunten Armee am 11. November begonnenen Operation fehlte aber jetzt die Voraussetzung der offenen russischen Nordflanke. Längst war die Lücke zwischen Lodz und Weichsel, stromabwärts Warschau, geschlossen durch Kräfte, die das XVII. Reservekorps bei Soldau, trotz eines Offensivstoßes auf

Ciechanow und Przasnysz, nicht zu binden vermocht hatte. So konnte die Erstarkung der deutschen neunten Armee nur in frontalem Abringen die Russen aus Lodz und Lowicz und, als die k. u. k. Heere in der Schlacht von Limanowa um Nasenlänge siegten, auch zwischen Czenstochau und Lodz, hinter die Nida, Pilica, Rawka und Bszura drücken. Nördlich der Weichsel konnte der Russe sich südlich Mlawa und Wloclawek behaupten. Die Front erhielt daher einen zweimaligen Bruch, der in der Weichselstrecke Wyszogrod—Wloclawek für beide Teile eine verwundbare Flanke schuf. In Ostpreußen hielt die deutsche achte Armee in ihrer Stellung Stand; in Galizien wich der Russe hinter den Dunajec, dagegen gelang es nicht, Przemysl zum zweitenmal zu entsetzen. Sanaufwärts blieb die Russenfront in den Karpathen fest verankert. Die Entwicklung des Westens begann sich auf den Osten zu übertragen. Noch zuckte der Bewegungskrieg in nutzlosen, örtlichen Gefechten da und dort auf, dann überwucherten auch hier Grabengewirr und Drahtverhaue seine Grabstätte. Wenngleich das Mißverhältnis der Zahl kein neues Tannenberg im Weichselbogen südlich Warschau hatte gelingen lassen, so ist doch das tatsächliche Ergebnis der Feldzüge in Süd- und Nordpolen eine Tat ersten Ranges. Wie bei Tannenberg die erste, so wurde bei Iwangorod und Warschau und dann bei Lodz der zweite Sturmbock des russischen Operationsentwurfs, die Südgruppe (siehe Seite 130 ff.), zu Fall gebracht. Rußlands Kriegsplan, und mit ihm die Hoffnungen der Entente, lagen zerbrochen. Der Geist hatte über die Masse gesiegt, Deutschland hatte die Männer, die das Erbe eines Moltke und Schlieffen zu verwalten wußten. Es hatte die Persönlichkeit eines Hindenburg, den großzügigen, energischen Organisator Ludendorff und den feinen Strategen Hoffmann. Warum war diesen nicht von Anfang an die Leitung der Gesamtoperationen übertragen worden?

15. Kapitel.

Erste Phase des Stellungskriegs im Osten. Russischer Druck gegen Ungarn. Geplante Großoffensive des russischen Nordflügels. Deutsche Vorbeugungsoffensive, Winterschlacht in Masuren. Wiederherstellung des Gleichgewichts

Seit der zweiten Hälfte des Dezember 1914 lag die Ostfront von den Karpathen bis zum Kurischen Haff in den Fesseln des Stellungs-

krieges. An der Galizienfront rang sich der Russe beharrlich durch zähe Grabenkämpfe auf den Karpathenkamm hinauf. Die strategische Südflanke der Verbündeten in Ungarn drohte sich zu öffnen. Deutsche Streitkräfte mußten der Verteidigung der k. u. k. Truppen zugeführt werden. Der nunmehr ruhigen Stellungsfront der deutschen neunten Armee konnten sie entnommen werden. Als deutsche Südarmee traten sie in den Karpathen in die Reihe der österreichisch-ungarischen Korps ein.

Die k. u. k. Heeresleitung beabsichtigte, den russischen Druck offensiv zu brechen und gleichzeitig Przemysl zu entsetzen. Zu einer Überflügelung reichten indessen die Kräfte am Südflügel der Verbündeten trotz der Bildung der Südarmee nicht aus. Es wäre neue Kraftzufuhr aus den deutschen Reservequellen erforderlich gewesen. Hier waren allerdings drei neugebildete Korps verwendungsfähig geworden. Allein die unsichere Operation in den Karpathen rechtfertigte den Einsatz dieses kostbaren Materials schwerlich. Denn das wege- und bahnarme Waldgebirge der Südkarpathen war eine zu schlechte Ausgangsstellung. Auf ihre eigenen Kräfte und die der deutschen Südarmee angewiesen, konnte die k. u. k. Heeresleitung nur in frontalem Vorstoß auf Przemysl das Kriegsglück versuchen. Im Januar trat sie zwischen Duklapaß und Uszokerpaß an, fiel aber bald in die Defensive zurück.

Auch in Ostpreußen drängte die Not. Großfürst Nikolai plante, in je einem Gewaltstoß von Kowno und Mlawa auf Graudenz die Vernichtung der achten Armee. Glücklicherweise vollzogen sich die Vorbereitungen mit russischer Schwerfälligkeit. Dem drohenden Schlag mußte das Oberkommando Ost zuvorkommen. Die drei neugebildeten Korps und ein viertes, im Westen freigewordenes, wurden ihm zugeführt. Die deutsche neunte Armee gab ebenfalls Kräfte für die mit Durchführung der Offensive betrauten achten und neu eingeschobenen zehnten Armee ab.

Skizze 7

Noch bot sich die russische Nordflanke für einen Flankenstoß. Sie lehnte sich nur lose an den Njemen. Die Ereignisse in Ostpreußen, Süd- und Nordpolen hatten nun gezeigt, daß die einseitige Umfassung der Feindflanke allein in der Regel zunächst einen örtlichen taktischen Erfolg zeitigte, daß der Gegner aber den weiteren Auswirkungen sich durch rechtzeitiges Ausweichen der Front unschwer zu entziehen vermochte. Das damit dem Angreifer überlassene Gelände stellte einen mehr ideel-

len als praktischen Gewinn dar. Dem Oberkommando Ost stand klar der grundsätzliche Leitgedanke jeder Operation vor Augen, nämlich die Vernichtung feindlicher Streitkräfte. Sie war in einem strategisch entscheidenden Umfange der einseitigen Umfassung südlich der Masurischen Seen und nördlich Lodz versagt geblieben. Das „Cannae" war nicht zustande gekommen. Dagegen war es der doppelten Umfassung bei Tannenberg beschieden gewesen. So faßte das Oberkommando Ost den genialen Entschluß, eine solche, wenngleich sie sich nicht wie bei der Armee Ssasonow durch zwei nicht angelehnte Flügel anbot, durch Kombination von Umfassung und Durchbruch zu erzwingen. Für letzteren bot sich eine geeignete Frontstelle. Aus der Johannisburger Heide sollte die Durchbruchsgruppe auf Johannisburg vorstoßen und, unter Bildung einer Schutzflanke nach Süden, am Südrand des Augustower Waldes entlang die Richtung auf Grodno nehmen. Die Umfassungsgruppe sollte von Tilsit aus scharf am Njemen vordrückend, dann über die Linie Stallupönen—Mariampol auf Suwalki und Grodno eindrehend den Kessel von Norden schließen. Zwischen Spirding-See und Gumbinnen wurde dem zu erwartenden Ausweichen des Gegners das Bleigewicht starken Frontalangriffs angehängt.

Die operativen Möglichkeiten wuchsen ins Unbegrenzte. Gelang der kühne Plan, so drohte zunächst starken Feindkräften der Untergang in der Kesselschlacht. Weiterhin wurde die feindliche Front diesmal nicht nur zurückgedrängt und umgebogen, sondern der katastrophale Einsturz ihres Nordflügels auf rund hundertfünfzig Kilometer Breite brachte alles, was nördlich der Weichsel stand, in ernste Gefahr. Allerdings standen in den bei Mlawa für die eigene Offensive sich sammelnden Korps noch Kräfte zu großzügiger Abwehr zu Gebote. Allein, wurden auch sie in den Strudel des Verhängnisses hineingezogen, konnte die befestigte Narewlinie nicht die Rolle der côte lorraine nach der Lothringer Schlacht durchführen und konnte schließlich der Flankenstoß der bei Kowno sich sammelnden Russenarmee die Lage auch nicht wieder herstellen, so wuchs das Verhängnis auch auf dem Ostufer der Weichselstrecke Warschau—Iwangorod für das Russenheer hinter der Bzura, Rawka, Pilica und Nida. Doch dies waren hochfliegende Pläne. Ihre Verwirklichung erforderte beträchtlichen Kräfteaufwand. Denn die am Narew und bei Kowno sich kristallisierenden Russenmassen mußten dem solchermaßen aufs ganze gehenden Flankenstoß noch schwer in die Arme

fallen. Erst wenn sie abgeschüttelt wurden, gewann der Stoß unmittelbaren Einfluß auf die gesamte Ostfront.

Doch zu großzügiger Kräfteverschiebung vom Westen nach dem Osten hatte die deutsche O.H.L. sich noch nicht verstehen können. Noch hatte die Erkenntnis sich nicht Bahn gebrochen, daß im Westen dem Bewegungskrieg nur eine kurze Phase feldmäßigen Stellungskrieges gefolgt war und dann rasch die weit stabilere Form des reinen Festungskrieges sich herausgebildet hatte. Daß, nachdem auch in der Ysersenke beide Gegner in der Erde verschwunden waren und damit die Flankenoperation aus der Zahl der Möglichkeiten ausschied, dort die Rückkehr zur Operation nur noch möglich war, wenn es gelang, die feindliche Front ins Rollen und dann zum Auseinanderfallen zu bringen. Allein diese stand bereits „festgemauert in der Erden". Für den Angriff auf die gewissermaßen zwischen Nordsee und Schweiz aufgerollten Verteidigungsanlagen einer riesenhaften Gürtelfestung fehlten dem deutschen Feldheer die erforderlichen technischen Angriffsmittel noch völlig. Anders lagen die Dinge im Osten. Auch hier hatte Mitte Dezember das Hin und Her der Bewegungen in einem beiderseitigen Ermattungszustand ein vorläufiges Ende gefunden. Auch hier hatte der Grabenkrieg auf dem Nährboden operativen Stillstandes sofort Wurzel geschlagen. Aber er hielt sich noch in feldmäßigen Formen. Die Technik, vor allem die artilleristische Versteifung der Verteidigung war dem östlichen Gegner nicht annähernd in dem Umfange möglich, wie dem industriell unbeengten Westgegner. Die Front war noch nicht zu einem lückenlosen Ganzen zusammengewachsen, bot sogar noch eine unangelehnte Flanke als Angriffspunkt. Hier war also das Trägheitsmoment des bestehenden Zustandes noch gering. Um den Stein ins Rollen zu bringen, war nicht der Widerstand wie im Westen zu überwinden. Allein diese Erkenntnis, aus der logisch folgerte, den Schwerpunkt der Gesamtoperationen ohne Zeitverlust nach dem Osten zu verlegen, hatte, wie gesagt, noch nicht Gestalt gewonnen. Es sollte damit noch bis zum Frühjahr 1915 dauern. So spielte die Offensive der deutschen achten und zehnten Armee im Bild der Gesamtoperationen nur die Rolle eines taktisch offensiven Gegenzuges im Rahmen strategischer Defensive. Nicht die Rolle des operativen Kernes einer entscheidungsuchenden strategischen Offensive. Obgleich die Lage, wie oben ausgeführt, in seltener Gunst die Grundlagen dafür bot. Dieser Rollen=

verteilung entsprach denn auch die Kräfteausstattung aus den Gesamtmitteln der O.H.L., und damit waren die Wirkungsmöglichkeiten der deutschen Offensive letzten Endes gegeben.

Der Aufmarsch gelang unentdeckt. Ein Ablenkungsangriff der deutschen neunten Armee bei Bolimow am 31. Januar zog trotz mäßigen Erfolges die Augen der Russen in gewünschtem Maße auf sich. Dann begann der Angriff der deutschen achten und zehnten Armee am 7. Februar 1915. Die Witterung türmte der taktischen Durchführung fast unüberwindliche Hindernisse auf. Nach den wilden Winterstürmen der Anfangstage, die Straßen und Eisenbahnen mit mannshohen Schneewehen sperrten, verwandelte Tauwetter Wege und Gelände in zähklebenden Morast. Die Geschütze quälten sich mit zehn bis zwölf Pferden hinter der durch knietiefen Erdbrei watenden Infanterie drein. Die Kolonnen blieben ganz stecken. Nur erbeutete Vorräte des Feindes retteten die Operation. Für die Leistungen der Truppe ist die Sprache zu arm an Begriffen des Lobes und der Anerkennung. Ihr unbeugsamer Wille überstand alle Schwierigkeiten der Natur, ihre Tapferkeit und Gefechtskraft bahnte der Operation die Wege durch oft weit überlegenen Feind hindurch.

In der ersten Woche hatte die Durchbruchsgruppe bis zur Linie Raigrod—Lyck, die Umfassungsgruppe bereits bis zur Linie Nordrand Romintener Heide—Kalwarija eingedreht. Schwächere Teile sicherten gegen die Russengruppen hinter Narew und bei Kowno. Allein die deutsche Front vermochte das Ausweichen der Feindfront nicht in erwünschtem Umfange zu hemmen. Trotz der Angriffe, die sich an sie klammerten, war diese bis zur Linie Lyck — westlich Marggrabowa — Südrand der Romintener Heide zurückgeglitten. Am weitesten war die deutsche Umfassung im Norden gediehen. Südlich stand sie zwischen Raigrod und Lyck erst 25 Kilometer in der Flanke des russischen Heeres. Die russische Führung faßte daher den richtigen Entschluß, von rechts nach links abzubauen. Der Russe wich rasch vor den breitklafternden Kolonnenanfängen der deutschen zehnten Armee in den bedenklichen Schutz des Augustower Waldes. Am 14. Februar bereits war der russische Nordflügel darin verschwunden, als erst der Südflügel die zäh verteidigte Nachhutstellung bei Lyck, den Drehpfeiler der Ausweichbewegung, aufgab. Die noch nicht weit genug vorgedrungene Überflügelung der deutschen Durchbruchsgruppe erlaubte dem Russen noch den Rückzug durch den Südteil des Augustower Waldes hinter den Bobr.

Die russische Rechnung schien zu stimmen. Der Mitte winkte die schützende Bobrlinie, dem rechten Flügel die Festung Grodno und der Njemen. Allein nun zeigte sich der Faktor des Geländes. Hatte bis zum 14. Februar der russische Nordflügel das Rückzugstempo so einhalten können, daß es der deutschen Umfassung trotz Anspannung aller Kräfte nicht gelang, auf dem Ostflügel merklich zu überholen, so mußte sich nunmehr der Russe den deckenden Schein des Augustower Waldes mit einer Einbuße an Marschleistung erkaufen, die in letzter Stunde die Wage zu seinen Ungunsten neigte. Während seine Kolonnen, die er bisher breitgefächert auf Straßen und Wegen und sogar querfeldein hatte zurückeilen lassen, in dem wegearmen Riesenforst sich auf die wenigen Abflußkanäle zusammenstauten, griff die deutsche Umfassung östlich daran vorbei und schloß die Ostränder des Waldes zwischen Lipsk und Seiny ab. Heftige Vorstöße aus Grodno in den Rücken dieser kühnen Bewegung vermochten nicht, sie vom Rückzugsweg des flüchtenden Russenheeres herunterzudrängen. Auch die mit russischer Schwerfälligkeit sich entwickelnden Entlastungsstöße von Kowno und der Narewlinie her konnten auf die taktische Entscheidung keinen Einfluß mehr gewinnen, wenngleich sie nachher ihren strategischen Ausbau entscheidend unterbanden. In den letzten Februartagen war der Todeskampf der im Augustower Forst eingepferchten Russenkorps zu Ende.

Der erste Abschnitt der deutschen Operation war planmäßig verlaufen. Die Feindfront nördlich des Spirdingsees war weggewischt. Die feindlichen Streitkräfte waren um rund 150 000 Mann und Massen schwer ersetzbaren Geräts geschwächt. Die Operation trat in die zweite Phase. Ihre strategische Auswirkung mußte eingeleitet werden. Bevor aus dem unerschöpflichen Vorrat der russischen Heeresleitung aus Südpolen und Galizien herangeführte Reserven am Bug sich dem Vorstoß entgegenwerfen konnten, mußte die nördlich der Weichsel zwischen Wloclawek und Lomza stehende Feindfront samt der zur Offensive versammelten Narewgruppe durch Umgehung östlich des Narew entwurzelt und beim Rückzug möglichst am Narew abgeschnitten und vernichtet werden. Dies erforderte rasches Vordringen der deutschen achten Armee in den Rücken von Ostrolenka und Lomza. Griff die Umfassung bereits frühzeitig südlich Ostrolenka herum, so verblieb den Russenkorps im Weichsel—Narewbogen nur noch die Bahnlinie Mlawa—Warschau zum Abfluß. Das von Ostrolenka über Tluszcz, Malkin und

Lapy—Bialystok auf Nowo Minsk, Siedlce und Brest-Litowsk ausstrahlende Bahnbündel war aber gesperrt, die Masse damit abgeschnitten. Die Flankenbewegung der deutschen achten Armee mußte also rasch über die Bobrlinie und den Narew zwischen Wizna und Bialystok hinweg beiderseits der Straße Ossowiec—Zambrowo—Ostrow Raum gewinnen. Der Schwerpunkt der Operation rückte von der deutschen zehnten Armee aus dem Raum von Augustow—Grodno zu der deutschen achten Armee in den Raum Lomza—Bialystok. Allein die einleitende Vorstufe, das Erzwingen der Bobrlinie, mußte die achte Armee noch mit den zunächst verfügbaren Kräften vollbringen, solange noch im Augustower Forst die Schlußkämpfe tobten. Erst nach deren Ende konnte die deutsche zehnte Armee sich auf die Abwehr der von Kowno her zu erwartenden Angriffe beschränken, hierzu erforderlichenfalls auf eine zwischen Augustow und dem Njemen vorbereitete Stellung ausweichen und an die deutsche achte Armee starke Kräfte abgeben.

Bereits diese Anfangszüge der Operation liefen sich fest. Die deutsche achte Armee besaß ohne Verstärkungen nicht die Kraft, um die von Natur starke, durch das herrschende Regenwetter noch schwieriger gewordene Sumpflinie des Bobr zu öffnen. Die breite Sumpfzone, die sich der Westfront von Ossowiec vorlagerte, rückte die schwere deutsche Angriffsartillerie so weit von ihr ab, daß sie so gut wie ausgeschaltet war. Und ohne starke Artilleriewirkung bot sich dem Infanterieangriff keine Aussicht auf Erfolg. Jeder Tag, um den sich das Unterlaufen der Narewlinie hinausschob, sah gleichzeitig den erwarteten russischen Gegendruck auf die Front Myszyniec—Stawiski, der am 21. Februar einsetzte, im Wachsen. Was der deutschen achten Armee über den Bobr hinweg nicht gelingen sollte, schien das Kriegsglück der ursprünglich nicht zur Hauptrolle berufenen Armeeabteilung Gallwitz zwischen Weichsel und Orzyc in die Hände spielen zu wollen. Ihr an sich nur auf Kräftebindung zielender Angriff gewann östlich Mlawa unerwartet Raum und nahm am 22. Februar Przasnysz in Besitz. Allein schon in den nächsten Tagen griff die strategische Gegenoffensive Großfürst Nikolais aus der Narewlinie heraus vom Raum um Lomza auf den Raum Ciechanow—Przasnysz über. Die Armeeabteilung Gallwitz wurde in die Verteidigung gedrängt und fing in hin- und herwogenden Kämpfen, die den ganzen März andauerten, den feindlichen Gewaltstoß auf. Allein zur Lösung dieser Aufgabe hatte sie sowohl als auch der nördlich Lomza stehende

rechte Flügel der deutschen achten Armee fast alle bei der deutschen zehnten Armee freigewordenen Kräfte verschlungen. Dem am Bobr festgenagelten Entscheidungsflügel der achten Armee konnte nicht die gewünschte Stärkung zuteil werden. Der Angriff auf Ossowiec und die Bobrlinie mußte eingestellt werden. Weiter nördlich erfüllte die deutsche zehnte Armee, zum Teil in kräftigem Gegenangriff, ihre Aufgabe. Die Angriffe der ursprünglich zum erneuten Vorstoß auf Königsberg versammelten russischen Njemenarmee von Olita und Kowno her brachen sich vor ihrer Front. Ein Einbruch russischer Reichswehrhaufen in Tauroggen und Memel, der bald zurückgeworfen wurde, war nur eine Heimsuchung der dortigen Bevölkerung ohne strategischen Einfluß.

Die Operation, die in der Winterschlacht von Masuren ihre erste taktische Frucht zeitigte, hatte das Ende gefunden, das durch das zugebilligte Aufgebot notwendig bedingt war. Die deutsche O.H.L. hatte — vielleicht in Verkennung dessen, was sich dem vorausschauenden Blick eröffnete — dem Oberkommando Ost nur so viel Kräfte überwiesen, um durch zuvorkommenden Angriff mit strategisch begrenztem Ziel die sich vorbereitende russische Generaloffensive sprengen zu können. Dies war dann in unübertrefflicher Weise gelungen. In die feindlichen Menschenmassen war eine klaffende Bresche geschlagen, Ostpreußen östlich der Angerapp endgültig vom Feinde befreit worden. Aber zu strategischem Ausbau der glänzend eingeleiteten Bewegung, für den sich selten günstige Voraussetzungen boten, reichten die Kräfte nicht aus. Der russische Gegenangriff am Narew gegen die Linie Mlawa—Johannisburg zehrte die auf dem Schlachtfelde zwischen Augustow und Grodno für Operationszwecke freigemachten Divisionen auf. Das Angebot der Kriegsentscheidung im Osten wurde ausgeschlagen, um ein Vierteljahr später erst gesucht zu werden. Dazwischen breitete der Stellungskrieg wieder seine Ruhe über die endlosen Fronten in Polen und Westgalizien. Die in schneeverwehten Forsten und meilenweiten Sümpfen hoffnungsvoll eingeleitete Operation blieb Episode.

16. Kapitel.

Der deutsche Präventivangriff im Osten 1915.

In Ostgalizien war keine Ruhe eingetreten. An der Karpathenfront war die Offensive nach kurzer Dauer aus der Hand der k. u. k. Truppen (siehe Seite 141) wieder in die des Russen übergegangen. Przemysl fiel

Skizze 8

am 19. März. Der russische Druck wuchs während der Schlachten in Masuren und vor der Narewlinie stetig. Die Gefahr eines Einbruches in Ungarn und damit des Zusammenbruches der Donaumonarchie stieg erneut herauf. Die Haltung Italiens war mehr und mehr eindeutig geworden und schwächte so die Widerstandskraft Österreichs gegenüber Rußland. Die Lage der Donaumonarchie wuchs sichtbar zur Krise. Mitte April geriet die k. u. k. Karpathenfront ins Rutschen. Die Armee Boroevic glitt vom Karpathenkamm in die ungarische Ebene hinunter. Das Ausharren der den äußersten Flügelpfeiler bildenden deutschen Südarmee, das schleunige Einschieben des neugebildeten deutschen Beskidenkorps schuf nochmals eine Galgenfrist. Allein der Zusammenbruch Österreich-Ungarns war endgültig nur durch eine Entscheidung im Osten abzuwenden. Und diesen Zusammenbruch zu verhindern, gebot Deutschland der Selbsterhaltungstrieb. Die deutsche O.H.L. sah sich daher gezwungen, zur Erreichung einer baldigen Entscheidung alle verfügbaren Kräfte nach dem Osten zu führen. Was im Februar von Masuren aus hätte geschehen können (siehe Seite 142) ohne allzu großes Risiko im Westen auf sich zu nehmen, das zwang die Not der Stunde, jetzt zu unternehmen, angesichts der bedenklich gewachsenen Angriffskraft der Entente. Auf die örtlichen Erfolge des deutschen Heeres bei Soissons und Craonne (siehe Seite 154), die den nach den Ypernschlachten eingetretenen Erschöpfungszustand unterbrachen, war Ende Februar ein starker Durchbruchsversuch der Franzosen in der Champagne (Winterschlacht in der Champagne) nach kurzer Krise noch glücklich überwunden worden. Nunmehr drohte für das Jahr 1915 das Debüt der neugebildeten Kitchener-army verbunden mit einer verstärkten Neuauflage der französischen Angriffe.

Die zusehends schwindende Widerstandskraft der k. u. k. Karpathenfront erforderte eine möglichst unmittelbar wirkende Entlastung. Dieser Gesichtspunkt war bei der Auswahl der Angriffstelle in den Vordergrund zu stellen und führte zum Einsatz der neugeschaffenen deutschen elften Armee zwischen der k. u. k. dritten und vierten Armee etwa auf dem Frontabschnitt Gorlice—Tarnow.

Ablenkungsangriffe der deutschen neunten und zehnten Armee bei Skiernewicze und Suwalki gingen zur Verschleierung der Angriffsabsicht voraus. Noch weiter nördlich stieß das aus starker Heereskavallerie und drei Infanteriedivisionen gebildete fliegende Korps Lauenstein am

27. April zwischen Njemen und Ostseeküste nach Kurland hinein. Blitzschnelles Vorprallen mit anschließendem langsamen Ausweichen, das zuerst auf Riga, dann auf Wilna zielte, erreichte voll seinen Zweck. Der Russe schob starke Kräfte auf seinen äußersten Nordflügel. In wechselvollen Kämpfen behauptete sich schließlich das allmählich zur „Njemen-Armee" ausgewachsene Korps hinter der Dubissa—Windaulinie.

Diese Unternehmungen hatten die Augen des Feindes von der deutschen elften Armee genügend abgelenkt. Am 2. Mai trat sie an und durchbrach die Linie des überraschten Gegners. Die folgenden Tage vertieften den Einbruch. Das unmittelbare Ziel wurde erreicht. Die nach Atem ringende k. u. k. Heeresfront sah sich von lastendem Druck befreit.

Der Russe ging großzügig zurück, nachdem einmal die taktische Eröffnung der Operation gegen ihn ausgefallen war. Durch dauerndes Abflachen seines zwischen Czernowitz und Warschau geschwungenen Frontbogens wich er kämpfend einer Vernichtungsschlacht aus. Bot nie eine Flanke. Die Sieger konnten in frontalem Nachdrängen Geländegewinn, hohe Gefangenen- und Beuteziffern, die Wiedernahme von Przemysl, Lemberg usw. für sich buchen. Eine Entscheidung aber reifte nirgends, konnte so auch nicht entstehen. Der Russe hatte uferloses Hinterland hinter sich. Der Verfolger hing von seinen Nachschubmöglichkeiten ab und mußte eines Tages zum Stehen kommen.

Die Operation mußte durch Hinzutreten einer weiteren Bewegung ergänzt werden, die zusammen mit der im Gange befindlichen eine Einkesselung und damit die Vernichtung des Kernes des russischen Heeres herbeiführen konnte. Eine solche hatte daher in den Rücken der russischen Galizien—Südpolenfront, also etwa über die Linie Brest-Litowsk—Pinsk, vorzustoßen.

Die für einen solchen Stoß an sich günstigste Ausgangstellung, die Front der deutschen achten Armee, sah beim ersten Ansturm in der vom Februar/März her berüchtigten Bobrlinie ein Hindernis vor sich, das ein Festfahren der Bewegung im Ansetzen befürchten ließ.

Rechts von ihr stieß ein Angriff der in die zwölfte Armee umgewandelten Armeeabteilung Gallwitz ebenfalls frühzeitig auf die Festungsfront Nowo Georgiewsk—Lomza. Außerdem — und das war das entscheidende — war dieser Stoß lange nicht tief genug in der Feindflanke angesetzt. Der in der Anlage und Durchführung von Rückzügen überaus geschickte Russe würde noch rechtzeitig genug seine

westlich der Weichsellinie Warschau—Zawichost befindlichen Kräfte auf Brest-Litowsk zurücknehmen können. Das war vorauszusehen. Die Stoßlinien der deutschen elften und zwölften Armee mußten vor der weichenden Feindfront statt hinter ihr zusammentreffen.

Links von der deutschen achten Armee mußte ein Angriff aus der nach Osten gerichteten Front der deutschen zehnten Armee zunächst in östlicher Richtung auf Minsk verlaufen, um dann, etwa auf Kiew eindrehend, hinter den Pripjet-Sümpfen herumzufassen. Er hatte die Wegnahme von Kowno, der Basis feindlicher Gegenstöße, zur Voraussetzung. Hierfür hatte der Ablenkungstoß nach Kurland hinein die Grundlage geschaffen. Der Verlauf des Stoßes der deutschen zehnten Armee mußte äußerst wirkungsvoll sein, wenn der Kräfteeinsatz ihn befähigte, seinen weiten Weg rasch zurückzulegen und gleichzeitig seine tiefe Nordflanke zu schützen. Der Kräftebedarf wurde weiterhin gesteigert durch die Forderung der Wegnahme Kownos.

Für die Ergänzungsoperation stand mithin der deutschen O.H.L. die Auswahl zwischen der Front der zwölften und zehnten Armee offen. Ein hinsichtlich Kräftebedarf anspruchsloserer Angriff, der aber in seinen Auswirkungen bestenfalls auch in Nordpolen den Stein ins Rollen bringen konnte, im übrigen aber viel zu früh zum Frontalstoß werden mußte, war abzuwägen gegen einen, zwar kräftezehrenden, dafür um so aussichtsreicheren Stoß.

General Ludendorff befürwortete dem Kaiser gegenüber den letzteren Weg. Er entschied sich nach Anhörung des General v. Falkenhayn für den ersteren.

Der Angriff der deutschen zwölften Armee am 13. Juli gelang wie der der elften bei Gorlice. Bereits am 17. Juli stand sie vor dem Narew. Der Kampf um diese Flußlinie verschaffte aber den Russen genügend Zeitgewinn, um ihre Kräfte in Südpolen bis zum 19. Juli hinter die Weichsel zu retten. Die in Südpolen nachdrängenden Truppen der deutschen neunten Armee und der Armeeabteilung Woyrsch erfochten in Nachhutgefechten unausbleibliche Siege. Dann gebot auch hier die Weichsel und der Festungsraum Warschau—Nowo Georgiewsk ein vorläufiges Halt. Im Norden hatte die deutsche Njemenarmee, eigentlich zusammenhanglos mit der Hauptentscheidung, nach Osten Raum gewonnen. Trotzdem die Hoffnung auf eine Kesseloperation in Polen bereits verflogen sein mußte, lehnte die O.H.L. erneut den Vorschlag

des Oberkommandos Ost ab, trotz der vorgeschrittenen Entwicklung doch noch die Überflügelung über Kowno—Wilna—Minsk zu versuchen. Alle Armeen verblieben in konzentrischem Vordringen etwa auf Brest-Litowsk. Die deutsche elfte Armee war aus ihrer ursprünglich auf Pinsk zielenden Stoßrichtung scharf nach Norden abgedreht worden. In harten Verfolgungskämpfen erlitten beide Gegner starke Verluste. Der Russe wußte sich die Freiheit des Handelns zu wahren. Beim Verfolger machten sich allmählich Nachschubschwierigkeiten geltend. Die Vorräte des Landes zerstörte der Russe rücksichtslos.

Anfang August war ganz oben im Norden der lediglich als Ablenkung gedachte Angriff der Njemenarmee bis zur Linie nördlich Kowno—Poniewiez—Mitau vorgedrungen. Die deutsche zwölfte Armee hatte die Narewlinie auf breiter Front überwunden und war im Vordringen nach Südosten. Ganz gegen seine sonstige Vorsicht setzte der Russe in einer bei Warschau weit nach Westen vorspringenden Nase sich hartnäckig der Gefahr aus, abgeschnitten zu werden. Denn südlich Warschau stand die deutsche neunte Armee bereits am Westufer der Weichsel, war Iwangorod vor dem Fall, hatten die k. u. k. vierte Armee und die deutsche elfte Armee Cholm und Lublin genommen. Die Unvorsichtigkeit des Feindes in Warschau schien die langersehnte Kesselschlacht zu bringen. Energisches Vordringen der deutschen zwölften Armee über den Bug, mit der Mitte etwa entlang der Bahnlinie Ostrolenka—Bhf. Malkin—Siedlce, mußte mindestens die russischen Kräfte in und um Warschau abschneiden. Allein der Russe räumte Warschau und die Weichsel bis Iwangorod in zwölfter Stunde und entkam. Der Stoß der deutschen zwölften Armee wurde, wie vorauszusehen war, bereits nach Überschreiten des Bug zu frontaler Verfolgung von West nach Ost. Die Hoffnungen der O.H.L. auf eine vernichtende Operation hatten ihre dürftige Unterlage schnell verloren. Nacheinander fielen noch Nowo Georgiewsk und Kowno.

In der zweiten Augusthälfte verlief die Front der Verbündeten etwa westlich Zloczow—westlich Wladimir Wolynsk—Brest-Litowsk—westlich Bialystok — Suwalki—Kowno—Kupischki — Friedrichstadt — südwestlich Riga. Zwischen Wlodawa und Augustow standen die deutsche elfte Armee, die Armeeabteilung Woyrsch, die deutsche neunte, zwölfte und achte Armee in Front nebeneinander aufmarschiert. Ihre ursprünglich konzentrisch auf einen Kessel zwischen Brest-Litowsk und

Pinsk zustrebenden Stoßlinien hatten sich bereits westlich Brest-Litowsk auf annähernd nord—südlich verlaufender Grundlinie zusammengeschlossen und strebten jetzt parallel nach Osten. Die am 2. Mai und 13. Juli geplante Operation war zu Ende. Ein anderer Erfolg konnte auch nicht erwartet werden. Einem frontal auf die am weitesten vorspringende Stelle der Feindfront angesetzten Stoß gesellte sich ein verspäteter und seicht gehaltener Flankenstoß bei. Ihr Vereinigungspunkt konnte nicht im Rücken, nicht einmal in der Front, sondern nur vor der Front des geschickt zurückweichenden Gegners zu liegen kommen. In geradem Nachdrängen schritt dann die Front der Verbündeten bis Anfang September etwa bis zur Linie Rafalowka—Wolkowysk—westlich Wilna—Friedrichstadt vor. Auch die deutsche zehnte Armee hatte sich nunmehr dem frontalen Vorgehen angeschlossen. Brest-Litowsk, Ossowiec, Grodno und Olita fielen zwischen 22. August und 1. September.

Nachdem spät die Erkenntnis sich durchgesetzt hatte, daß zwischen der Bukowina und der Linie Suwalki—Minsk die Möglichkeit anderen als frontalen Vorgehens endgültig dahin war, wandten sich die Augen der deutschen O.H.L. auf den von General Ludendorff bereits sieben Wochen zuvor gewiesenen Weg, in den schrankenlosen Weiten des Zarenreiches eine entsprechend großzügige Operation anzulegen und den Flankenstoß mit der deutschen zehnten Armee weit herumfassend über Wilna und Minsk in Richtung Kiew zu führen. Als Anfang September der Widerstand des Russen westlich Slonim, Lida und Wilna sich zu versteifen begann, hatte der Gedanke einer Flankenoperation über Wilna auf Molodeczno—Minsk Gestalt gewonnen. Weiter nördlich sollte die Njemenarmee aus ihrer weit nach Osten vorspringenden Front Wilkomierz—Stukanzy auf Nowo Alexandrowsk und Dünaburg vorstoßend die Nordflanke dieser Überflügelung decken. Die Operation, die nach taktischem Durchbruch gegen den Rücken der südlich stehenden Feindkräfte einzudrehen hatte, fand jetzt eine gegen Anfang Juli gänzlich veränderte Lage vor. Damals hatte die russische Front noch in Polen rund 300 Kilometer westlich vorgestaffelt gestanden, der Stoß hätte also damals in die tiefe strategische Flanke getroffen. Jetzt faßte er über Smorgon nur noch rund 80 Kilometer östlich um den Flügel herum. Er war jetzt, genau wie der Angriff der zwölften Armee vom 13. Juli über den Narew, zum seichten Flankenstoß geworden.

Der Auftakt begann erfolgreich mit dem Durchbruch der dünnen

Russenfront nördlich Wilna. Als der Entscheidungsflügel der deutschen zehnten Armee nach Smorgon und Molodeczno griff, prallten ihm aber bereits, aus der südlich davon zurückgehenden Russenfront bei Lida und Slonim herausgezogene, nach Norden abgedrehte Divisionen entgegen. Die weit vorausgeeilte deutsche Heereskavallerie tat ihr Möglichstes und leistete Unübertreffliches. Aber sie vermochte es nicht zu verhindern, daß die Bahnlinie Wilna—Molodeczno von der russischen Infanterie früher erreicht wurde als von der deutschen. Die Umfassung, zu nahe der feindlichen Front angesetzt, traf verfrüht auf eine rasch gebildete Abwehrflanke und blieb liegen. Der Russe entkam wie sieben Wochen zuvor aus Warschau. Starke Gegenangriffe von Molodeczno und Polozk her zwangen, den bis Wilejka vorgeschwungenen Stoßflügel der deutschen zehnten Armee in die Seenlinie Naroczsee—Dryswjatysee zurückzunehmen.

Nach örtlichen Zuckungen verebbte die große Bewegung in der Front Czernowitz—Dubno—Rafalowka—Pinsk—Baranowitschi—Krewo—Naroczsee—westlich Dünaburg—Jakobstadt—südlich Riga. Ein Fragment der im Osten erstrebten Entscheidung war erreicht. Die Angriffskraft des russischen Heeres war auf längere Zeit hinaus gebrochen. Die Heimat der Gefahr der Invasion entrückt. Aber eine endgültige Entscheidung, die nur die Vernichtung der Masse des Feindes hätte bringen können, blieb aus. Die im Frontverlauf von Anfang Juli noch gebotene Ausfallstellung der zehnten Armee blieb ungenützt. An ihre Stelle trat der viel zu frontnahe Flankenstoß der zwölften Armee, dem dann der gleichgeartete Stoß der zehnten Armee nördlich Wilna sieben Wochen später als Gegenstück folgte. Beiden blieb, wie vorauszusehen, weittragende strategische Wirkung versagt. Diese Operationsanlage war das Werk der deutschen O.H.L. des Jahres 1915, im Gegensatz zu der von General Ludendorff vertretenen Ansicht des Oberkommandos Hindenburg.

17. Kapitel.

Der Feldzug in Serbien

Nachdem die Offensive der Mittelmächte gegen Rußland die wenig ausdauernde k. u. k. Heeresfront vom frontalen Druck befreit hatte, bot sich günstige Gelegenheit, auch in der Südflanke und dem Rücken der deutsch-österreichischen Front die Bedrohung zu zertrümmern. Die poli-

tische Lage lieferte in dem Beitritt Bulgariens die Möglichkeit, Serbien von Norden und Osten gleichzeitig anzugreifen.

Diesem umfassenden, übermächtigen Angriff konnte das tapfere kleine Heer nicht widerstehen. Von Anfang Oktober bis Ende Dezember 1915 war es vernichtet oder auf neutrales Gebiet abgedrängt. Die Flankenbedrohung war aber damit nicht endgültig beseitigt. Die Neutralitätsverletzung der Entente hatte sie in Saloniki und östlich davon neu erstehen lassen, wenngleich auch zunächst weit vom Lebensnerv der Mittelmächte entfernt und bis auf weiteres nur als Keim für spätere Ausgestaltung ohne aktive Lebensäußerung bestehend.

18. Kapitel.
Das erste Jahr Stellungskrieg im Westen

Skizze 9 An der Westfront war den Winter 1914/15 über ein unruhiger Kleinkrieg an zahlreichen Stellen der Front die Quelle erbitterter örtlicher Kämpfe ohne operative Bedeutung. Die Truppe hatte sich noch nicht in die neuen Kampfverhältnisse des Stellungskrieges gefunden und „bataillierte" ohne höhere Ziele, mehr noch aus dem Pflichtgefühl der Friedensschulung heraus, daß man dem Gegner keine Ruhe lassen dürfe. Die späteren, sogenannten „ruhigen Fronten" hatten sich noch nicht herausgebildet. In Flandern, bei Lille, bei Lens, bei Arras, an der Somme, an der Aisne, in der Champagne, in den Argonnen, in der Woëvre, im Priesterwald und in den Vogesen flackerten auf beschränktem Raum zahlreiche nagende Kämpfe auf. Am 12. Januar 1915 entstand nördlich Soissons eine wirkliche Schlacht daraus, hervorgerufen durch einen deutschen Angriff mit begrenztem Ziel, um den Feind aus einem im Sappenangriff eroberten Gelände wieder hinauszuwerfen. Ein strategisches Ziel war diesem, schon ganz in das Wesen des Festungskrieges hinüberweisenden Angriff nicht gesteckt.

Erst im kommenden Frühjahr entstanden ernste Angriffe aus operativen Absichten der Entente, die deutsche Front zu durchstoßen und im anschließenden Bewegungskrieg das am 6. September 1914 südlich der Marne Begonnene zu vollenden. Die deutsche O.H.L. mußte jetzt nicht mehr allein mit dem gefestigten und verstärkten Heere Frankreichs, sondern auch mit der von britischer Energie neu geschaffenen Armee Großbritanniens rechnen. Hatte doch der englische Kriegsminister Kitchener auf die Frage, wann der Krieg wohl zu Ende sein werde, erklärt,

das wisse er nicht, er wisse nur, daß er für England im Jahre 1915 beginne. Allein die Frühjahrsschlachten dieses Jahres überließ der Brite vorläufig dem Bundesgenossen allein zu schlagen.

Wilde Kämpfe in den Vogesen führte der Franzose bereits mit operativen Hintergedanken. Sein systematisches Streben nach Gewinnung beherrschender Höhen wollte späterer Offensive in das französische „Land der Verheißung" die Basis sichern. Dagegen zielten die im Vezousetal, an der Combreshöhe, in den Argonnen, an der Lorettohöhe bei Souchez, bei Neuve Chapelle und Ypern entbrannten Kämpfe in der Hauptsache auf Stellungsverbesserung oder dienten zur Verschleierung des von General Joffre zur operativen Entscheidung ausersehenen Angriffs in der Champagne. Wochenlange Feuervorbereitung, die hier den Namen „Trommelfeuer" entstehen ließ, leitete den auf Vouziers zielenden Durchbruchstoß vom 16. Februar ein. Auf nur rund 18 Kilometer breiter Front war er aufgebaut. Das französische Feuer hatte trotz aller Heftigkeit noch nicht die planmäßige Kleinarbeit geleistet, die erforderlich ist, um in festungsartigen Feldstellungen alles Leben zu erwürgen. Es fegte mehr als ungeheurer Wirbelsturm über Stellungen und Hintergelände. So stieß der französische Infanterieangriff in den ersten Sprüngen auf hartnäckigen Widerstand der überlebenden Infanterie. Anstatt im ersten Anlauf entscheidenden Bodengewinn zu erzielen, sah er sich sofort in zähe Einzelkämpfe verstrickt. Der begleitende Schirm der Feuerwalze (siehe Seite 54) hielt ihm noch nicht die Verteidiger bis zum letzten Augenblick im Unterstand nieder. Die Grundbedingung für operative Bedeutung eines Angriffs, der Erfolg des ersten Tages, blieb unerfüllt. Und damit war sein Schicksal entschieden. Die deutsche dritte Armee gewann Zeit zum Heranführen von Verstärkungen, und in immer klebenderem Vorwärtswürgen verbrauchte sich die Kraft des Angriffs rasch. Bis in die ersten Märztage hinein wüteten heftige Kämpfe auf der Front zwischen Souain und der Straße Ville sur Tourbe—Cernay en Dormois, aber sie verloren immer mehr den Zusammenhang, lösten sich in erbittertes Ringen um einzelne Stellungsteile auf, das den Angreifer schwerere Verluste kostete als den Verteidiger. Am 18. März brach der letzte Gewaltstoß dieser Art gegen die heißumworbene „butte de Mesnil", zwei Kilometer nördlich letzteren Ortes, blutig zusammen. Die Winterschlacht in der Champagne verqualmte als ruhmloses Gegenstück zur Winterschlacht in Masuren.

Nach dem blutigen Zusammenbruch des Entscheidungsstoßes verfiel die französische Heeresleitung zunächst wieder in die Strategie der Zermürbung. Zahlreiche Angriffe an zahlreichen Stellen der Front sollten ohne strategischen inneren Zusammenhang und ohne strategisch unmittelbares Ziel die deutsche Westfront in ihrer Gesamtheit schwächen und für den schließlichen Entscheidungsstoß vorbereiten. Der Gedanke, die Blüte des deutschen Heeres in kräfteverschlingender Offensive im Osten zu wissen, war der Kern dieser Strategie. Allein er unterschätzte den Kampfwert deutscher Reserve- und Landwehr-, ja sogar Landsturmformationen. Ein großangelegter Zermürbungsangriff, zu dem sich am 4. April das nie unterbrochene Feuer der Kleinkämpfe an der Combreshöhe und zwischen Maas und Mosel verdichtete, krankte an diesem Trugschluß. Nordöstlich von St. Mihiel, im Walde von Apremont, bei Flirey, im Priesterwald brach sich der französische Vorstoß an dem Widerstand deutscher Landwehr wie der am 8. April einsetzende Angriff auf die Combreshöhe und les Eparges. Der Zangenangriff gegen die deutsche „St.-Mihiel-Nase", der ohne operatives Ziel — denn er wäre auf Metz gestoßen — die Kraft des deutschen Westheeres durch ein „Cannae" im Kleinen schwächen sollte, scheiterte an der Kampfkraft der deutschen Infanterie.

Das bevorstehende Auftreten der Kitchener-army veranlaßte darauf die deutsche O.H.L., auch ihrerseits ein Glied in die bunte Kette örtlicher Angriffe zu reihen. Die taktisch günstigste Ausgangstellung besaß das seiner Natur nach in erster Linie zur Eroberung der flandrischen Küste bestimmte Britenheer in der Bastion von Ypern. Einzelkämpfe um den Besitz der Doppelhöhe 60 südlich Zillebeke leiteten die Schlacht ein. Dann eröffnete am 22. April die deutsche vierte Armee mit einem neuen Kampfmittel, dem Kampfgas, den Angriff auf die Nordfront Drie Grachten—Becelaere der Ypernbastion. Der taktische Anfangserfolg war, hervorgerufen durch den Schrecken des neuen Kampfmittels, bedeutend und führte die Deutschen bis an den Ypernkanal, dann am 24. April auch auf dessen Westufer nach Lizerne. Die Entente bot alle verfügbaren Kräfte auf, um die bedrohte Stellung zu halten. Am 26. April gewann ein französischer Gegenangriff den Westrand des Ypernkanals zurück. Unterdessen hat der deutsche Angriff zwischen Langemarck und Becelaere Boden gewonnen. Und er bleibt auf der Bahn langsamen taktischen Fortschreitens, nimmt St. Julien, Fortuin

und Zonnebeke, in den ersten Maitagen Frezenberg und Wieltje. Dann kommt er vor der starken Stellung des engeren Brückenkopfes von Ypern allmählich zum Stehen. Sein Ziel, dem Feinde die Basis zu eigenem Angriff einzuengen, hat er erreicht.

Dann setzte die Entente zum zweiten auf den operativen Durchbruch zielenden Angriff des Jahres 1915 an. Am 9. Mai brach zwischen La Bassée und Arras der von französischen Divisionen getragene Ansturm los. Ein Angriff englischer Divisionen bei Festubert und Neuve Chapelle sollte ihn begleiten. Diesmal hatte die französische Artillerie ihre Aufgabe erfüllt. In planmäßig verteilter Wirkung hatte sie Stück für Stück der deutschen Grabenlinien, in denen sie die Masse der Infanterie zusammengedrängt wußte (siehe Seite 44), zusammengetrommelt und die Besatzungen in den Schutthügeln der eingestürzten Gräben begraben. Diesmal stieß der in dichten Massen vorquellende französische Infanterieangriff nur noch auf vereinzelte Trüppchen Überlebender auf der Lorettohöhe, in Carency und Neuville—St. Vaast. Im ersten Anlauf dringt der Massenstoß auf die beherrschende Bergnase der Lorettohöhe und den zwischen Souchez und Thélus sich erstreckenden Rücken der sogenannten Vimy-Höhen hinauf. Die erste und einzige deutsche Stellung ist überrannt. Einzelne Teile werden noch krampfhaft von der heldenmütigen Besatzung mit knapper Munition gehalten, so Carency, Neuville—St. Vaast, Souchez und Ablain—St. Nazaire. Aber zwischen Souchez und Neuville steht der taktische Einbruch vor dem Augenblick, in dem er zum strategischen Durchbruch werden mußte. Allein die französische Heeresleitung wußte die Gunst der Stunde nicht zu nützen. Am Abend des 9. Mai winkte noch der Durchbruch auf Douai, die deutsche sechste Armee hatte entsprechend der damaligen Taktik fast keine zurückgehaltenen Reserven zur Hand. Am 10. und 11. Mai war es hierzu bereits zu spät. Die Schlacht brannte noch in blutigen Kämpfen bis zum 15. Mai fort. Die Eroberung der Lorettohöhe und der Trümmer von Carency war ihr einziger schließlicher Erfolg. Die deutschen Verluste waren hoch, die französischen gaben ihnen nichts nach.

Weiter nördlich hatte der begleitende Angriff der Engländer mit erdrückender Übermacht und unter unerhörten Verlusten schließlich Neuve Chapelle erringen können. Die deutschen Truppen zeigten aber in diesen Kämpfen eine derartige Überlegenheit über die ungewandten Massen der jungen Armee Kitcheners, daß die deutsche Führung sie stets auch

noch so großer Überzahl gegenüber Herrn der Lage wußte und daher darauf verzichten konnte, dem englischen Angriff Reserven entgegenzuführen. Damit war das operative Ziel des Angriffs von Neuve Chapelle verfehlt.

Der ersehnte Durchbruch war der Entente versagt geblieben. General Joffre wußte aus der Not eine Tugend zu machen, als er wieder zur Strategie der Zermürbung zurückkehrte, und betonte, das Ziel seiner Angriffe sei gar kein strategisch weit gestecktes, sie bezweckten vielmehr in immer wieder erneuter Folge lediglich, die deutsche Front zu „zerknabbern". In der kommenden Operationspause brachen von der Nordsee bis zur Schweiz die üblichen zusammenhanglosen örtlichen Teilgefechte aus.

Für den Herbst wurde die Wiederaufnahme der strategischen Offensive beschlossen. Die bis dahin in ihrer Masse kampfbereite britische Armee konnte nunmehr von der Rolle des Begleiters von Neuve Chapelle zu der des ebenbürtigen Mitspielers übergehen. Der operative Aufbau bot sich von selbst. Von der Kanalküste bis nördlich Verdun bildete die deutsche Front eine weit vorspringende Nase, die ihre Spitze in der berühmten Ecke von Moulin sous Touvent hatte. Südöstlich von Verdun bis zur Schweizer Grenze verlief sie, abgesehen von dem bedeutungslosen Vorsprung bei St. Mihiel, im großen Rahmen betrachtet geradlinig. Eine entscheidende Operation mußte keinen untergeordneten Bodengewinn, sondern einzig und allein die Vernichtung der feindlichen Hauptkräfte zum Ziele haben. Und am wirksamsten finden diese die Vernichtung in der Kesselschlacht. Das wußten auch die Führer von Frankreichs und Englands Heer, ohne zu Füßen Graf Schlieffens gesessen zu haben. Diese Kesselschlacht bot sich nun in geradezu idealer Weise in dem Frontvorsprung Nieuport—Moulin sous Touvent—Forges (nördlich Verdun). Durch gleichzeitigen Angriff auf beide Flanken mußte diese Bastion zum Einsturz gebracht, der Masse des deutschen Westheeres das Grab gegraben werden. So wurde der Heeresleitung der Alliierten die Strategie der „Zange" von selbst in die Hand gegeben. Und sie lag allen Operationen vom Herbst 1915 bis Herbst 1918 zu Grunde.

Ihre erste Betätigung wies dem Britenheer den Angriff im Artois, den Franzosen den in der Champagne zu. 14 englische, 53 französische Divisionen sollten zwischen Neuve Chapelle und Arras, sowie zwischen Auberive und Massiges zum Generalangriff antreten. Über 5000 Ge-

schütze bis zum schwersten Schiffskaliber sollten die Einbruchstellen zermalmen. Allein auch das deutsche Heer hatte sich gegen eine Wiederholung der Frühjahrsschlacht auf den Vimy-Höhen zu sichern gesucht (siehe Seite 45). Und seine Rechnung stimmte. In den erheblich verstärkten Deckungen überdauerte das Leben der Verteidigung die für solche Ziele wiederum nicht genügend gründliche Vorarbeit der feindlichen Artillerie. Wohl konnte im Artois die stürmende Infanterie die Trümmer von Loos und Souchez besetzen, dann aber geriet sie in sprühendes Feuer erhaltener Maschinengewehre und erlitt schwerste Verluste. In fassungslosem Schrecken blieb die französische und englische Infanterie vor diesem unerwarteten Widerstand liegen. In der Champagne traten nach siebentägigem Trommelfeuer die Franzosen zwischen den Straßen Suippes—Souain—Somme-Py und Ville sur Tourbe—Cernay en Dormois zum Sturme an. Über das zermalmte Trümmerfeld der ersten deutschen Stellung gewinnt der Angriff im ersten Sprunge Boden. Dann wachsen aber auch hier überlebende Maschinengewehre aus den Kreidehaufen, tackt das Feuer gepanzerter Schnellfeuergeschütze den Sturmmassen entgegen. Der Tod hält überreiche Ernte in den dichten, tiefen Haufen. Die Vorwärtsbewegung der breiten Front gerät schon in den ersten Stunden ins Stocken. Nur durch einzelne Lücken der deutschen Verteidigung gelingt es den französischen Sturmhaufen, Raum zu gewinnen. Die Führung wirft die Divisionen des zweiten und dritten Treffens dahin, um die Breschen auszunützen und durch eingetriebene Keile das Gefüge der deutschen Schlachtfront zu sprengen. In verhängnisvollem Irrtum, bereits den ganzen Widerstand vor sich niedergeworfen zu haben und nunmehr in den feindleeren Raum hinein zur Operation anzutreten, schieben sich diese Massen zu dichten Marschkolonnen zusammen und werden von der deutschen Artillerie und den Maschinengewehren herangeeilter Reserven entsetzlich zusammengeschossen. Am Abend des ersten Tages war das französische Angriffsheer im Besitz der ersten deutschen Stellung und am Ende seiner Kraft. Vor ihm sperrte eine zweite Stellung, in der der Gegner sich dauernd verstärkte, den erhofften Weg zur Operation. Und ihm konnte der nur schematisch arbeitende, in wochenlanger Vorbereitung aufzubauende Mechanismus der französischen Artillerie nur wenig anhaben. In dem düsteren Regenabend des ersten Angriffstages begrub die französische Führung die Hoffnung auf die Operation. Fressende Teilkämpfe des zweiten Tages errangen

Tahure, die Höhe der Maison de Champagne Ferme (zwei Kilometer südlich Rouvroy) und die Höhe 199 nördlich Massiges, sowie die Navarin Ferme, halbwegs Somme-Py und Souain. Ein erneuter Großangriff des dritten Tages krankte an den Mängeln der Improvisation, auf die die schwerfällige Taktik des französischen Heeres nicht eingestellt war, und zerbrach im Feuerwirbel der deutschen Verteidigung.

Weder die auf operativen Durchbruch angelegten Stöße, noch die „Zerknabberungsangriffe" der Entente hatten aus der unzweifelhaften Schwäche der zugunsten des Ostens entblößten deutschen Westfront Nutzen zu ziehen vermocht. Die heldenhafte Tapferkeit der deutschen Infanterie spottete der Wut des Trommelfeuers so gut wie der vielfachen Übermacht der ihnen Mann gegen Mann nicht annähernd gewachsenen Gegner. Zur Operation war die Entente nicht gekommen, so lokkend sich auch die Lage bot. Das Jahr 1915 schloß daher zugunsten Deutschlands ab, wenngleich auch seine Operationen im Osten zu keiner endgültigen Entscheidung geführt hatten. Was der Entente die Überlegenheit der feindlichen Truppe vorenthielt, das wußte die deutsche Führung im Osten nicht zu erfassen (siehe Seite 153). Belastet also der Ausgang des Jahres 1915 auf Seite der Alliierten das Konto der Truppe und der mittleren Führung, so belastet er auf deutscher Seite das Konto der obersten Führung, während die Leistungen der mittleren Führung und gar der Truppe im hellsten Lichte erstrahlen.

19. Kapitel.
Um die Jahreswende 1915/1916

General Ludendorff kennzeichnet die Lage am Ende des Jahres 1915 mit den Worten: „Das Jahr 1915 schloß mit einem Plus für uns ab. Für das kommende Jahr verstärkten wir uns, holten aber lange nicht alles Mögliche und Erforderliche aus der Heimat heraus. Die Rüstungen unserer Feinde nahmen ihren Fortgang. Gewaltige Kämpfe mußten im Jahre 1916 entbrennen . . ." Die viel besprochene Generaloffensive der Entente sollte verwirklicht werden. Im vergangenen Jahre hatte sie Deutschland dadurch, daß es dem russischen Partner zuvorkam, rechtzeitig zersprengt. 1916 sollte das Spiel erneut werden. Von Ost und West sollte die Ententezange Deutschland zwischen ihre Backen nehmen und zermalmen.

In Ost und West rüstete der Feind. Tatenloses Abwarten des Ansturmes hieß für Deutschland Selbstvernichtung. Noch besaß es im Anfang des Jahres den Vorsprung in der Operationsbereitschaft. Konnte wie im Vorjahre dem einen der Gegner zuvorkommen. Welchem sollte das Schwert aus der Faust geschlagen werden, ehe er es zum vernichtenden Stoße erhob? Sollte im Osten das im Jahre 1915 zur Hälfte Vollendete, die Niederwerfung Rußlands, beendet werden? Sollte der Schlag des deutschen Heeres die Gegner im Westen treffen, ehe sie mit ihrem Angriff fertig waren? Auch in dieser Frage ist es interessant, die Ansicht des nachmaligen Leiters der deutschen Operationen zu hören. General Ludendorff meint: „Die Kriegsentscheidung lag im Westen, in Frankreich. Hier konnten wir stark genug nur auftreten, wenn vorher der Russe niedergeworfen war. Meine Gedanken wandten sich Rumänien zu. Es war das Zünglein an der Wage. Über seine Haltung mußte Klarheit gewonnen werden. Hätte es sich, wenn auch nur auf Druck hin, uns angeschlossen, so war die russische Armee in ihrer Flanke entscheidend umgangen. Es war hier Großes zu erreichen. Wandte sich Rumänien auf unseren Druck hin der Entente zu, so wußten wir, woran wir waren. Wir konnten ohne Zeitverlust und mit unseren damals zur Stelle befindlichen Truppen handeln ..." Den Kern der Frage trifft das Wort: „Wenn vorher der Russe niedergeworfen war." Man könnte erweitern: „oder durch das k. u. k. Heer bzw. den neuen Bundesgenossen Rumänien so im Schach gehalten war, daß seine Angriffe für die Westfront nicht fühlbar werden konnten".

Rumänien trat nicht auf Deutschlands Seite. Und über die Leistungsfähigkeit des k. u. k. Heeres konnte seit Herbst 1915 kein Zweifel bestehen. So war die Rückkehr des Schwerpunktes nach dem Westen, ohne den Rücken im Osten zuverlässig gesichert zu wissen, nicht mehr nur kühnes Wagen, sondern ein Fehler der deutschen O.H.L., der sich rächen mußte. Die Brussilowoffensive, die dem deutschen Heere während der Sommekrise in den Rücken fiel, war die Quittung hierfür.

Eine weitere Tatsache sprach gegen die Offensive im Westen: die Munitionslage Deutschlands. Es mußte der O.H.L. klar sein, welche Munitionsmengen verfügbar sein müßten, um im Westen einen Durchbruchsangriff ansetzen und gleichzeitig der wahrscheinlichen Entlastungsoffensive mit Ruhe entgegensehen zu können. Der O.H.L. von 1916 lagen bereits recht ergiebige Erfahrungen der eigenen Truppe über diese

Frage vor. Schon in den Schlachten des Jahres 1915 hatte der Franzose das „Trommelfeuer" vorgeführt. Die Unterlagen für überschlägige Berechnung des Munitionsbedarfs waren also gegeben, wenn ein Angriff im Westen erwogen werden sollte. Ebenso dafür, welche Munitionsmengen für die Abwehr der zu erwartenden Gegenoffensive des Feindes notwendig sein würden. Ob nun diese Berechnung, optimistisch angestellt, zu viel zu geringen Zahlen geführt hat oder ob sie richtig angestellt wurde, die notwendige Folgerung der gegen bisher um ein Vielfaches erhöhten Munitionsfertigung dem Kriegsministerium aber nicht abgerungen werden konnte, ist an sich für die Beurteilung des Entschlusses der deutschen O.H.L. gleichgültig. Im ersteren Fall hat sie unzureichende Sorgfalt in der Verwertung bisheriger Erfahrungen bewiesen, im anderen Fall hätte sie den Angriff im Bewußtsein der durchaus ungenügenden Munitionslage in unverantwortlicher Leichtfertigkeit unternommen. Wahrscheinlich traf der erstere Fall zu.

Jedenfalls sprach die mangelhafte Rückendeckung im Osten und die Munitionslage für einen Angriff im Osten, wenn die deutsche O.H.L. nicht „Hasard spielen" wollte. Die Entscheidung fiel indessen auf den Westen, und zwar auf Verdun als Angriffsstelle.

20. Kapitel.

Mißglückte deutsche Vorbeugungsoffensive im Westen

Nachdem die deutsche O.H.L. sich entschlossen hatte, die im Westen sich zusammenballende Wetterwolke zu sprengen, ehe sie sich entlud, hatte sie die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder sie versuchte, unmittelbar in den feindlichen Aufmarsch hineinzustoßen und ihn zu zersprengen, oder sie suchte, durch zeitlich zuvorkommenden Angriff an irgendeinem geeigneten Frontabschnitt ihrerseits den Erfolg. Das Ziel war das gleiche, es war das Ziel, das der Offensive des Vorjahres im Osten vorschwebte und infolge strategischer Fehler versagt geblieben war. Nämlich eine Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Ein anderes Ziel konnte es nicht geben, denn Deutschland kämpfte um eine möglichst rasche Entscheidung und nicht nur um Aufschub des Ententesturmes auf das kommende Jahr. Diese Erwägung erweist die Unrichtigkeit der häufig vertretenen Auslegung, die deutsche O.H.L. habe bei Anlage des Angriffs auf Verdun den Fall der Festung, den Einbruch

in die feindliche Front, also eine Entscheidungsoperation gar nicht beabsichtigt, sondern sie hätte nur erstrebt, möglichst starken Feind in die kräfteverzehrende Verteidigung der Verdunecke hineinzuziehen und dort sich abkämpfen zu lassen, um dem für 1916 geplanten Ententeangriff die Stoßkraft zu entziehen. Sie hätte also nach dieser Auffassung lediglich die Erkämpfung einer Galgenfrist im Auge gehabt, um dann in den kommenden Jahren, in denen alle Faktoren der Zahl und der Zeit in der Schale der Entente an Gewicht gewinnen mußten, dem Verhängnis um so sicherer anheimzufallen. Sofern man nicht annehmen will, daß die Neigung General v. Falkenhayns zu „diplomatisch feiner" Strategie tatsächlich diesen entscheidungsscheuen Plan wirklich hat entstehen lassen, macht diese nachträgliche Darstellung aus der Not des Mißerfolges die Tugend des Bescheidens. Tatsächlich wollte die deutsche O.H.L. die Entscheidung. Mußte sie wollen. Und sie konnte sie nicht finden in einem Zermürbungskampf um Verdun. Denn wenn die französischen Verluste die Fortsetzung der Verteidigung nicht mehr zu rechtfertigen schienen, dann brauchte die französische Heeresleitung Verdun nur zu räumen, und die deutsche O.H.L. hätte sich ihres Schmelztiegels und ihres fein ersonnenen Planes beraubt gesehen. Hätte dann doch zu entscheidungsuchendem Angriff schreiten müssen, um ihr Ziel, die Vernichtung des Feindes, zu erreichen. So tat sie dies lieber von Anfang an. Der Angriff auf Verdun suchte also die Operation. Und damit erstrebte er die Einnahme der Festung als ersten Schritt.

Rein strategisch hatte die Wahl Verduns als Angriffspunkt entschieden Bestechendes. Mit Verdun wäre der Schulterpunkt gefallen, in dem sich sowohl die französische Aisne—Champagne—Argonnenfront, wie auch die Lothringen—Vogesenfront verankert hatten. Das feste Bollwerk hatte dem Gegner bisher erhebliche Operationsfreiheit gewährt. Unbesorgt um seine Lothringer Front, die sich auf den Panzergürtel Verdun—Toul, um seine Vogesenfront, die sich auf die Werke von Epinal und Belfort und vor allem auf die natürliche Stärke ihres Gebirgsgeländes stützte, konnte Marschall Joffre seine Hauptkräfte zu entscheidendem Gewaltstoß an anderen Fronten zusammenballen. Mit dem Fall des Eckpfeilers Verdun aber wäre der trutzige Bau der eisengepanzerten französischen Ostfront ins Rutschen gekommen, wäre unterlaufen gewesen. Bei einem operativen Ausbau in dem Umfange

wie im vergangenen Frühjahr im Osten, wäre zweifellos ein großer Teil der französischen Aisne—Champagne—Argonnenfront abgebröckelt, die Lothringen—Vogesenfront wohl ganz eingestürzt. Dem neu entstandenen Bewegungskrieg hätte der Weg von 1814 und 1870 offen gestanden, um vom Südflügel aus die Entscheidung zu suchen, die der Nordflügel zwei Jahre zuvor kurz vor dem Ziele sich hatte entwinden lassen müssen.

So war Verdun strategisch glücklich gewählt, vorausgesetzt, daß es dem angesetzten Brecheisen gelang, den Eckstein aus dem festgefügten Bauwerk herauszureißen. Das war die taktische Frage. Und hier kann man nicht zugestehen, daß die angestellten Erwägungen der O.H.L. die Verhältnisse richtig eingeschätzt haben. Wohl konnte nach dem kraftlosen Zusammenbruch von Lüttich, Namur und Antwerpen den Werken Verduns an sich keine lange Lebensdauer gegenüber der schwersten deutschen Artillerie zugebilligt werden. Allein um sie herum als Marksteine hatte sich bereits ein engmaschiges Netz von Feldbefestigungen und Batterieanlagen gesponnen, das mit Beton- und Stahleinbauten große Widerstandsfähigkeit erlangt hatte und von stacheligen Hindernissen starrte. Lüttich, Namur und auch Antwerpen waren in den ersten Wochen des Krieges angegriffen worden. Ihre Verteidigungskraft war räumlich eng auf die Betonklötze ihrer Forts zusammengedrängt gewesen, die der zermalmenden Wucht der deutschen Mörser nicht widerstehen konnten. Das Zwischenfeld war wenig oder noch gar nicht ausgebaut. So war die artilleristische Niederkämpfung leicht, da es genügte, sie auf einzelne, klar abgegrenzte und leicht zu treffende Kernpunkte zusammenzufassen. Verdun wurde angegriffen nach eindreiviertel Jahren Kriegsdauer und nach den Erfahrungen, die die Entente aus Lüttich, Namur und Antwerpen gefolgert hatte. Hier bildeten die leicht zu zerstörenden permanenten Werke nur noch den Rahmen des Verteidigungssystems. Der Widerstand selbst war in die breit und tief ausgedehnte Zone befestigter Feldstellungen gelegt, die sich gut versteckt, das für Verteidigung ideale, zerklüftete Waldgelände meisterhaft ausnützend, über Schluchten und steile Waldhöhen spannte. Der Franzose hatte als guter Artillerist aus dem Fall der belgischen Festungen richtig gefolgert. Keine örtlich eng umrissene Verteidigungsanlage konnte moderner schwerer Artillerie widerstehen, da die Bekämpfung auf sie zusammengefaßt werden konnte. Mauerwerk und Beton steigerte noch

die Sprengwirkung schwerer Granaten. In der weitgewobenen Zone seiner Feldbefestigungen aber galt es für den Angreifer nicht mehr, einige hundert Quadratmeter in ein Trümmerfeld zu verwandeln, sondern jetzt mußten Quadratkilometer planmäßig bekämpft werden. Auf das Spinngewebe der Grabenstellungen verzettelte sich das Feuer des Angreifers, im weichen Erdreich verpufften die größten Zuckerhüte, ohne Verwüstungen anzurichten wie im harten Beton. Der Franzose hatte die Hauptaufgabe des Verteidigers, die Zersplitterung der feindlichen Artilleriewirkung, richtig erkannt. Er hat dann später an der Somme in der Rolle des Angreifers die logischen Folgerungen aus diesem für den Angreifer unvermeidlichen Übel gezogen, Geschütze an Geschütze gereiht, Millionen von Granaten eingesetzt, um jedes Grabenstückchen systematisch einzuebnen.

Die deutsche Führung hatte diese hohe Widerstandsfähigkeit des ganzen Geländes um Verdun schwerlich richtig eingeschätzt. Jedenfalls war die artilleristische Vorbereitung des Unternehmens ungenügend und dünn. Auch war der Verteidiger dieses Geländes falsch bewertet, der Maßstab von Gorlice und Przasnysz angelegt worden. Aber in Verdun saß nicht der Russe, sondern der Franzose. Der französische Infanterist mit seiner ihm eigenen Intelligenz und Geschicklichkeit war an sich schon ein ganz anderer Verteidiger wie der Russe, und dann scheint der himmelweite Unterschied in der artilleristischen Leistung der Russen und Franzosen offenbar nicht voll gewürdigt worden zu sein. Die russische Artillerie hatte der deutschen Infanterie schon ihrer begrenzten Munitionsvorräte wegen nicht allzu wehe tun können. Die französische vor Verdun überschüttete sie Tag und Nacht mit dichtem, vortrefflich geleitetem Feuer, schnitt sie stellenweise völlig vom Nachschub ab, zerfetzte jedes mühsam begonnene Stückchen Stellung, ließ sie mit einem Wort nicht zu Atem kommen. Diese artilleristische Verteidigungskraft war auf deutscher Seite nicht in Rechnung gestellt worden. Es fehlten daher die Mittel, sie ausreichend niederzuhalten, und so hüllten die französischen Geschütze die atemlosen deutschen Sturmtruppen in einen ununterbrochenen Wirbel flirrender Stahlfetzen, düster lohender Blitze und schwelenden Qualms, bereiteten der deutschen Infanterie die sprichwörtlich gewordene „Hölle von Verdun".

So wurde der strategisch geschickt ausgesuchte Stoß auf taktisch ungünstiger Grundlage aufgebaut, auf zu schmaler Front mit unzureichen-

den Mitteln begonnen und durchgeführt. Die hingebende Tapferkeit der deutschen Infanterie war trotzdem dicht daran, das Werk zu vollenden; bis vor die Wälle des Forts Souville, des letzten vor dem Kern der Stadt, hatte sie sich durch die Granathölle und den Kotsumpf vorgearbeitet, nicht mehr im schwungvollen Anlauf der ersten Tage, sondern in zähem Vorwärtswürgen. Und der Befehl zur Räumung des Ostufers war drüben bereits gegeben. Aber gleichzeitig war der viel zu schwach ausgestattete Angriff am Ende seiner Kraft. Als dann die an der Somme einsetzende Dauerschlacht die Kämpfer abrief, wurde vor Verdun der Fehler gemacht, daß die deutsche O.H.L., nachdem der Angriff einmal gescheitert, seine Wiederaufnahme gar nicht abzusehen war, das Gewonnene nicht großzügig aufgeben wollte. Obgleich der Bodengewinn, nachdem er als Sprungbrett für weitere Angriffe in Wegfall kam, nur noch den bedingten Wert besaß, durch Bedrohung des Festungskernes in Verdun starke Feindkräfte zu binden. Und dieser Erfolg mußte zu teuer bezahlt werden. In dem eroberten Gelände, in dem keine Stollen und Unterstände vorhanden waren, in dem das feindliche Feuer es auch nicht zu planmäßigem Ausbau kommen ließ, erlitt die deutsche Infanterie hohe Verluste und war doch durch eben diese Unmöglichkeit, die neu gewonnene Stellung bautechnisch zu stärken, keinem ernsthaften, artilleristisch gut vorbereiteten Angriff gewachsen. General Ludendorff gibt dies auch zu, wenn er sagt: „Verdun blieb ein offenes, Kraft fressendes Geschwür. Es wäre richtiger gewesen, die Stellungen nach rückwärts aus dem Trichterfelde herauszulegen ...“

Die deutsche Verdunoffensive hatte nicht vermocht, die Wirkung der im Frühjahr 1915 im Osten geführten Vorbeugungsoffensive zu erzielen. Der geplante englisch-französische Großangriff an der Somme wurde wohl geschwächt, aber nicht ganz unterbunden. Die von vornherein unwahrscheinliche Möglichkeit zu operativem Ausbau hatte das voraussehen lassen. Und ein Abnützungskampf konnte den Entschluß der Entente zur Großoffensive nicht zu Fall bringen.

21. Kapitel.

Der Griff der Ententezange im Westen

Im Sommer 1916 sollte, nachdem das abgekürzte Verfahren zur Einnahme der deutschen Westfestung (siehe Seite 46) vom Jahre 1915

fehlgeschlagen war, der förmliche Angriff auf die deutsche Westfront eröffnet werden. Wie lange er dauern würde, darüber konnten die Führer der Entente noch keinen Aufschluß geben. Jedenfalls sind die Operationen der Entente im Westen unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, vom Beginn der Sommeschlacht bis zur Fochschen Generaloffensive im Sommer 1918 eine zusammenhängende Kampfhandlung, getragen von den taktischen Grundsätzen des Festungskrieges.

Mit einem gewaltigen Durchbruchsversuch leitete sich die erste Welle der Sommeschlacht am 1. Juli ein. Ihre Ausdehnung auf das Kampffeld südlich der Somme überraschte die deutsche O.H.L., die die Rückwirkungen ihrer Verdunoffensive überschätzt hatte. Sie dauerte bis Ende August. Der Durchbruch blieb der Entente, so oft er sich auch darbot, versagt. Die Führung der Entente verstand es nicht, die entstandenen Breschen rasch auszunützen. Sie erkannte nicht den Augenblick, in dem der Grundsatz planmäßiger Vorbereitung beiseite gestellt werden und Schnelligkeit im Ausbau der geschaffenen Lage in den Vordergrund treten mußte. So gönnte sie dem durchstoßenen Verteidiger stets kostbare Zeit durch ihren ungelenken, schwerfälligen Neuaufbau. Mußte immer von neuem beginnen, gewann jedesmal ein paar Kilometer zerfetzten, zertrichterten Wüstengeländes und ließ dann in stumpfsinniger, geistloser Methodik die Gunst des Augenblickes verstreichen. Die Sommeschlacht war ein Armutszeugnis für die strategische Führung der Entente, wie sie die Richtigkeit ihrer taktischen Anschauungen bewiesen hatte. Eine französische Quelle (Pierrefeu, a. a. O.) gibt hierfür wohl unfreiwillig ein schlagendes Zeugnis, wenn sie über den restlosen Einbruch der Franzosen vom 2. Juli schreibt: „Malheureusement, des contre-attaques ennemies, très violentes, avaient réussi à refouller nos alliés en de nombreux points. L'attaque (d. h. der französische Einbruch) ayant lieu en direction du nord-est, vers Cambrai, nous ne pouvions songer à avancer sans être appuyés à notre gauche par les Britanniques. Il fallait les attendre." Statt also ihren taktischen Einbruch zum Durchbruch zu erweitern, warten die siegreichen Truppen ab, bis der Nachbar das Gleiche erkämpft hat, um dann zusammen mit ihm — — von vorne anzufangen.

Nach kurzer Atempause schwoll im September die Kampftätigkeit erst nördlich, dann auch südlich der Somme erneut an und erreichte eine Heftigkeit, die die der bisherigen Schlachten noch weit übertraf. Der

Name „Sommeschlacht" gewann in dieser Zeit die Eigenschaft eines Begriffs. Er bedeutete den Gipfelpunkt neuzeitlicher Kampf- und Vernichtungsraserei. Durch Wochen hindurch loderte auf vierzig Kilometer Frontbreite Tag und Nacht wie wirbelndes Wetterleuchten die zuckende Feuerzeile von Tausenden schwerster Geschütze. Tag und Nacht bebte die Luft vom gleichmäßig rollenden Dröhnen der Entladungen, als polterten schwere Güterzüge ohne Pausen, in nie endender Folge über hallende Eisenbrücken. Tag und Nacht brauste der Gewittersturm der Geschosse über die zerfetzte Erde, verwandelte ihr Antlitz in ein monotones Trichterfeld, über das giftgrünliche Gasschwaden sich träge wälzten und Hagelschauer von Stahl- und Eisensplittern dahinfegten, in dem der Tod alles Leben erwürgte und zerriß. Doch auch diesmal blieb der Entente der Durchbruch versagt. Die Kämpfe dauerten fort bis in den Winter. Der Einbruch vertiefte sich schrittweise, bis er Anfang Dezember auf dreißig Kilometer Frontbreite eine größte Tiefe von zwölf Kilometern erreicht hatte. Gegen Ende ließ die Kampfkraft der feindlichen Truppen merklich nach. In schlechter Witterung lagen sie schutzlos in einer Schlammwüste, die sich zwölf Kilometer tief hinter ihnen dehnte, durch die der Nachschub nur unter unsäglichen Schwierigkeiten sich bis zur Front vorquälen konnte. Die Sommeschlacht erstickte im eigenen schleppenden Verlauf, nachdem sie auf der Höhe ihrer Kraft an der Standhaftigkeit der todesmutigen deutschen Infanterie zerschellt war.

Allein blieb auch die strategische Ausnützung taktischer Erfolge den Führern der Entente versagt, die ihre Aufgabe nur in handwerkmäßigem Schablonentum zu lösen vermochten, statt sie in der Freiheit des Künstlers zu beherrschen, so erreichten sie mittelbar doch große Erfolge. Das deutsche Kampfverfahren war noch nicht dem von ungeahnten technischen Mitteln getragenen Angriff angepaßt (siehe Seite 47). Die Verluste waren daher sehr ernste. Neben diese Einbuße an Zahl trat eine noch bedenklichere an Kampfwert. Die überwältigende Überlegenheit der feindlichen Artillerie, der nach Millionen Schuß zählende Munitionsaufwand, die Schwärme feindlicher Flieger, die die Luftherrschaft unbestreitbar besaßen, das Auftreten der unverwundbar scheinenden Kriegselefanten der Neuzeit, der Tanks, das alles hatte die deutsche Infanterie, diese Kerntruppe des deutschen Heeres, aufs tiefste erschüttert. Sie fühlte sich von den Schwesterwaffen im Stich gelassen,

sah sich den feindlichen Maschinen gegenüber vor Aufgaben gestellt, die über ihre Kraft gingen, fühlte ihr Vertrauen in die Führung wankend werden in der stets unbeantworteten Frage: „Warum haben wir das alles nicht auch?!“ Auch die Resignation der Führung, nur an Behaupten zu denken, ohne sich zu der Kühnheit eines an sich manchmal ganz gut durchführbaren Gegenangriffs auf eine Anschlußfront zu versteigen, war nicht dazu angetan, das Unterlegenheitsgefühl der Truppe einzudämmen.

Die Siegessicherheit, die sie von den Schlachtfeldern Frankreichs und Ostpreußens von 1914, Polens, Rußlands, Galiziens, Serbiens von 1915 und auch noch von Verdun als etwas Unumstößliches mitgebracht hatte, begann zu wanken. Das deutsche Heer verlor den Glauben an sich, an den Sieg.

Am 28. August 1916 wurde Generalfeldmarschall v. Hindenburg zum Chef des Generalstabes des Feldheeres, General Ludendorff zum ersten Generalquartiermeister ernannt. Diese Neubesetzung wirkte Wunder. In dem volkstümlichen Sieger von Tannenberg, um den die Legende bereits den Nimbus der Unbesiegbarkeit gewoben hatte, fand das deutsche Heer sein Haupt, das ihm bisher gefehlt hatte. Der Name des Generalfeldmarschalls allein glich den moralischen Schaden der Sommeschlacht nahezu wieder aus. Der deutsche Soldat hegte ein geradezu frommes Vertrauen zu dem Zauberwort „Hindenburg“. Und mit General Ludendorff zog der stahlharte, zielbewußte Wille bei der deutschen O.H.L. ein. Ob ihr bisheriges Wirken, in dem die Namen Marneschlacht, Ypern, Warschau und Wilna und zuletzt Verdun als Marksteine standen, nicht in anderen Bahnen verlaufen wäre, wenn der schöpferische Geist von Tannenberg und der Winterschlacht in Masuren, von den Feldzügen in Süd- und Nordpolen ihr von Anfang an die Wege gewiesen hätte? Wenn dem wahren Feldherrn Deutschlands, dem Triumvirat Hindenburg-Ludendorff-Hoffmann, bereits 1914 der unermeßliche Schatz von Volkskräften zur Verwertung anvertraut worden wäre, statt ihm zwei Jahre zu spät ein schlimmes Erbe zu überlassen.

Das Wirken des großen Organisators Ludendorff machte sich noch in den letzten Wochen der Sommeschlacht bemerkbar. Er stand vor der schwierigen Aufgabe, die ernste Unterlegenheit der deutschen Truppen an der Großkampffront so gut und so rasch zu beheben wie möglich. Eine Radikalkur konnte nur eine Umstellung des Kampfverfahrens auf die neue Angriffstaktik in der Materialschlacht bringen. Das ließ sich

indessen nicht aus dem Ärmel schütteln. General Ludendorff sagt selbst darüber: „In strategisch-taktischen Fragen platzen die Ansichten genau so aufeinander, wie in allen politischen und wirtschaftlichen. Es ist hierin ebenso schwierig, überzeugend zu wirken; die Erscheinungen werden erkannt, die Grundursachen aber bestritten. Sie sind daher schwer zu bessern . . .“ Das zunächst Erreichbare bestand in einer Kräfteverteilung, die den Bedürfnissen der Großkampffront an schwerer Artillerie, Luftstreitkräften und Zufuhr von Ablösungsdivisionen vermehrt Rechnung trug. Eine erweiterte Selbständigkeit der an der Westfront zunächst bestehenden zwei Heeresgruppen sollte einen ersten Ausgleich innerhalb einer Gruppe von Armeen, entsprechend der verschiedenen Beanspruchung derselben, ermöglichen, und so für die — vom Standpunkt der Führung gesprochen — alltäglichen Bedürfnisse der Armeen eine Zwischenbehörde schaffen, die die O.H.L. selbst der Kleinarbeit der Kräfteverteilung überhob. Den Bedürfnissen von Kampffronten, deren Inanspruchnahme das Mittelmaß überstieg, wie die Sommefront es tat, konnte dann die O.H.L. durch Sonderzuwendungen entsprechen. Diese Dezentralisation hat überaus segensreich gewirkt. Das bisher nicht gekannte und daher der Führung wenig geläufige Ablösen von Kampfdivisionen in großem Umfange während des Großkampfes wußte die Hand General Ludendorffs rasch in die Bahnen zu lenken, die der Schonung der Truppe Rechnung trugen.

22. Kapitel.

Der Griff der Zange im Osten

Die russische Offensive des Sommers 1916 sollte Hand in Hand mit der Sommeoffensive der Westmächte die deutsche Ostfront zer- Skizze 8 schlagen. Der Schwerpunkt lag im ursprünglichen Plan der russischen Heeresleitung im Norden. Er faßte den Durchbruch zwischen Wischnewsee und Postawy auf Kowno mit anschließendem Abdrängen des abgespaltenen nördlichen deutschen Frontteiles zwischen Swenzjany und Riga gegen die Ostseeküste ins Auge. Der Gedanke war gut. Der Angriff zielte nach einer Achillesferse Deutschlands, nach Ostpreußen. Die erneute Bedrohung dieser schon so schwer heimgesuchten Provinz mußte auf die deutsche Westfront mehr als jede andere Operation kräfteanziehend wirken. Neben dem eigentlichen Durchbruchstoß am Naroczsee

und bei Postawy sollte zur Ablenkung und Fesselung deutsch-österreichischer Kräfte noch bei Widsy, Dünaburg und Jakobstadt angegriffen werden. Im März brach der Russensturm los. Er hatte Anfangserfolge durch erdrückende Überlegenheit zu erzielen gewußt, die angegriffene Front war nur dünn mit abgesessener Kavallerie und Landwehr besetzt. Die schlechte Bahnlage, die im Frühjahrstauwetter grundlosen Wege verzögerten die Anbeförderung der deutschen Reserven und schufen so eine vorübergehende Krise. Glücklicherweise verbrauchte sich die Stoßkraft des russischen Angriffs sehr rasch infolge des unerhörten Raubbaues mit Menschen. Ende März war die Offensive des Russen auf Kowno zu Ende. Örtlichen Bodengewinn nahm ihm vier Wochen später eine Gegenoffensive der deutschen zehnten Armee wieder ab.

Nach Scheitern dieses Planes in seinen ersten Anfangszügen faßte die russische Heeresleitung für ihre zur Begleitung der Sommeoffensive gedachte Hauptangriffe nunmehr andere Fronten ins Auge. Bei Riga, Smorgon und Baranowitschi sollten gleichzeitige Gewaltstöße die deutsche Ostfront ins Wanken bringen, zu ihrer Stützung der Westen geschwächt werden. Ein vorhergehender Ablenkungsangriff sollte in Wolhynien durch die Armee des Generals Brussilow geführt werden. Dieser Stoß war also ursprünglich gar nicht als Haupthandlung gedacht. Die „Extratour" Österreich-Ungarns in Tirol vom Frühjahr 1916 hatte der Ostfront die noch brauchbaren Kräfte der k. u. k. Truppen vollends entzogen, die Brüchigkeit der letzteren gesteigert. Der Tiroler Offensive war nur kurze Lebensdauer beschieden, später wurden die k. u. k. Truppen an dieser Front sogar in die Abwehr geworfen.

Als die Tiroler Offensive bereits hoffnungslos festgefahren war, brach am 4. Juni — also vor Beginn der Sommeschlacht — der Angriff der Armee Brussilow östlich Luck ein. Die davon betroffene k. u. k. vierte Armee brach völlig zusammen.

Die deutsche Führung plante zuerst, die Katastrophe der k. u. k. vierten Armee im Styrbogen durch Gegenstoß aus dem Raume von Sokal auf die Südflanke des bereits auf Wladimir Wolynsk vordringenden Russenkeils zum Stehen zu bringen. Allein da die geschlagenen k. u. k. Truppen in der Hauptsache den Kampf resigniert überhaupt aufgaben, wurden die zum Gegenangriff bereitgestellten deutschen Kräfte schnell verbraucht, um wenigstens frontal dem russischen Druck einen dünnen Riegel vorzuschieben. Und was die ganze k. u. k. vierte Armee nicht

vermocht hatte, das gelang wenigen deutschen Divisionen auf weitgespannter Front. An ihrem Kampfwillen lief die russische Sturmflut fest.

Bald darauf drang auch in der Bukowina ein russischer Stoß tief in das Gefüge der k. u. k. Front bis vor Kirlibaba und den Tatarenpaß ein. Auch hier mußten schleunigst herangeworfene deutsche Truppen den Einbruch abdämmen. Dann folgte der ursprünglich als Hauptfaktor des russischen Angriffsplanes gedachte Stoß südlich Baranowitschi am 13. Juni. Die Landwehrtruppen der Armeeabteilung Woyrsch wiesen ihn ab, ohne ein Fußbreit Boden zu verlieren. Vorstöße beim Naroczsee und bei Baranowitschi erlitten denselben Mißerfolg.

Der ungeahnte Anfangserfolg im Styrbogen bei den k. u. k. Truppen und andererseits die wenig ermutigende Standhaftigkeit der deutschen Front warf den russischen Operationsplan um, zog seinen Schwerpunkt nach Süden. Der Russe schuf die Strategie „der weichen Stelle", d. h. er ließ sich in der Entwicklung seiner Operationen vorwiegend von dem Abflauen des feindlichen Widerstandes leiten, was hier in der Praxis dazu führte, daß der russische Schwerpunkt in der Regel vor den Fronten der k. u. k. Truppen zu liegen kam. Die Erfolge dieser Strategie waren sehr gute, ein Ausbau des taktischen Einbruches war durch die allgemein geminderte Kampfkraft der k. u. k. Truppen stets ermöglicht. Als die deutsche Führung im Frühjahr 1918 sich in der Operation ebenfalls von diesem Gesichtspunkt leiten ließ (siehe Seite 220), konnte das Verfahren der Russen ihr aus dem taktischen Erfolg keinen Weg zur Operation öffnen. Der Grund war, daß im Westen die „weiche Stelle" ihr Entstehen nur taktischen Schwächen der angegriffenen Front verdankte, die im Fluß der Entwicklung rasch verschwanden und damit der weichen Stelle die Härte der übrigen Front und darüber hinaus verliehen, während die weiche Stelle, die sich der russischen Führung von 1916 geöffnet hatte, in dem Kampfwert des Gegners überhaupt, also in einem Dauerzustand, wurzelte und damit keine vorübergehende Erscheinung, sondern ein bleibender Faktor in der örtlichen Lage der Kampffront war.

In der Befolgung der neuen Strategie setzte Mitte Juli erneuter Gewaltstoß im Styrbogen ein. Damit stand im Juli die ganze Ostfront von der Bukowina bis zur Düna an zahlreichen Stellen in Flammen. Die begonnene Sommeschlacht stellte sie auf ihre eigenen Kräfte. Das

Hilfsbedürfnis der k. u. k. Truppen schwächte die deutsche Nordhälfte bis auf Rekrutendepots hinaus. Bei Woyrsch und im Styrbogen mußten deutsche Bataillone die Stelle feldflüchtiger k. u. k. Divisionen einnehmen. Der Bogen um Luck dehnte sich bis zum Zerspringen bis hinter den oberen Sereth, bis Brody, bis zur Turija und bis hinter den Stochod. Wieder wanderten einzelne zusammengefegte Regimenter aus Kurland, Litauen und Nordpolen nach Kowel. Da griff Mitte Juli das Schlachtenfeuer auch auf die Dünafront über. Aus Riga heraus brach russischer Massenstoß gegen die fast zur Vorpostenstellung verdünnte deutsche Front. Dann folgte ein neuer Stoß auf Baranowitschi. Den wütenden Hammerschlägen der Sommeschlacht gesellte sich die Generaloffensive der Russen von Rumänien bis zur Ostsee bei. Aus Hunderten von Kanälen zugleich sollte dem deutschen Heere das Blut entzogen werden. Die Krise wurde zur Lebensgefahr. General Ludendorff kennzeichnet die Lage treffend, wenn er sagt, daß nach Abfluß aller irgendwie entbehrlichen Truppen und Trüppchen an die k. u. k. Armeen der ursprünglichen deutschen Front zwischen Pinsk und Riga noch eine einzige Kavalleriebrigade für rund tausend Kilometer Frontbreite als Reserve übrig blieb. Schließlich mußten sogar Türken rettend einspringen.

Allein die deutsche Front vom Pripjet bis zur Ostsee hielt in all ihrer papierdünnen Aufstellung stand. Der Russe versuchte sein Heil ab Anfang August nur noch gegenüber den k. u. k. Truppen. Erneut entluden sich im Lucker Bogen, südlich Brody und zwischen Pruth und Dnjestr die Gewitterstürme schwerster Angriffe. Deutsche Bataillone und Kavallerieregimenter brachten die hinter weichenden k. u. k. Truppen nachquellenden Russenfluten zum Stehen. Ende August war die Krise nach vielfachen örtlichen Höhepunkten in ihrer Gesamtheit überwunden.

Das Versagen des k. u. k. Heeres hatte die Zermürbungsarbeit der Sommeoffensive wirksam ergänzt und Rumänien auf den Plan gerufen. Hatte die deutsche Truppe in dieser Kette lebensgefährlicher Krisen ihre Überlegenheit über Freund und Feind bewiesen, hatte sie Wunder von Tapferkeit und Standhaftigkeit verrichtet, so hatte die deutsche Führung sich in einer Beschränkung sondergleichen als vollendeter Meister gezeigt, hatte kühle Ruhe und Nervenkraft behalten, die höchste Bewunderung verdienen.

23. Kapitel.
Erfolgreiche, endgültige Abwehr des deutschen Präventivangriffs auf Verdun durch die Franzosen

Die im Oktober und Dezember 1916 von den Franzosen geführten erfolgreichen Entsatzkämpfe bei Verdun („pour dégager Verdun") zeigten deutlich die gesunkene Moral der deutschen Infanterie gegenüber den westlichen Gegnern. Wenn auch ungünstige taktische Verhältnisse auf deutscher Seite (siehe Seite 166) die Niederlagen zum Teil erklärten. Sie brachten schwerste Verluste. Der kurze Gewinn der hoffnungsvoll eingeleiteten Offensive, die Offenhaltung des Festungsgürtels und damit die operative Fesselung starker Feindkräfte in Verdun, der unter schweren Opfern erhalten worden war, ging damit nun auch noch verloren. Das Scheitern der Präventivoffensive war nunmehr vollendete Tatsache. Der Gegner hatte gleichzeitig einen bedenklichen Blick in die moralische Verfassung des deutschen Heeres getan.

24. Kapitel.
Die rumänische Episode

Skizze 10 Das Eintreten Rumäniens in den Krieg am 27. August 1916 ließ die soeben mit Mühe beschwichtigte Gefahr an der Ostfront erneut aufleben. General Ludendorff bringt dies zum Ausdruck mit den Worten: „Nach der Kriegserklärung Rumäniens gewannen die Karpathen andere Bedeutung. Die Umfassung unseres Südflügels brauchte sich nicht mehr zwischen dem Dnjestr und der Moldau durchzuzwängen, sie hatte jetzt in ganz Rumänien eine breite Ausgangsbasis und konnte ungemein wirkungsvoll werden..." und fährt fort: „blieben die Rumänen in ununterbrochenem Vormarsch, so war nicht nur die Heeresgruppe Erzherzog Karl vollständig umfaßt, auch der Weg ins Herz Ungarns und gegen unsere Verbindungen nach der Balkanhalbinsel war frei: Wir waren besiegt...".

Rumänien befand sich zwischen Siebenbürgen und Bulgarien rein operativ in einer ungünstigen Ausgangstellung, sobald es aus diesen beiden Ländern heraus gleichzeitig kraftvoll angegriffen wurde. Die Mittelmächte konnten also nur durch offensives Handeln aus der strategisch ungünstigen Anfangslage Rumäniens einen entscheidenden Faktor

machen. Defensives Abwarten hätte Rumänien jeder Gefahr enthoben, ihm alle Vorteile der inneren Linie gegenüber tatenlosen Gegnern in die Hand gegeben. Nach Norden hatte es das Spiel bereits eingeleitet. Wurde ihm die Initiative nicht rasch entrissen, so bedeutete es die endgültige Niederlage der Ostfront, also der Mittelmächte überhaupt. Gelang es nur, die rumänischen Kräfte zurückzuwerfen, ohne sie vernichtend zu schlagen, so war das drohende Verhängnis hinausgeschoben, aber die Gefahr des Einsturzes der untergrabenen Ostfront blieb drohend bestehen. Um die ernste Lage der Mittelmächte wieder zu festigen, mußte also Rumänien entscheidend geschlagen werden, und die besten Aussichten für eine solche Operation bestanden nur zu Beginn der kriegerischen Handlung. Sofortige Einleitung der Offensive aus Bulgarien und Siebenbürgen war für die Mittelmächte das Gebot der Selbsterhaltung. Indessen die Kraft zu einer solchen Doppeloffensive aufzubringen, das war angesichts der hochgespannten Lage im Westen und im Osten für die Mittelmächte allerdings ein Kunststück.

Die geringen in Bulgarien verfügbaren Kräfte verwiesen den von hier aus über die Donau auf Bukarest zu führenden Stoß zeitlich an die zweite Stelle. Erst mußte der stärker zu gestaltende Angriff aus Siebenbürgen den Rumänen die Operationsfreiheit nach rückwärts entsprechend beschränkt haben. Dem Angriff aus Bulgarien heraus wurde wirksam vorgearbeitet, wenn zunächst die Dobrudscha bis zur Linie Galatz—Donaudelta von der Donauarmee besetzt und damit der rumänische Donauschutz von der Strecke Orsowa—Tutrakan auf die fast doppelt so lange Orsowa—Donaumündung ausgedehnt und verdünnt wurde.

Die Operationsbereitschaft der zum Stoß aus Siebenbürgen heraus bestimmten Kräfte (deutsche neunte Armee und k. u. k. erste Armee) verzögerte sich länger, als erwünscht war. Die Plattform des Aufmarsches, der Südflügel der k. u. k. Heeresgruppe Erzherzog Karl, zog die ersten für Rumänien bestimmten deutschen Divisionen an seine wankende Karpathenfront. Endlich schien Rücken und Flanke der Operation gegen Rumänien genügend gesichert. Das im Westen blutende deutsche Heer nahm auch noch die Karpathen- und Galizienfront auf seine Atlasschultern. An die Verantwortungsfreudigkeit der deutschen O.H.L. wurden Anforderungen gestellt, die nur weitestgehendes Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Truppen tragen ließ.

Der schleppende Aufmarsch der Verbündeten in Siebenbürgen schuf eine gefährliche Lage. Nur einen Tagesmarsch vor der Front der noch nicht operationsfähigen Kräfte der Mittelmächte in Siebenbürgen stand das schlagbereite rumänische Heer. In der tiefen linken Flanke der Verbündeten dröhnte die Rückendeckung in den Karpathen unter den wütenden Anstürmen der Russen. Wußte der Rumäne und Russe die dargebotene Gunst der Lage zu nützen und mit vereinter Kraft, aus der Moldau in Richtung Budapest vorstoßend, einen Keil zwischen die in Siebenbürgen aufmarschierenden Kräfte und den Rücken der Karpathenfront zu treiben, so hatten sie gewonnenes Spiel. Die Verteidiger der Karpathenfront hätten die Waffen weggeworfen, und den in Siebenbürgen sich sammelnden Korps drohte ein Angriff von drei Seiten. Nur schleuniger Rückzug hinter Theiß und Donau hätte ihre Trümmer retten können. Die Südflanke der verbündeten Ostfront war eingestürzt. Budapest, Wien, Breslau winkten als Siegespreis. Die Lage war hochkritisch. Aber der Gegner litt an entsprechend hochgradigem Mangel an Tatkraft und Scharfblick. Der Russe hatte sich nun einmal auf die ungünstigste Angriffsfront in den Karpathen verbissen. Und den Rumänen war Mackensens Vorstoß in die Dobrudscha in die Beine gefahren. Der gefährliche Gegner wurde zum ergebenen Schlachtopfer. Hindenburgs Name verbürgte, wie einst der des großen Franzosenkaisers, die Vorhand in der Operation.

Als der deutsch-österreichische Aufmarsch in Siebenbürgen Ende September 1916 beendet war, umstanden ihn drei rumänische Armeen in weitem Halbkreis vom Oberlauf des Maros über Szekely Udvarhely, Fogaras, Hermannstadt bis Petroseny. Sie waren in die Strategie Schwarzenbergs vom Anfang Oktober 1813 verfallen, unter deren Ägide die Heere der Verbündeten nach Clausewitz „wie die Hühnerhunde vor einem Volke Hühner" vor dem gefürchteten Korsen standen. Die Operation der Verbündeten sollte im Angriff der deutschen neunten Armee über Hermannstadt und Kronstadt bis zum Kamme der Transsylvanischen Alpen nach Süden mit anschließender Linksschwenkung nach Osten und dem Angriff der k. u. k. ersten Armee von Maros Vasarhely aus nach Osten bestehen. Die rumänische erste Armee sollte vernichtet, die zweite und Nordarmee in die Moldau gedrängt werden.

Zeitlich zuerst antretend umging die deutsche neunte Armee Falkenhayn mit dem Alpenkorps den Rücken der rumänischen ersten Armee

bei Hermannstadt und sperrte ihr den Rückzug über den Rotenturm-Paß. Dann griff die Armee die Front von Norden her an. Die Umfassung, der selbst ein Rücken- und Flankenangriff von Süden und Westen an dem ungenügend gesicherten Vulkan- und Szurduk-Paß drohte, erinnert in ihrer kühnen Anlage an die von Grodno und Lomza her bedrohte Umfassung aus der Winterschlacht in Masuren (siehe Seite 145). Sie gelang, wenn auch durch die zahlenmäßige Schwäche der deutschen neunten Armee lang hingeschleppt. Ende September hatte die rumänische erste Armee geendet. Unter Deckung der rechten Flanke gegen die südlich Petroseny und Orsowa stehenden Feindgruppen drehte die neunte Armee nunmehr hart nördlich des Gebirgskammes nach Osten gegen die zwischen Szekely Udvarhely und Fogaras stehende rumänische zweite Armee ein. Die k. u. k. erste Armee schloß sich weiter nördlich an. Auch die rumänische zweite Armee wurde nun zwischen Fogaras und Kronstadt geschlagen. Allein ihre geplante Abdrängung nach Osten in Richtung Focsani mißlang. Sie konnte sich beiderseits Kronstadt in Richtung auf Bukarest in die Tiefebene der Walachei retten. Zu der kriegswirtschaftlich dringend erforderlichen Einnahme dieses Gebiets wurde daher eine erneute Operation notwendig. Unterdessen war die deutsch-bulgarisch-türkische Donauarmee in die Süddobrudscha eingedrungen, hatte die Donaubrückenköpfe Silistria und Tutrakan eingenommen, einen rumänischen Vorstoß westlich Tutrakan in ihren Rücken abgewiesen.

Die neue Operation mußte zunächst den Feind in der Walachei aufsuchen und schlagen. Das rumänische Heer war noch ungebrochen und erhielt Verstärkungen aus Rußland. Gegen die rumänischen Kräfte in der Walachei mußte nunmehr, nachdem sie dem Untergang nördlich des Grenzgebirges entronnen waren, die eingangs (siehe Seite 174) geschilderte Zweifrontenbedrohung zur operativen Grundlage gemacht werden. Den Schwerpunkt legte die deutsche O.H.L. zu der deutschen neunten Armee, weil sie für den Aufmarsch auf besseren rückwärtigen Verbindungen sich aufbaute, wie die Armee Mackensen, obgleich letzterer in der Donau kein so schwieriges Hindernis den Weg versperrte, wie es die neunte Armee im Transsylvanischen Grenzgebirge vor sich hatte. Außerdem schränkte die Donau — und das war nachher entscheidend — die Auswahl des Angriffspunktes lange nicht so ein, wie die unwegsame Gebirgsmauer.

Die notwendigen Kräfte entnahm die deutsche O.H.L. der immer noch

an der Somme und neuerdings auch bei Verdun in Flammen stehenden Westfront. Auch die Front des Oberbefehlshabers Ost, die sich nur noch westlich Luck und an der Narajowka russischer Angriffe zu erwehren hatte, wurde zur Abgabe herangezogen.

Die Operation begann bei der schon seit Anfang Oktober operationsbereiten Armee Mackensen mit einer Vertiefung des Vorstoßes in die Norddobrudscha, um die Augen des Feindes von dem als zweiten Teil der Bewegungen dieser Armee geplanten Donauübergang abzulenken. Nach hartem Kampf wurde der Gegner über die Bahn Konstanza—Cernavoda geworfen, das wichtige Ölquellengebiet besetzt. Dann flossen die Hauptkräfte der Armee Mackensen unbemerkt zurück nach Westen an die Donau südlich Bukarest.

Nunmehr war die Reihe an der deutschen neunten Armee. Für ihren Vormarsch in die Walachei wären die Gegend Kronstadt oder wenigstens der seit Beginn der Feindseligkeiten von beiden Teilen umstrittene Roteturm-Paß strategisch günstige Angriffspunkte gewesen, da sie nahe genug bei Galatz lagen, wo die Abschnürung der rumänischen Hauptkräfte von Rußland und der Moldau zu suchen war. Jede Verschiebung des Angriffspunktes der neunten Armee nach Westen erleichterte den Rumänen das Entkommen nach Osten, wenn nicht die Donauarmee den Notausgang Galatz—Focsani rechtzeitig zu schließen vermochte. Allein sie war für diese Aufgabe zu schwach und wählte zu allem hin für den Donauübergang in Swistow eine rund 300 Kilometer von Galatz entfernte Stelle. Nun zeigte sich bereits der Nachteil, den Schwerpunkt der Operation in eine von unzähligen Geländeschwierigkeiten eingeengte Ausgangsfront gelegt zu haben. Sowohl bei Kronstadt wie am Rotenturm-Paß waren die taktischen Aussichten des Druchbruches derart ungünstige, daß die O.H.L. sich wohl oder übel zum Durchbruch über Vulkan- und Szurduk-Paß entschließen mußte. An dem weitgebauchten Kessel, in dem die rumänischen Walacheikräfte vernichtet werden konnten, und der sich von der Grundlinie Kronstadt—Cernavoda fast 300 Kilometer tief bis etwa Craiova nach Westen ausdehnt, setzte so der Schwerpunkt der nördlichen Bewegung in Höhe der Kesselsohle selbst, der Schwerpunkt der südlichen Bewegung nur etwa halb so hoch über der Sohle an, wie es möglich gewesen wäre. Anstatt den Kessel über Kronstadt und Silistria schließen zu wollen, kamen die Hauptkräfte der deutschen neunten Armee trotz ihrer scheinbaren Um-

fassung der rumänischen Gebirgsfront tatsächlich gegen die rumänischen Hauptkräfte frontal zu stehen, sobald die Gebirgsfront des Feindes von der Angriffsbasis zur Abwehrflanke wurde. Und das mußte eintreten, sobald die erste deutsche Schützenlinie den Vulkanpaß überschritten hatte. Und gegen die nunmehr etwa am Alt oder weiter östlich parallel dazu zu denkende rumänische Front setzte die Armee Mackensen bei Swistow ihren Flankenstoß genau so seicht an, wie es im Juli 1915 die Armee Gallwitz gegen die russische Weichselfront getan hatte (siehe Seite 149). Eine Vernichtungsschlacht in der Walachei konnte so nicht entstehen. Der Verlauf der Operation bestätigt dies.

Am 11. November durchstieß die deutsche neunte Armee in glänzendem Angriff die Stellungen der Rumänen auf dem Gebirgskamm. Sechs Tage später wurden bei Targu Jiu die entgegengeworfenen Hauptkräfte der rumänischen Walacheiarmee geschlagen. Nach weiteren sechs Tagen stand die Umfassung am Unterlauf des Alt in frontalem Kampf, überschritt die Donauarmee bei Swistow den Strom, um dann sofort vor dem Vedea- und Nejlowabschnitt in ihrer Überflügelung gehemmt zu werden. Am 30. November hatte die Nordfront der deutschen neunten Armee die Linie Pitesti—Campulung—Sinaia erreicht, die Durchbruchsgruppe stand westlich des Nejlow, die Donauarmee nahe Bukarest.

Weder aus der Südostecke Siebenbürgens noch von Cernavoda her drohte den hauptsächlich frontalem Druck weichenden Rumänen die Gefahr, zwischen Galatz und Focsani verschlossene Türen zu finden. Sogar die Freiheit einer Operation auf der inneren Linie gegen die den rechten Flügel der deutschen Front bildende Armee Mackensen verblieb, wenn auch nur für kurze Zeit, der rumänischen Heeresleitung. Dann wich sie planmäßig nach Nordosten aus, durch russische Verstärkungen zu nachhaltigerem Widerstand als bisher befähigt. In immer schwereren Kämpfen mußten die ermüdeten deutschen Truppen frontal die Abschnitte der Jalomnitza, des Calmatuiu und des Buzau, schließlich den Widerstand bei Braila überwinden, um in der Donau—Sereth—Trotusfront an die bisherige Südflanke den Anschluß zu finden.

Die Vernichtung der rumänischen Streitkräfte in der Walachei war nicht geglückt. Die operative Anfangstellung beider Parteien hatte eine Grundlage von seltener Gunst dafür geschaffen. Und als der Angriff der deutschen neunten Armee die Hauptkräfte des Feindes in dem Raum

Targu Jiu—Craiova zog, war diese Gunst noch vermehrt worden. Ein Vorstoß der neunten Armee aus dem Raum von Kronstadt oder ein solcher der Donauarmee aus dem Raum Tutrakan—Silistria auf Bukarest hätte in dem von Donau und Transsylvanischem Waldgebirge umschlossenen Sack der Westwalachei eine Katastrophe des rumänischen Feldheeres heraufgeführt, die ein Gegenstück zum Untergang der Armee Ssasonow bei Tannenberg gebildet hätte. Allein bei der neunten Armee fand der operative Schwerpunkt nur einen Durchlaß südlich Petroseny und rückte so aus dem Rücken des rumänischen Feldheeres vor dessen Flügel, der bald zur Front werden sollte. Und die andere, zum Rückenstoß befähigte Gruppe, die Donauarmee, war nicht zum Träger des Schwerpunktes ausersehen worden, war also schwach. Außerdem war sie hinsichtlich der Wahl der Übergangsstelle also hinsichtlich ihrer Einfügung in das operative Bild gebunden. Sie mußte den schon von langer Hand bei Swistow vorbereiteten Übergang durchführen und setzte damit gezwungenermaßen ihren Stoß zu seicht an. Wie 1915 die Stoßlinie der Armeen Mackensen und Gallwitz sich noch westlich Brest-Litowsk vor der Feindfront zusammenfanden (siehe Seite 151), so hier die Mackensens und Falkenhayns westlich Bukarest. Beide Male entkam der Feind. Es war bedauerlich, daß es infolge der Bahnlage unmöglich war, den Schwerpunkt zu der Armee Mackensen zu legen und sie zum tiefen Flanken- und Rückenstoß anzusetzen, und daß es ebenso unmöglich war, dann wenigstens dem Schwerpunkt der neunten Armee weiter östlich zum Durchbruch zu verhelfen und so von Norden her dem Gegner den Rückzug hinter die Donau—Serethlinie abzuschneiden. Der Hauptgrund für die Anlage und Durchführung der Operation war, daß die zur Verfügung stehenden Gesamtkräfte überhaupt zu schwach waren, um die Kesseloperation in der angedeuteten Weise durchzuführen. Verdun, die Somme, der Styrbogen, die Bukowina, das waren die Kanäle, durch die das Blut des deutschen Heeres geströmt war. Und in Ansehung dieser so überaus beschränkten Mittel hat die strategische Episode in Rumänien immerhin Großes erreicht. Die durch die Kriegserklärung Rumäniens von östlich Kronstadt bis Orsowa in über 300 Kilometer Tiefe aufgerissene Südflanke der verbündeten Ostfront war in kurzem, siegreichem Feldzug geschlossen worden. Ein Wirtschaftsgebiet von unübersehbarer Bedeutung war erobert. Die Entente war um eine schwere Enttäuschung reicher.

25. Kapitel.
Um die Jahreswende 1916/1917

Beim Ausblick auf das Jahr 1917 stand die Tatsache des vollen Zweifrontenkrieges nicht mehr zweifelsschwer im Vordergrund der Erwägungen der deutschen O.H.L. Die Kampfkraft des russischen Heeres und der Rumänen war so erschüttert, daß die Frage, auf welchem Kriegsschauplatz der operative Schwerpunkt zu suchen sei, einwandfrei für den Westen sich entschied. Und im Westen verwies die Gesamtlage das deutsche Heer so ausdrücklich in die Abwehr, daß die Frage nochmaligen offensiven Zuvorkommens mit all ihren operativen Folgerungen nicht bestand.

Allein war die deutsche O.H.L. in dieser Hinsicht der Zweifel enthoben, so lastete dafür die Sorge um so drückender auf ihren Betrachtungen. Das Heer hatte schwer gelitten. Der alte feste Kern der Infanterie war Ende 1916 zum großen Teile verschwunden. Was die verlustreichen Schlachten des Bewegungskrieges 1914 und 1915 übriggelassen hatten, das hatte der nie gekannte Feuersturm vor Verdun und an der Somme zerfetzt. Die alte Soldatenweisheit, daß der Tod seine Auswahl nur unter den Besten trifft, hatte eine traurige Bestätigung gefunden. An der Stelle, wo bisher die mutigsten und zuverlässigsten Offiziere und Mannschaften gestanden hatten, klafften breite Lücken. Was übrig blieb, war der Durchschnitt und das, was unter ihm gestanden hatte. Und diese erschütterte Truppe war verstört von dem zerwühlten Schlachtfeld an der Somme geschieden. Die drückende Überlegenheit der Westmächte auf technischem Gebiet hatte das Gefühl der Unterlegenheit an die Stelle des Siegglaubens gesetzt, hatte der Auffassung, daß der Krieg doch hoffnungslos verloren sei und damit der Feigheit den Weg geöffnet. So wurde es auch dem heimischen Geist des Kleinmutes, der Gleichgültigkeit und selbst des Vaterlandesverrats ermöglicht, seine üble Jauche in den lauteren Quell der Pflichttreue des deutschen Heeres zu gießen. Er arbeitete der feindlichen Propaganda an der Front getreulich in die Hand. In den Herbstschlachten des Jahres 1916 vor Verdun hatte die deutsche Infanterie eine erschreckende Abnahme ihrer moralischen Kraft gezeigt. Die schweren Verluste machten umfangreichen Ersatz notwendig. Er füllte die entstandenen Breschen. Aber er kam als eine Masse uniformierter Nichtsoldaten heraus ins Feld. Schon rein körperlich

entsprach er jetzt nicht mehr allen Anforderungen. Jugendliche, bereits unterernährte Bürschchen hielten nur mit Mühe den Anstrengungen des Schützengrabenkrieges stand. Und die Heimat hatte ihnen das Geleitwort mitgegeben, die erste Pflicht des Soldaten sei, sein Leben zu erhalten. Das Drückebergertum wuchs treibhausartig.

Neben der Tatsache, ein mürbe werdendes Heer als Operationsinstrument zu führen, lastete die Erkenntnis, daß auch die bisherigen Gefechtsgrundsätze versagt hatten, schwer auf der deutschen O.H.L.

So war denn die Arbeit, die sich vor den neuen Leitern der O.H.L. auftürmte und sich auf knappe Monate zusammendrängte, eines geistigen Herkules würdig, erforderte ein fast übermenschliches Maß von Arbeitswillen, Arbeitskraft und Hoffnungsglauben. Nicht nur an die innere Krankheit des Heeres mußte die heilende Hand gelegt werden, auch eine neue Taktik war zu schaffen. Ein hohes Maß von Verantwortungsfreudigkeit gehörte dazu, früher bewährte, auf gewissenhafter Arbeit aufgebaute Grundsätze über Bord zu werfen, unter den vielfach widerstreitenden Stimmen der Front Auswahl zu halten und ein neues Kampfverfahren im Bewußtsein der ganzen Tragweite dieses Schrittes aufzustellen. Die Feuertaufe mußte es erst bestehen.

Gegenüber stand ein Gegner, dessen ganze ungeheure Rüstungsindustrie sich jetzt erst zu voller Leistungsfähigkeit entfaltet hatte, dessen Truppen, namentlich die britischen, an Zahl dauernd wuchsen. Ein Gegner, dem die technischen Hilfsmittel im kommenden Jahre eine taktische Überlegenheit erteilen konnten, die die in der Sommeschlacht bewiesene noch übertreffen sollte. Und seine Truppen fühlten sich als Sieger. Erst an der Somme, dann auf dem Douaumont und dem Pfefferrücken hatte er anfangs fast ungläubig staunend gesehen, wie der gefürchtete Feind den Rücken wandte, wie von der sieghaften deutschen Infanterie, auf die er mit haßerfüllter Bewunderung gesehen hatte, sich ganze Regimenter wie Schafherden hatten einfangen lassen. Das moralische Übergewicht, das bisher schlachtentscheidend in der deutschen Schale geruht hatte, begann langsam in die der Entente sich zu verschieben, um sich dort mit der Überlegenheit der Zahl und der Kriegsmittel zu vereinigen. Ein machtvoller Ansturm dieses Gegners stand bevor, und so lastete auf allen, die Einblick in die große Lage hatten, die nagende Sorge: „Wie wird es 1917 im Westen gehen?"

Allein all die drückende Last der Sorgen und Schwierigkeiten ver-

mochte den Leitern der deutschen O.H.L. die kühle Ruhe und Zuversicht nicht zu nehmen, war für sie nur ein Ansporn zu um so größerer Anspannung. Aus einer Unsumme gewissenhaft prüfender und wägender Geistesarbeit entstand auf Grund der taktischen Erfahrungen der vergangenen Materialschlachten der Grundsatz, in tiefen Kampfzonen mit wenig Menschen und desto mehr Maschinen die Abwehrschlacht zu führen, Geländeverlust nicht zu scheuen, wenn dabei der Gegner nur schwere Verluste erlitt, die eigenen Kräfte aber dabei geschont blieben. Der unsterbliche Clausewitz-Satz, daß im Kriege das Endziel aller kriegerischen Handlungen die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte sein müsse, schwebte über dem ersten Geschenk des neuen Chefs des Generalstabes des Feldheeres an seine Armeen, über der Vorschrift: „Die Führung in der Abwehrschlacht.“ Das einzige, was man an dieser Vorschrift aussetzen könnte, ist, daß der Offensivgedanke gar zu sehr in den Hintergrund trat. Wenn es auch die Verhältnisse dem deutschen Westheer verbieten mochten, große Angriffe zu führen, so konnte doch in der Abwehr feindlicher Angriffe gelegentlich aus der reinen Parade zum Ausfall übergegangen werden. Allein diese Initiative regte die Vorschrift kaum an. So sehr sie den Kern der Clausewitzschen Lehre traf, ein wichtiges Organ derselben, „das blitzende Vergeltungsschwert,“ ließ sie fast ganz beiseite. Insofern wandelte sie in den Falkenhaynschen Bahnen weiter.

Sorgsame Regelung der Truppenverschiebungen suchten der Truppe jede nur mögliche Schonung angedeihen zu lassen, das Zerreißen der Verbände zu vermeiden und die Festigung ihres inneren Haltes zu fördern. Im gleichen Sinne wurde erstrebt, durch Verbreiterung der einzelnen Abschnitte die Zahl der Frontdivisionen herabzusetzen und damit dauernd zahlreichen Divisionen Gelegenheit zur Ruhe und Ausbildung zu geben. Die Vermehrung der Maschinengewehre der Divisionen erlaubte dies. Auf strategischem Gebiet wurde der vorausschauende Ausbau rückwärtiger Stellungsysteme der möglichen Entwicklung gerecht. Ein etwa notwendiges Ausweichen in sie wurde in großen Zügen festgelegt und vorbereitet. Schließlich war noch der Kampf gegen die feindliche Kriegsindustrie aufzunehmen. Material- und Munitionsmangel, wie er an der Somme die deutsche Artillerie und Luftstreitkräfte in hoffnungslose Unterlegenheit versetzt hatte, durfte sich nicht wiederholen. Das „Hindenburg-Programm“ plante großzügige Abhilfe. 125 000 Arbeiter stellte die

deutsche O.H.L. der heimischen Industrie dafür zur Verfügung. Die wunderbare Leistungsfähigkeit der deutschen Technik und Großindustrie entsprach den Erwartungen. Wenn auch der Vorsprung der Entente auf dem Gebiete der Rüstung nicht mehr einzuholen war, glich sie doch die drükkende Unterlegenheit des deutschen Heeres vom Herbst 1916 erheblich aus.

Die offensive Kriegsentscheidung lag ab Frühjahr 1917 nach Auffassung der maßgebenden Stellen bei der Ubootwaffe. Das Landheer hatte so lange standzuhalten, bis der Ubootkrieg den feindlichen Lebensnerv durchschnitten hatte. Dieser Aufgabe schien das Heer gewachsen. War es auch immer noch zahlenmäßig geschwächt, wie es aus den Stürmen des Jahres 1916 hervorgegangen war, seinen inneren Halt begann es unter General Ludendorffs zielbewußter Leitung wieder zu finden, und auch seine physischen Kräfte kehrten in den ruhigen Wintermonaten mählich wieder.

26. Kapitel.

Die Fortführung des planmäßigen Angriffs der Entente im Westen

Skizze 9 Die Entente beabsichtigte, den im Jahre 1916 begonnenen planmäßigen Belagerungsangriff im Jahre 1917 fortzusetzen. Seine erneute Ausdehnung auf die Ostfront schied dieses Jahr aus dem Bereich der Möglichkeiten. Rußlands militärische Kraft litt stark unter der inneren Krise. Dafür bedeutete der Hinzutritt der Vereinigten Staaten einen bedeutenden Kräftezuwachs, allerdings für 1917 noch mehr moralischer und wirtschaftlicher Art, als durch zahlenmäßige Erhöhung der Kämpferzahl. Eine solche dürfte wohl auch in den Augen der Führer der Entente zunächst keine dringliche Forderung gewesen sein. Sie glaubten, sich die taktische Überlegenheit auf dem Schlachtfeld der Somme für immer gesichert zu haben. Sonst hätte wohl die Heeresleitung der Entente mit der Wiederaufnahme des Sturmangriffs die amerikanische Hilfe abgewartet. Die Zeit drängte sie ja nicht. Der Ubootkrieg brannte ihr damals noch nicht auf den Nägeln. Und mit der gänzlichen Entlastung der deutschen Ostfront hatte es noch gute Wege, wenn auch in Rußland bereits der Mörtel aus dem Bau herauszubröckeln begann. Allein, es schien der Entente, als bedürfe es nur noch einer letzten Anstrengung, um die im Sommer 1916 gereifte Frucht im Frühjahr 1917 zu pflücken. Mit einem Großangriff, der von noch mächtigeren technischen Hilfs-

mitteln getragen war als der Ansturm an der Somme, glaubte sie zuversichtlich, die deutsche Front durchstoßen zu können. Und dann würde der erschütterte Körper des deutschen Heeres, wie sie ihn im Herbst und Frühwinter 1916 vor Verdun kennen gelernt hatte, dem übermächtigen Gegner im freien Felde erst recht nicht mehr Widerpart halten können. Der Erfolg schien gesichert.

Auf allen Gebieten lag die Überlegenheit bei der Entente, auf dem der Zahl, der technischen Rüstung und auch der Moral der Truppe, wie sie jetzt glaubte. Die Güte der Führung schließlich schien gar nicht mehr als entscheidend angesehen zu werden, so sehr wurde dem Gewicht der rohen Masse die Überlegenheit über den Geist zugebilligt. Denn die Entente legte keinen großen Wert darauf, auf operativem Gebiete der deutschen Führung gegenüber Vorteile zu erringen. In ihrer Siegessicherheit verzichtete sie fast gänzlich auf Verschleierung ihrer Angriffsabsichten, also auf die operative Überraschung. Gestand großmütig der deutschen O.H.L. die Möglichkeit zu, sich sorgenschwer auf die zugedachten Gewaltstöße vorzubereiten, so gut sie es noch konnte. Ihre Lage war so oder sc hoffnungslos. Der nie gekannte Feuersturm der diesmal geplanten Artillerievorbereitung mußte die Verteidigung zerschlagen. Hinter dem neu erfundenen Schirm der Feuerwalze würde die französische und englische Infanterie unbehindert durch die Breschen hindurcheilen, die die stoßtruppweise auf einzelne Stellen der Verteidigungsfront angesetzten Tanks ihr gebrochen hatten. Würde als unaufhaltsame Sturmwoge die deutschen Stellungen überfluten, als einzige Arbeit die noch darin steckenden Überlebenden gefangen nehmend, „la cigarette à la bouche," wie es ihr in einer französischen Feldzeitung verheißen ward. Und wie es der Truppe in Vorträgen, Films, Vorführungen der neuen Tanks oder Riesengeschütze von 40 und 52 Zentimeter Kaliber usw. immer und immer wieder zugesichert wurde, bis diese „préparation morale" die erwünschte Siegeszuversicht und Angriffslust erzeugt hatte. Und die Führung der Entente glaubte selbst mit derselben Zuversicht an einen geradezu unausbleiblichen taktischen Erfolg. Ihre an der Somme bewiesene artilleristische Überlegenheit mußte ja noch erdrückender geworden sein, in der Luft konnte kein deutsches Flugzeug sich mehr blicken lassen, ihre Panzerwagen spotteten des Maschinengewehrfeuers und der Handgranaten verzweifelter deutscher Infanterie. Die Maschine allein in ihrer mannigfaltigsten Form sollte siegen, der eigenen

Infanterie bis auf die Mühe, das Schlachtfeld aufzuräumen, Gefangene und Beute einzuheimsen, alles abnehmen. Wie das geradezu zum Symbol der Materialtaktik der Entente gewordene Stahlungetüm eines Tanks mit elefantenhafter Plumpheit über alle noch so fein erdachten Hindernisse hinwegtrampelte, so mußte die Masse der Maschinen jede noch so geistreich organisierte Abwehr durch Menschenkraft zerbrechen und niederwalzen. Einer besonders durchdachten Vorbereitung dieses Maschinenangriffs durch Verschleierungsmaßnahmen, Täuschungsoperationen u. a. war man also füglich enthoben. Die Mühe konnte man dem zum Tode verurteilten Boche überlassen.

Die Taktik und auch größtenteils die Strategie der Entente vom Frühjahr 1917 baute sich einzig auf der Voraussetzung auf, in der Materialschlacht unbestrittener Sieger zu sein, mehr noch, wie sie es im Vorjahr gewesen war. Denn ihre technischen Kampfmittel waren auf Grund der Erfahrungen der Sommeschlacht noch vervielfacht und in ihrer Wirksamkeit bedeutend gesteigert worden. Daß es vielleicht dem Gegner gelungen sein könnte, seine Abwehrkraft ebenfalls technisch erheblich zu verstärken, daß er in der Lage sein könnte, dem Ansturm Gleichartiges und gar Gleichwertiges entgegenzusetzen, damit scheint auf Ententeseite ernsthaft nicht gerechnet worden zu sein. Obgleich eine solche Möglichkeit ihren völlig auf Maschinenarbeit gestützten Plan umwerfen mußte. Das gab die Denkschrift General Nivelles selbst zu, wenn sie sagte, daß der Angriff abzubrechen wäre, falls es ihm wider alles Erwarten nicht gelingen sollte, innerhalb der ersten 24 oder längstens 48 Stunden den Einbruch bis hinter die Artillerieaufstellung des Verteidigers vorzutragen. Aus dieser Arbeit der französisch-englischen Heeresleitung, deren geistiger Vater der General Nivelle war, spricht daher eine solche Oberflächlichkeit, eine solche Selbsttäuschung über den Wert kampfentscheidender Faktoren, daß sie an krasses Dilettantentum erinnert. Wurden doch selbst in den Reihen des französischen Generalstabes schwerste Bedenken gegen sie laut, die General Nivelle nur mit der Drohung der Amtsniederlegung, nicht mit sachlichen Gründen zu entkräften wußte. Die Entente hat hier das Gegenstück zum preußisch-deutschen Konservativismus in seiner skeptischen Zurückhaltung der Technik gegenüber (siehe Seite 29 ff.) geliefert, eine Überschätzung der Maschine, wie sie bei einem phantasievollen militärischen Laien, etwa einem Jules Verne, nicht weiter verwunderlich wäre, die

aber einem Heerführer, von dem nüchternes Abwägen aller Möglichkeiten verlangt wird, ein peinliches Zeugnis ausstellt.

Wie erwähnt, bemühte sich die Entente weiter nicht, durch operative Überraschung dem taktischen Erfolg besonders günstige Voraussetzungen zu schaffen. Sie blieb bequemerweise bei dem seit 1915 erwählten strategischen Grundbild, durch die berühmte „Zange von Noyon" (siehe Seite 156) die Flanken Nieuport—Moulin sous Touvent und Moulin sous Touvent—nördlich Verdun des nach Nordfrankreich hineinspringenden deutschen Frontbogens einzudrücken und die Durchbrüche zur Vereinigung etwa auf Namur anzusetzen. Hierzu sollte eine englisch-französische Durchbruchsgruppe auf dem beiderseits erweiterten vorjährigen Angriffsfelde an der Somme, etwa zwischen Lassigny und Vimy, angreifen, die andere, aus der Blüte des französischen Heeres gebildet, zwischen Soissons und Reims, begleitet von einem Nebenangriff östlich von Reims. Die gesamte deutsche Front von Verdun bis zum Meere wäre dann zertrümmert, Nordfrankreich und Belgien befreit worden. Wenn das deutsche Heer überhaupt noch zur Bildung einer neuen Front imstande gewesen wäre, hätte diese frühestens etwa in Linie Lüttich—Metz—Straßburg—Oberrhein sich festigen können. Dieser nicht mehr neue Gedanke diente auch als Grundlage für die auf 1917 angesetzte endgültige Bezwingung der deutschen Festung in Frankreich. Sie war unter erheblichen Geburtswehen in Szene gesetzt worden. Der Führer des britischen Expeditionskorps, Marschall Haig, hatte sich lange gegen seine, wenn auch nur zeitweilige, Unterstellung unter den französischen Generalissimus gesträubt.

Bevor die Entente mit ihren Angriffsvorbereitungen begann, stand die deutsche O.H.L. natürlich vor einer gewissen Unklarheit. Wenn auch die Weiterführung der gewissermaßen historisch gewordenen Zangenoffensive ziemlich wahrscheinlich erschien, so bot sie allein schon in der Wahl der engeren Angriffsabschnitte erheblichen Spielraum. An der alten Angriffsstelle an der Somme war alles schon für Großangriff eingerichtet. Hier konnte der Gegner jederzeit losbrechen. In ähnlicher Weise verfügte der Franzose im Raume von Verdun bereits über alle erforderlichen Angriffsgrundlagen im Stellungs- und Batteriebau, in der Anlage von Geschützklauen, Flughäfen, Lagern usw., so daß auch dort jederzeit ein überraschender Angriff zu erwarten war, dessen Natur als Haupt- oder Täuschungsstoß in den ersten Anfängen schwer zu be-

urteilen war. Schließlich gab die erhöhte französische Tätigkeit in Lothringen und im Sundgau das Rätsel: „Offensiv oder defensiv?" zu lösen auf.

Gleichfalls war es schwierig, den Zeitpunkt schon weit vorauszubestimmen. An der Somme und vor Verdun konnte der Angriff jederzeit, an den übrigen bedroht erscheinenden Frontabschnitten unter Umständen kurz nach seinem Erkennen einsetzen. Ein Beutebefehl besagte, daß der Gegner im Vertrauen auf seine artilleristische Überlegenheit darauf verzichten wollte, eine Ausgangsstellung für den Angriff im bisherigen Sinne zu schaffen und in der Hauptsache nur das Straßen- und Eisenbahnnetz entsprechend ausbauen, Munitionslager und Flughäfen anlegen wollte. Und das konnte unter Umständen sehr schnell gehen im Hinblick auf das für die Entente verfügbare Arbeiterheer. Die technische Verstärkung des deutschen Heeres aber war Anfang 1917 erst noch im Werden. Vor ihrem Abschluß war es angesichts der bekannten feindlichen Riesenrüstungen untunlich, einen Kampf anzunehmen. Auch der Kampfkraft der deutschen Truppen mußte eine Verlängerung der Ruhezeit sehr zugute kommen.

So mußte die deutsche O.H.L. in dem Streben, den Angriff zeitlich hinauszurücken, danach trachten, dem Gegner seine besonders wahrscheinlichen Angriffsbasen zu entziehen. Es waren dies in erster Linie der bereits vorbereitete Abschnitt an der Somme, wo die Nordbacke der Zange ansetzen konnte, die Stellungen beiderseits Reims und bei Verdun, wo die Südbacke zur Wirkung gebracht werden konnte. Auch hier ermöglichte der feindliche Ausbau einen rasch einsetzenden Angriff. Von diesen Sprungbrettern konnte nun entweder der Gegner angriffsweise nach rückwärts heruntergeworfen oder zu freiwilligem Verlassen durch eigenen Rückzug veranlaßt werden. Ersteres kam bei dem Wunsche, den Ausbruch der Kämpfe noch hinzuhalten, nicht in Frage. Das letztere Auskunftsmittel war nur da anwendbar, wo strategische Stellungen aufnahmebereit fertig waren. Vor Verdun und in der Champagne verliefen solche, soweit sie überhaupt hinsichtlich ihrer Fertigstellung in Frage kamen, zu dicht hinter der derzeitigen Front. Das Absetzen wäre nicht genügend weit erfolgt, um dem Gegner alle bisherigen Anlagen wertlos zu machen. Diese Forderung erfüllte nur die baulich am weitesten geförderte Siegfriedstellung, die das vorbereitete Kampffeld an der Somme in die feindliche Etappe legte. Sie brachte gleichzeitig eine recht wünschenswerte Frontverkürzung, die der O.H.L.

Reserven in die Hand gab, und wurde selbst, wenigstens für die nächste Zeit, zur völlig ruhigen Front, schränkte den Spielraum feindlicher Angriffsmöglichkeiten ein.

Am 4. Februar 1917 erging der Befehl, die Rückzugsbewegung planmäßig vorzubereiten. Umfangreiche Räumungs- und Bergungsarbeiten vereinten sich mit einer planmäßigen Zerstörung des Vorgeländes der neuen Stellung in fünfzehn Kilometer Tiefe. Am 16. März waren die Vorbereitungen beendet. Der gegenüberstehende Feind hatte in den letzten Wochen Anzeichen für das sich Vorbereitende erkannt, aber bei seiner Heeresleitung kein Gehör gefunden. Als dann der Rückzug begann, argwöhnte der verblüffte Feind zuerst irgendeinen tückischen Hinterhalt, ein Gedanke, der ihm bisher noch bei jedem taktischen Erfolg die operative Initiative in lähmende Fesseln geschlagen hatte. Dann drängte er, zuversichtlicher geworden, bald kräftig nach, um vor der neubezogenen Stellung nach wenigen Tagen liegen zu bleiben.

Das Angriffsfeld der Entente war nunmehr auf Flandern, die Gegend von Arras, die Aisnefront, die Champagnefront zwischen Reims und Argonnen und Verdun beschränkt. Lothringen und der Sundgau traten auf Grund der Nachrichten meh oder weniger zunächst in den Hintergrund. In der engeren Wahl auf der von West nach Ost verlaufenden Angriffsfront erleichterte der O.H.L. ein Mitte Februar bei einer Unternehmung an der Maison de Champagne Ferme erbeuteter feindlicher Divisionsbefehl die Entscheidung. Er wies unzweideutig auf einen Großangriff an der Aisne hin. Und auf der von Nord nach Süd sich erstreckenden Front sprachen die Anzeichen für den Raum von Arras mehr wie für Flandern. Das Bild der Feindlage kristallisierte sich um die Zangenoffensive bei Arras und beiderseits Reims. Die Ende März lebhafter werdenden Vorbereitungen, die der Gegner, wie oben erwähnt, ziemlich unverhüllt betrieb, beseitigten jeden Zweifel, ließen auch die ungefähre Bestimmung des Zeitpunktes auf die erste Aprilhälfte zu. Ein glückliches Unternehmen der 10. Reservedivision am 5. April südlich Berry au Bac lieferte schließlich einen Beutebefehl, der den bevorstehenden Angriff in allen seinen Einzelheiten beschrieb. Wäre die deutsche Führung nicht allzu methodisch in die bedingungslose Defensive verfallen gewesen (siehe Seite 183), so hätte ihr dieser Glücksfall den Gedanken eines Gegenangriffs in die Flanke des Feindes nahelegen müssen. Allein sie blieb bei reinen Abwehrmaßnahmen und stattete dieser Lage

entsprechend die bedrohten höheren Kommandobehörden in weitgehendem Maße mit Divisionen, Artillerie und Munition aus. Sie sah den kommenden Ereignissen zuversichtlich entgegen, denn der Kampfwert der Truppen war sichtlich wieder gehoben, ihre taktische Ausbildung dem zu erwartenden Angriff angepaßt.

Auf feindlicher Seite waren immer mehr Bedenken selbst von den Führern der Angriffsarmeen laut geworden und führten am 6. April zu einem Kriegsrat in Compiègne. Gegen alle Einwände wußte wiederum General Nivelle mit der Drohung des Rücktrittes seinen Entschluß zum Angriff durchzusetzen. Trotzdem die Armee Micheler den Verlust des Beutebefehls vom Vortage gemeldet hatte. So blieb der Stein im Rollen. In ein Verhängnis, in das dreiviertel Jahre später die deutsche O.H.L. in Unkenntnis des Verrats gewissermaßen verbundenen Auges taumelte, schritt diesmal die französische Heeresleitung sehenden Blickes. Die Feldherrneigenschaft, den einmal gefaßten Entschluß unbeirrt durchzuführen, zählt gewiß zu den wertvollsten. Es gibt aber eine Grenze, wo verbohrtes Nichtsehenwollen das Feldherrntum auslöscht und nur verblendete Selbstüberhebung zurückläßt. General Nivelle dürfte diese Grenze erreicht und überschritten haben.

Leider waren da, wo das neue Abwehrverfahren seine Feuerprobe bestehen sollte, die Grundsätze noch nicht in die Tat umgesetzt. Die Infanterie lag noch in veralteten Stellungen, die auf den Kampf im ersten Graben zugeschnitten waren, war noch nicht nach der Tiefe gegliedert. Außerdem glaubte das A.O.K. 6 den Zeitpunkt des Angriffs noch nicht gekommen. Der Artillerieaufmarsch war noch im Werden, statt daß längst die geforderte offensiv zuvorkommende Aufnahme des Artilleriekampfes begonnen hätte. Die Eingreifdivisionen bauten an rückwärtigen Stellungen.

Da brach am 9. April nach kurzer aber starker Artillerievorbereitung der Sturm beiderseits der Scarpe überraschend los. Es gelang dem Feind, mit Tanks an mehreren Stellen breite und tiefe Einbrüche zu erzielen. Standhaltende Nachbarabschnitte wurden eingekesselt und so ebenfalls zum Einsturz gebracht. Schon flutete die englische Infanterie in die Artilleriestellungen vor. Sobald sie aber an die Grenze der Reichweite ihrer Artillerie gelangt war, blieb sie hilflos stecken. Immerhin war die Lage kritisch. Wie im Vorjahre an der Somme stand der Gegner nach gelungenem E i n b r u c h im freien Felde. Nichts Nennenswertes trat ihm in den Weg. Es mußte sich bald zeigen, ob er aus

den Fehlern des Vorjahres gelernt hatte und diesmal in raschem Zufassen den Erfolg zum Durchbruch auszubauen wußte. Er tat es nicht. Die strategischen Lehren des Vorjahres waren spurlos am englischen Generalstab vorübergegangen, er hatte nur den taktischen Fingerzeig auf die Materialschlacht erfaßt. Der durchstoßene Verteidiger erhielt Zeit, neue Divisionen und Batterien heranzuwerfen. Als der Brite am nächsten Tage den Angriff erneuerte, war die Gunst des Augenblickes wieder einmal verpaßt. Er vermochte noch, in zähen Kämpfen seinen Einbruch zu erweitern, aber den Erfolg des Anfangstoßes konnte er nicht mehr erneuern, trotzdem seine Angriffe vom 23. und 28. April und 3. Mai an Heftigkeit dem des 9. April mindestens gleichkamen. Allein unterdessen hatte die Not der Stunde den Verteidiger das neue Kampfverfahren gelehrt. Der Neuaufmarsch der englischen Artillerie wurde schon schwer geschädigt. Und als sie mit erneutem Vorbereitungsfeuer beginnen sollte, da fand sie keine Gräben mehr als Ziele, denn die deutsche Infanterie lag im Trichterfeld wie mit einer Tarnkappe bedeckt. Die Wirkung zersplitterte sich und verpuffte. Die Infanterie traf auf lebendige Gegner und blieb sofort liegen. Die Schlacht brannte noch bis Ende April weiter, ohne strategisch die Bedrohlichkeit ihres ersten Tages wieder heraufzuführen.

Noch während ihres Höhepunktes griff der Franzose am 16. April an der Aisne und östlich Reims an. Die Artillerievorbereitung war hier noch gewaltiger wie bei Arras, sie hatte sich auf mehrere Tage erstreckt. Allerdings war das Wetter dem Angriff denkbar ungünstig geworden. Auf dem westlichen Teil hatte der Angriff im Aisne-Marnekanal zwischen Brimont und Berry au Bac und im steilen, schluchtenzerschnittenen Bergwall des Chemin des dames zwischen Winterberg und Condé ein Gelände vor sich, das dem Hauptträger des Angriffs, dem Tank, schwere Hindernisse entgegensetzte. Hier mußte die Infanterie die Sache allein schaffen. Im Vertrauen auf die vernichtende Wirkung der Artillerievorbereitung und des begleitenden Feuerschirmes war sie in dichten Massen zum Sturm angetreten, um diesmal dem Angriff bis in die Tiefe hinein seine Wucht sicherzustellen. Sollte er doch diesmal den strategischen Durchbruch erzwingen. Und die Bewegungsenergie der Masse, ähnlich der altnapoleonischen Kolonne, sollte ihn dazu befähigen. Allein die Rechnung hatte getrogen. Das eine oder andere deutsche Maschinengewehr war doch leben geblieben und ergoß seinen

Sprühregen in die dichten Ziele. Unter Verlusten, wie sie wohl während des ganzen Weltkrieges kein Angriff kostete, brach der französische Ansturm gleich am ersten Tag hoffnungslos zusammen. Örtlicher Bodengewinn und Gefangenenziffern konnten über diese harte Tatsache nicht hinwegtäuschen. Die Erneuerung des Angriffs am 17. und 18. konnte das Bild nicht mehr verändern. Auch auf dem östlichen Teile, wo er am 17. April begann, blieb der Angriff, nachdem er den Kamm des Höhengeländes von Moronvilliers erreicht hatte, in der artilleristischen Abwehr liegen. Die deutsche Artillerie, die programmäßig längst totgeschlagen sein sollte, zeigte auch hier noch überraschend starke Feuerkraft. So blieb es hier ebenfalls beim Gewinn eines wenn auch taktisch bedeutenden Geländepunktes. Die Hoffnung auf den Durchbruch war restlos zu Schanden geworden. Trotz noch gesteigerter Anstrengung hatte hier der französische Angriff nicht einmal annähernd den taktischen Erfolg des um eine Woche älteren englischen Stoßes gehabt. Die Erfahrungen von Arras waren von der deutschen Führung am Chemin des dames bereits verwertet. Mit Recht durfte die deutsche O.H.L. in einem Befehl aus diesen Tagen sagen: „Unsere Grundsätze über die Abwehrschlacht haben sich voll bewährt ..."

Anders auf der Gegenseite. Hier hatte die Taktik einen schweren Mißerfolg zu verzeichnen. Die Verallgemeinerung der Sommeerfahrungen und die Annahme, der Gegner lernte nicht auch, rächte sich bitter. „Nos troupes venaient de faire l'expérience de la nouvelle méthode de combat allemande et notamment de la contre-attaque de profondeur. On ignorait encore l'excellence des procédés mis en œuvre par nos ennemis" (Pierrefeu, a. a. O.). Das zahlenmäßige Lehrgeld für diese Erkenntnis war sehr teuer. Über dreißig Divisionen hatten sich allein an der Aisne verblutet. Daneben machte die französische Heeresleitung die Erfahrung, die der deutschen für den 15. August 1918 vorbehalten blieb, daß nämlich ein verlustreich und hoffnungslos zusammengebrochener Großangriff, von dem man Entscheidendes erhofft hatte, den inneren Halt einer Truppe noch erheblich stärker erschüttert als eine unglückliche Abwehrschlacht, trotz aller Verluste an Gelände, Menschen und Material. Trotz des niederdrückenden Bewußtseins der feindlichen Überlegenheit. Der Sturz aus Himmelshöhen ist kein so jäher wie dort. Das französische Heer erlitt eine Nervenkrise, weit schlimmer als die des deutschen Heeres nach der Sommeschlacht, die

sich in Meutereien zahlreicher Truppenteile und sogar Tätlichkeiten gegen Führer äußerte. In sechzehn Armeekorps gleichzeitig brachen solche Meutereien aus, bei denen die Aufrührer mit roten Fahnen und unter Rufen wie: „à bas la guerre, à bas les chefs incapables“ vor die Quartiere der höheren Stäbe zogen. Nur der Blick auf das Wunderland Amerika und die energische, einsichtige Haltung der Regierung dürfte es vor völligem Kollaps bewahrt haben. Bei dem schwerblütigen Briten war der moralische Eindruck des Mißlingens weniger bedeutend. Allein auch hier waren schwere Verluste zu beklagen.

27. Kapitel.

Der eingeschobene Sonderangriff auf die deutsche Ubootbasis mit begleitenden Ablenkungsstößen bei Verdun und an der Laffaux-Ecke

Nachdem die hochgespannten, freudigen Frühjahrhoffnungen in einem Blutsumpf ertränkt waren, sah die Entente ein, daß sie von dem erstrebten Ziele doch noch erheblich weiter entfernt war, als sie es in optimistischer Siegesfreude nach den Erfolgen des Jahres 1916 geglaubt hatte. Ihre Kräfte im Westen hatten stark gelitten. Auch die bindende Mitwirkung Rußlands war nach der Revolution, wenigstens zunächst, gänzlich in Wegfall gekommen. Es war für sie nun zu erwägen, ob sie mit der verbliebenen Kraft einen erneuten Gewaltversuch zum Siege noch 1917 wagen oder besser die Hilfe amerikanischer Truppen abwarten sollte. Allein in dieser Frage war sie jetzt nicht mehr in dem Umfange freier Herr ihrer Entschließungen wie in den ersten Monaten des Jahres, konnte nicht mehr nach Belieben abwarten. Seit Februar 1917 hatte der deutsche Ubootkrieg eine Wirksamkeit erlangt, die nach den Worten einer englischen Handelszeitung die kritischste und tödlichste Zeit heraufbeschwor, die England seit Kriegsbeginn erlebt hatte. Die Abwehr war noch nicht gefestigt, und so schien Englands Leben gefährdet. Außerdem mußte die Überführung des amerikanischen Heeres gesichert werden. Erhoffte die Entente also auch keinen entscheidenden Erfolg mehr, wie zwei Monate zuvor, diese Bedrohung der gesamten weiteren Kriegführung rasch zu beseitigen, gebot die Gesamtlage. Die deutschen Ubootstützpunkte an der flandrischen Küste galt es einzunehmen.

Wenn auch die Sicherung der amerikanischen Transporte die beiden Hauptgegner Deutschlands gleichmäßig interessierte, so erhielt doch

das operative Ziel selbst durch die Entlastung der englischen Heimat ein ganz besonderes Gewicht für England. So mußte auch dessen Heer die Hauptlast des Kampfes tragen. Das französische Heer, das allerdings auch noch stärker gelitten hatte, konnte sich nur zu Entlastungsangriffen größeren Stiles verpflichten und Verstärkungen an die englische Front abgeben. Nach den Erfahrungen vom April war man im französischen Hauptquartier fieberhaft bemüht, eine neue, dem neuen deutschen Abwehrverfahren angepaßte Angriffstaktik zu finden, die hauptsächlich sich auf noch mehr verdichtete Artillerievorbereitung und lichtere Gruppierung der Infanterie stützte.

Die deutsche O.H.L. stand nach der erfolgreichen Abwehr der Großangriffe zunächst wieder vor einer ungeklärten Lage. Die Verhältnisse beim Gegner, vor allem die Rückwirkungen der mißglückten Angriffe, lagen nicht klar zu Tage. Es war eine offene Frage, ob und wo der Gegner die Großangriffe erneuern würde. An den bisherigen Brennpunkten brannte die Schlacht weiter, wenn auch nicht mehr in einheitlichem Großangriff, sondern mehr in starke Einzelstöße zerfallend. Aber jederzeit konnte sie wieder zu rasender Glut emporflammen. Anfang Juni wiesen dann Anzeichen auf Angriffsvorbereitungen in Flandern hin.

Ein feindlicher Angriff aus dem Raum von Ypern heraus nach Osten war schwerstens flankiert von der Hochfläche von Messines. Ihre Wegnahme, die Abflachung der als Wytschaetebogen bekannten deutschen Frontnase, war die Vorbedingung für diese Offensive. Diese grundlegende Handlung bereitete der Feind seit geraumer Zeit vor. Er arbeitete hier mit Unterminieren der deutschen Stellung in größtem Stil und hatte sich einen entscheidenden Vorsprung unter der Erde zu sichern gewußt. Der Katastrophe war von deutscher Seite nur vorzubeugen, entweder durch zuvorkommenden eigenen Angriff oder durch Räumen der untergrabenen Stellung, nachdem einmal die Gefahr erkannt war. Diese Erkenntnis drang aber infolge geschickten Verhaltens des Feindes nicht durch. Die deutsche vierte Armee blieb auf dem Pulverfaß sitzen. Am 7. Juni 1917 flog es in die Luft und mit ihm die deutsche erste Stellung in ihrer Hauptsache. Der Einbruch des Feindes war nicht mehr zu hemmen. Der Gegner begnügte sich auch mit dem Besitz des Messines—Wytschaeteplateaus. In Flandern trat wieder Ruhe ein. Die Ruhe vor dem Sturm. An zahlreichen Stellen der

Westfront kam es in dieser Kampfpause zu örtlichen Eruptionen. Teils führte sie der Feind herbei, wie der Engländer zur Ablenkung bei Arras und Lens. Teils waren die Deutschen die Angreifer, um örtliche Stellungsverbesserungen zu erzielen. So das Marinekorps der vierten Armee nahe der Küste, die Gruppe Vailly der siebten Armee auf dem noch glostenden Kampffeld des Chemin des dames, die Maasgruppe West der fünften Armee auf der berüchtigten Höhe 304 nordwestlich Verdun.

Am 31. Juli trat der Engländer nach tagelanger schwerster Feuervorbereitung zum Angriff in Flandern an. Die Flandernschlacht, die sich bis in den November hinein in immer erneuten Krämpfen hinziehen sollte, nahm ihren Anfang, und mit ihr der Kriegsabschnitt, der die heldenhafte Verteidigungskraft der neugestärkten deutschen Infanterie in hellstem Lichte leuchten läßt. In einem vom Grundwasser durchquollenen, von ewig triefendem Regen aufgeweichten Schlammfeld, das durch Milliarden von Granattrichtern die eintönige Totenstarre einer Mondlandschaft aufgeprägt erhalten hatte, lag der Verteidiger. Im nassen Erdloch, den graunebligen Himmel Flanderns über sich, hungernd, frierend, durchnäßt, mit zähem Kot verkleistert. Aufgeweichtes Kommisbrot und Konservenfleisch nährte oft tagelang die Abgeschnittenen. Kein Unterstand bot Trockenheit und Wärme, kein Graben ermöglichte eine annähernd menschliche Bewegungsart. Vom wassergefüllten Granatloch zum nächsten springend oder durch schlammigen Erdbrei rutschend, quälten sich die Meldegänger, Essenträger und Ablösungen von vorn nach hinten und umgekehrt. Stets in Gefahr, in dem Einerlei des öden Trichterfeldes sich zum Feinde zu verirren. Und über all diesem grauenvollen Kotsumpf mit seiner bis aufs Mark durchkältenden Nässe tobte das Höllenfeuer der ins Unübersehbare vermehrten englischen Artillerie. Tag und Nacht. Nacht und Tag. Manchmal in einzelnen Ermattungspausen vergrollend, dann wieder zu hastig rasender Wildheit losbrechend, daß das rollende Dröhnen der Abschüsse und der hell schmetternde Krach der Einschläge sich in überstürzter Folge durcheinanderquirlte. Über dem graubraunen Trichtersumpf flammte der Sprühregen düsterlohender Detonationen, stob ein Wirbel von Stahlfetzen und Kotklumpen dahin, wie Schneeflocken im Wintersturm, breitete sich schwelender, beißender Qualm wie ein Leichentuch durch die feuchte Luft. Und der giftig grünliche Schwaden tödlicher Gase kroch wie ein bösartiges Fabeltier über die zerrissene Erde. In dieser Hölle

kämpfte die deutsche Infanterie nicht tage-, sondern wochen- und monatelang. Die Toten, die zerschlagenen Leiber der Schwerverwundeten, versanken im erstickenden Schlamm. Die Schrecken der Hölle in ihren verzerrten Gesichtern mit ins Grab nehmend. Von röchelnden Husten durchschüttert, mit entzündeten tränenden Augen tasteten sich Gaskranke erblindet nach hinten. Leichtverwundete quälten sich unter unsäglichen Schmerzen und Mühsalen durch die verschlammten Trichter zum Verbandplatz zurück. Und dann entstiegen kotbekleisterte Gestalten der Erde und stampften schwerfällig heran. Waren es eigene, waren es Engländer? Die Form des Stahlhelmes ließ oft erst auf nächste Nähe eine Entscheidung zu. Qualmerfüllte Luft, die beschlagenen Gläser der Gasmaske trübten den Blick. Der Kot überzog Freund und Feind mit einer Farbe. — Dann rissen hastige Hände das sorgsam vor Schmutz und Nässe behütete Maschinengewehr auf den Trichterrand. Das Feuer gellte los, schrie dem Angreifer den ganzen wilden Trotz des Verteidigers ins Gesicht. Er versank im Kot. Gefallen, verwundet, sich deckend. Und die paar Männer warteten mit fliegenden Gliedern, geschüttelt vom Fieber der mißhandelten Nerven. Warteten, was nun kommen würde. War der Angriff auch beiderseits von ihnen abgeschlagen oder tauchte der Tommy plötzlich im Rücken auf? Der Nachbar lag irgendwo da drüben im gleichen Schlammloch. Kein deckender Graben führte zu ihm. In der Nacht erst konnte einer hinüberkriechen, vorsichtig spähend, ob der Kamerad oder der Engländer dort im Trichtergewirr hockte. Oder ob beide im Todeskrampf in die feuchte Erde verkrallt erstarrt waren. So mußte die deutsche Infanterie in einzelne Gruppen und Grüppchen aufgelöst standhalten, mußte all das nervenzerreißende Ungemach ertragen im Gefühl, daß der einzelne ganz allein auf sich selbst gestellt war. Ein fast unerschwinglicher Mannesmut gehörte dazu. Die deutsche Infanterie bewies ihn. Das zermürbte Heer von der Somme hatte im Namen „Hindenburg" einen neuen, felsenfest gegründeten Glauben gefunden. Der belebende Geist General Ludendorffs goß ihm neues Mark ins Rückgrat. Die siegreiche Abwehr am Chemin des dames hob das Selbstvertrauen. Für das Schaffen der neuen Leiter der deutschen O.H.L. legte die Flandernschlacht Zeugnis ab. Und sie ward zum ergreifenden Heldenlied des deutschen Heeres.

Der Auftakt der Flandernschlacht am 31. Juli führte auf 25 Kilometer Front starke, von Panzerwagen geführte Infanterie gegen die

deutsche Front, die ein bisher nicht für möglich gehaltenes Massenfeuer erschüttert haben sollte. Nach örtlichen Krisen gelang es der deutschen vierten Armee, den Einbruch weiter rückwärts aufzufangen und ihm den Weg zum Durchbruch zu verriegeln. Neben namhaftem Geländeverlust war die Einbuße an Menschen und Material sehr schmerzlich. Am 10., 16., 22. und 25. August folgten erneute Großangriffe, sämtlich durch schwerstes Feuer vorbereitet und durch starken Tankeinsatz unterstützt. Allmählich war die deutsche Kampflinie durch diese immer wiederholten Gewaltstöße zwischen Merckem und Hollebeke teilweise bis zu fünf Kilometern zurückgedrängt worden. Die Verluste waren sehr schwere. Indessen, noch saß der Gegner vor allem mit seiner Artillerie in dem Sumpfkessel von Ypern. Das Höhengelände von Poelkapelle, Passchendaele und Becelaere war noch in deutscher Hand.

Diesen ersten Abschnitt der Riesenschlacht begleiteten mehrere Unterstützungsangriffe, die ihr deutsche Kräfte fernhalten sollten. Sie erfüllten in gewissem Sinne ihren Zweck, namentlich durch Bindung von Artillerie und Munition. So griff der Engländer am 9. August bei Arras, am 15. August bei Lens, der Franzose am 20. August beiderseits der Maas bei Verdun an. Namentlich der letztere Angriff zeigte, in welchem Umfang und mit welchem Erfolg der Gegner durch Massenfeuer schwerster Geschütze den Widerstand der deutschen Stellungslinien einfach zertrommelte und damit seiner Infanterie größte Schonung angedeihen ließ, ihr am Chemin des dames erschüttertes Selbstvertrauen durch leichte Erfolge hob. Die Wirksamkeit der Eingreifdivisionen hob er bis zu einem gewissen Grade auf, indem er seiner Infanterie nur noch so nahe taktische Ziele steckte, daß sie in diesen Linien der Eingreifdivision bereits als eingerichteter Verteidiger gegenüber trat. Hier wie in Flandern reifte daher auf deutscher Seite der Gedanke der Flächenverteidigung im Trichterfeld.

Nach einer Ermattungspause setzte am 20. September die Flandernschlacht erneut in voller Stärke ein. Der Engländer rang sich auf das oben erwähnte Höhengelände auf Passchendaele zu vorwärts. Wer es im Besitz hatte, dem lag der Gegner voll eingesehen zu Füßen. In seinen einzelnen Stößen vom 20., 21. und 26. September drang der Feind schrittweise in wechselvollem, für beide Teile blutigem Kampfe vorwärts. Seine neue Taktik des Angriffs mit begrenztem Ziel feierte auch hier die Erfolge, die sie vor Verdun, auf dem „Toten Mann“ und

auf Höhe 304, erzielt hatte. Einer gewaltigen, mehrtägigen Feuerwelle folgten am 4., 9. und 12. Oktober weitere nahzielende Angriffssprünge der Engländer. Die allmählich in Flandern selbsttätig aus dem Instinkt der Truppe und der Eigenart des Kampfes im Trichterfeld heraus entstandene Kampfweise mit „Vorfeld" legte indessen jetzt die Hauptverluste auf seiten des Gegners. Und das war das Ziel der deutschen O.H.L., der Menschenmaterial höher stand als Geländebesitz.

Seinen Höhepunkt erreichte der Material- und Maschineneinsatz des Gegners am 22. Oktober. General Ludendorff sagt hierüber: „Ungeheure Munitionsmengen, wie sie Menschenverstand vor dem Kriege nie erdacht hatte, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die, in tiefverschlammten Geschoßtrichtern zerstreut, ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr, das war ein unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Im Vorfelde von unserem Munitionshagel getroffen, brach er oft zusammen, und der einsame Mann im Trichterfeld atmete auf. Dann kam die Masse heran. Gewehr und Maschinengewehr waren verschlammt. Mann rang gegen Mann, und — die Masse hatte nur zu oft Erfolg..." Der 26. und 30. Oktober, der 6. und 10. November fraßen neue Lücken in den Menschenbestand des deutschen Heeres. Dann erlahmte allmählich die Schlacht.

Der Engländer hatte sein Ziel, die Vertreibung der deutschen Uboote von der flandrischen Küste, nicht erreicht, trotzdem er mit angelsächsischer Zähigkeit darum gerungen hatte. Er hatte Maschinen und Menschen dafür eingesetzt, die den Einsatz an der Somme noch übertrafen. Er hatte sich zu dem langwierigen, kostspieligen Verfahren der Angriffe mit begrenztem Ziele verstanden und war doch schließlich gescheitert. Nicht allein an der Widerstandskraft des deutschen Heeres, sondern auch diesmal an einer raschen Anpassung an seine Taktik, die es verstand, seinem Angriffsverfahren den schnell erkannten, gefährlichen Kern durch zweckmäßige Gegenzüge zu nehmen. Der Verteidiger in Flandern 1917 hatte tätigere Führer als der 1916 an der Somme. Immerhin war das deutsche Heer aus dem flandrischen Blutsumpf mit einer unvermeidlichen Einbuße an Nervenkraft hervorgegangen, die angesichts des immer minderwertiger werdenden Heimatersatzes nicht unbedenklich war, namentlich wenn man berücksichtigt, daß die Stim-

mung der Heimat seit Jahresanfang sich mit Riesenschritten dem Gefrierpunkt weiter genähert hatte. Und es mußte die Kraft des Heeres über kurz oder lang entscheidend beeinflussen (siehe Seite 208 ff.).

Dem Ablenkungsangriff von Verdun hatte der Franzose am 22. Oktober einen ähnlichen gegen die sogenannte Laffauxecke folgen lassen. Die taktischen Verhältnisse zwangen dazu, um die französische Lage auf dem Chemin des dames durch Inbesitznahme des Übersichtspunktes beim Fort Malmaison zu verbessern. Auf der engen Höhenplatte bei Laffaux, die von steilen Schluchten zerschnitten war, lag die deutsche Infanterie im Kreuzfeuer der französischen Artillerievorbereitung. Nach den Erfahrungen von Verdun im August mußte sie dem, auf engem Raum zusammengezogenen Massenbeschuß erliegen. Dabei übertraf die diesmal von den Franzosen für die Vorbereitung eingesetzte Menge von Batterien, vor allem schwersten Kalibers, alle bisherigen Erfahrungen. Selbst die unterirdischen Höhlen bei den Steinbrüchen von Montparnasse wurden durchschlagen und stürzten ein. Die Stellung gehörte zu denen, bei denen die Vorschrift über die Abwehrschlacht riet, sie aufzugeben, wenn sie nur unter allzu großen Verlusten gehalten werden könnten. Die örtliche Führung sträubte sich dagegen in übergroßer Wertung des Überblick gewährenden Höhengeländes. Sträubte sich noch, als der feindliche Gasbeschuß bereits eine Woche währte und die Widerstandskraft der Truppe zermürbt hatte. So traf der Angriff auf erschütterte Frontteile und konnte unter geschickter Ausnützung nicht eingesehener Schluchten tiefe Keile in die Tiefe des Verteidigungssystems treiben. Die deutsche siebte Armee mußte am 1. November ihre Front hinter den Oisekanal und die Ailette nehmen, wohin sie nach den neuesten Erfahrungen schon vor dem Einsetzen des Angriffs ihren Hauptwiderstand hätte legen sollen. In den aufgegebenen Höhenstellungen hätte eine Vorfeldzone das Schwergewicht der Verluste auf seiten der Franzosen gelegt und damit dem Angriff das strategische Ziel unerreichbar gemacht. Die deutsche O.H.L. hatte dieses Verhalten verschiedentlich fruchtlos angeraten.

28. Kapitel.
Die Tankschlacht bei Cambrai

Der Engländer vermehrte seine Ablenkungsstöße, die neben der Flandernschlacht herliefen, noch in deren Ende um einen weiteren südwestlich Cambrai. Die deutsche Front schien dort in der stark ausgebauten,

vor allem mit ausgedehnten Hindernissen geschützten Siegfriedstellung vor einer Überraschung gesichert. Ihre Besatzung war daher schwach. Nach den bisherigen Erfahrungen bedurfte ein Angriff hier einer mehrtägigen, starken Artillerievorbereitung, die Zeit gab, die erforderlichen Truppen heranzuführen. Der Engländer verband nun hier mit seiner strategischen Ablenkung ein taktisches Experiment. Er verzichtete auf das Bresche schießen durch Artillerie und versuchte, der Infanterie die Breschen mit Tanks zu walzen. Es gelang. Und das neue Verfahren zeigte gegenüber dem artilleristischen den Vorzug, daß es keiner erkennbaren Vorbereitungen bedurfte. Die Tanks konnten in der Nacht vor dem Angriff auf Sturmentfernung heranfahren. Es war die ideale Einleitung der Überraschungsoffensive großen Stiles.

Zum Glück für die deutsche O.H.L. hatte der Feind selbst offenbar den tatsächlichen Erfolg nicht geahnt. Denn die zum Einbruch bereitgestellte Infanterie genügte nicht für einen operativen Ausbau des Erfolges. Sonst wäre an der durch Flandern und damals schon durch Italien von operativen Reserven entblößten deutschen Westfront eine schwere Krise entstanden. Es war sehr unklug vom Engländer, ein solches neues taktisches Kampfmittel, wie es der Ersatz der Artillerievorbereitung durch den Tank darstellt, dem Verteidiger erst liebenswürdigerweise in einer Generalprobe vorzuführen, ehe er damit operativen Ernst machte. Auch die deutsche O.H.L. des Frühjahres 1915 hatte ein neues Kampfmittel, das Gas, vorzeitig im kleinen Rahmen entschleiert, ehe sein Ausbau zur Verwendung im großen Stil für die Kriegsentscheidung gediehen war (siehe Seite 156). Diesmal machte der Brite denselben Fehler. Indessen die deutsche O.H.L. beutete diese Unklugheit nicht aus. Sie verschloß sich in althergebrachter Skepsis gegen taktisch-technische Neuerungen dem deutlichen Fingerzeig von Cambrai. Wenigstens für ihre eigenen Offensivabsichten.

Der Angriff kam überraschend wie noch kein anderer zuvor. Die Tanks überfuhren in breiter Front oder in Stoßtrupps die deutschen Stellungen, die Infanterie flutete nach. Die überraschten Verteidiger saßen in der Mausefalle ihrer Unterstände. Reserven waren nicht zur Stelle. Bereitgestellte englische Kavallerie ritt bis in die Vorstädte von Cambrai. Glücklicherweise folgte ihr keine Infanterie. Die jäh aufgeschreckte deutsche O.H.L. und die Heeresgruppe Rupprecht warfen an Reserven nach Cambrai, was greifbar war. Und diesen gelang es bis

zum 23. November, den selbst ungläubig vor seinem Erfolg stehenden Feind in der Hauptsache am Scheldekanal zum Stehen zu bringen. Hier war seinen Panzerwagen Halt geboten.

Die Wichtigkeit des Bahnknotenpunktes Cambrai nötigte die deutsche O.H.L. zu einem Gegenangriff. Es wurde gegen die Flanken des in den Bogen Moeuvres—Bourlon—Fontaine N.D.—Masnières—Banteux vorgedrungenen Einbruches angesetzt. Mit ihm hatte nun der Engländer seinerseits keineswegs gerechnet. Er war gewohnt, nach Abwehr sofortiger Gegenstöße im allgemeinen unbestritten im Besitz des Gewonnenen gelassen zu werden. So hatte denn der deutsche Gegenangriff am 30. November guten Erfolg. Er zeigte, daß die Grundlage des Gelingens die Überraschung ist. Und diese Lehre nahm die deutsche O.H.L. ins nächste Jahr hinüber. Leider nicht auch die, daß der Tank der beste und zuverlässigste Vermittler der Überraschung ist.

29. Kapitel.
Rußlands Todeskampf

Die erfolgreiche Politik Englands verstand es, ihre Bundesgenossen Skizze 8 bis zur völligen Erschöpfung in den Dienst der gemeinsamen Sache zu stellen. Wenngleich die innere Umwälzung Rußlands es verboten hatte, der Frühjahrsoffensive im Westen einen gleichzeitigen Angriff an der Ostfront zur Seite zu stellen und damit die wirksamste Form des Zweifrontenangriffs, die Generaloffensive vom Vorjahre zu wiederholen, so wurde doch die neue russische Regierung nach ihrem Amtsantritt so früh als möglich vom englischen Kriegswillen in den Kampf getrieben.

Am 1. Juli wurde das schon innerlich dem Zerfall nahe Russenheer zu seinem letzten Todesgang vorgehetzt. Der Plan der russischen Heeresleitung legte seinen Schwerpunkt vor die nachgiebige Front in Ostgalizien, die hauptsächlich von k. u. k. Truppen besetzt war. Daneben sollten Angriffe bei Riga, am Naroczsee und bei Smorgon deutsche Kräfte der Hauptentscheidung fernhalten. Der Hauptangriff in Ostgalizien, von französischen Offizieren nach westlichem Muster mit stärkster Artillerievorbereitung eingeleitet, brach zunächst auf seinem Nordflügel zwischen Zborow und Brzezany los. Die dort stehenden k. u. k. Truppen liefen in der Hauptsache über. Deutsche Reserven brachen den Stoß am folgenden Tage. Am 4. Juli dehnte sich die Schlacht nach

Süden auf die deutsche Südarmee hinter der Narajowka aus. Der russische Angriff brach restlos unter ungeheuren Blutopfern zusammen. Schließlich griff er am 6. Juli auch auf die Front südlich des Dniestr über. Da dort wieder k. u. k. Truppen standen, wiederholte sich das Bild vom 1. Juli. Der Angriff gewann bis zur Lomnitza Raum und mußte auch hier durch deutsche Truppen, die eigentlich für den Gegenangriff bestimmt waren, zum Stehen gebracht werden. Weiter im Norden waren die russischen Ablenkungsstöße wirkungslos an der Standhaftigkeit deutscher Truppen gescheitert. Sie banden keine Kräfte, die für den längst geplanten Gegenangriff bestimmt gewesen waren. Dieser mußte sich nur durch Stützung der k. u. k. Front schwächen.

Endlich, am 19. Juli, konnte er angetreten werden. Nördlich Zborow zwischen Strypa und Sereth stieß er in südlicher Richtung in die Flanke der russischen Angriffsarmeen. Er begann mit einem glänzenden taktischen Erfolg. Sechs Tage später hatte er Tarnopol genommen und wurde nun zur Operation. Die russische Front nördlich des Dniestr begann vom Nordflügel abzubauen. Dann wich der Russe auch zwischen Dniestr und Karpathen. Am 3. August hatte die Front der Verbündeten den Zbrucz erreicht, weiter südlich Czernowitz, Radautz, Kimpolung genommen. Dann wurde der Operation durch den Zustand der rückwärtigen Verbindungen nach 150 Kilometer Vordringen Halt geboten. Ein russisch-rumänischer Entlastungsversuch zwischen Ottocz und Putna führte zu hin und herwogenden Kämpfen, ohne strategische Bedeutung. Um diese Zeit begann die Riesenschlacht in Flandern.

Die deutsche O.H.L. hatte klar erkannt, welch entscheidenden Einfluß auf die Gesamtlage es haben mußte, wenn an Stelle des unsicheren Zustandes latenter Kriegführung im Osten der endgültige Zusammenbruch von Rußlands Kampfkraft treten mußte. Der Zustand des russischen Heeres hatte sich in den Julischlachten als schwer erschüttert erwiesen. Ein nochmaliger Erfolg gab begründete Aussicht auf das Ende. So hielt die O.H.L. an dem zielklaren Entschluß fest, jetzt ein für allemal in Rußland reinen Tisch zu machen. Die deutsche Westfront, die dringend verstärkungsbedürftige Isonzofront mußten dann erheblich an Kraft gewinnen. Dieser Entschluß konnte auch durch die krisenreichen Schlachten im Westen nicht wankend gemacht werden. Die deutsche O.H.L. hatte die Nerven, der aufs schärfste angespannten Front in Frankreich die für die Niederwerfung Rußlands bestimmten Divisionen fernzuhalten.

Nachdem die Operation in der Bukowina ihr Ende erreicht hatte, wurde der Stoß bei Riga angesetzt. Er war schon seit geraumer Zeit vorbereitet. Angesichts der gesunkenen Kampfkraft des russischen Heeres leitete ihn der Oberbefehlshaber Ost mit einem taktischen Wagnis ein. Am 1. September wurde bei Üxküll die Düna unter den Kanonen der starken russischen Stellung überschritten. Die Rückendrohung veranlaßte den Russen zu schleuniger Preisgabe Rigas und des südlich davon gelegenen Brückenkopfes. Unter örtlichen Nachhutkämpfen dehnten sich die deutschen Truppen ihrerseits auf dem Norduf er der Düna bis in Gegend Hinzenberg aus.

Die dadurch gegebene Bedrohung Petersburgs wurde vollständig durch die Einnahme des Brückenkopfes von Jakobstadt und die glückliche Besetzung der Inseln des Rigaischen Meerbusens im Oktober 1917.

Die Kampfhandlungen gegen Rußland waren damit zu Ende. Das russische Heer löste sich auf. Die zweite Revolutionswelle brachte die Bolschewistenregierung und entfernte damit Rußland aus den Reihen der militärischen Gegner Deutschlands.

30. Kapitel.

Der Feldzug gegen Italien

Die elfte Isonzoschlacht hatte gezeigt, daß die Widerstandskraft des k. u. k. Heeres am Ende war. Die k. u. k. Heeresleitung bat daher die deutsche O.H.L. um Zuführung deutscher Divisionen an die Isonzofront, die diese nach dem Muster der bisherigen Galizienfront als „Korsettstangen" stützen sollten. Damit konnte sich die deutsche O.H.L. nicht einverstanden erklären. Eine Beteiligung deutscher Truppen an der Verteidigung gegen Italien bedeutete einen dauernden Kraftentzug für die Westfront, wie ihn die bisherige Ostfront drei Jahre beansprucht hatte. Zu einer vorübergehenden Abgabe konnte sich die deutsche O.H.L. verstehen. Es mußte also in dieser Zeit die italienische Bedrohung gänzlich beschworen werden. Dies zwang zur Offensive, wie im Mai 1915 der Angriff gegen Rußland aus ähnlichen Erwägungen heraus notwendig geworden war. Skizze 11

Im Auftrag der O.H.L. bereiste General Krafft von Dellmensingen die italienische Front. Wenige Tage später stand dies im „Matin". Die Überraschung der Italiener war dadurch erheblich erschwert. General Krafft von Dellmensingen erklärte den Vorstoß aus Tirol auf Venedig

als seine Lösung. Strategisch kann dem nur zugestimmt werden. Die operative Anfangslage ähnelte der Rumäniens in der Walachei. Auch hier mußte der Stoß, je tiefer er hinter der Front der italienischen Hauptkräfte angesetzt war, um so sicherer zum Kessel, zur Vernichtungsschlacht führen. Die k. u. k. Heeresleitung weigerte sich, den vorgeschlagenen Weg zu beschreiten. Als Grund wurde angegeben, daß die eigenen Truppen nach dem Fehlschlag vom Frühjahr 1916 bei Asiago—Arsiero nicht mehr zu einem Angriff an derselben Stelle zu bewegen seien. Da die O.H.L. mit Rücksicht auf die Krise in Flandern nicht so viel Kräfte verfügbar machen konnte, um den entscheidenden Angriff nur mit deutschen Truppen zu führen, sondern auf die Mitwirkung von k. u. k. Truppen angewiesen war, mußte schlechterdings diesem Argument nachgegeben werden. Man mußte sich mit einer Angriffstelle begnügen, die Gnade vor den Augen der k.u. k. Truppen fand und dabei wenigstens noch operative Entwicklungsmöglichkeiten bot. Dies war im Raum beiderseits Tolmein. Frühzeitiges Eindrehen nach Südwesten, etwa auf die Mündung des Tagliamento, versprach wenigstens für die italienische Küstenarmee die Vernichtungsschlacht. Um die nördlich davon in flachem, nach Norden vorspringendem Bogen entlang der Tiroler Grenze stehenden Kräfte ebenfalls abzuschnüren, war schnellstes Vordringen des Durchbruches nach Westen auf den Raum von Asiago notwendig. Allein in dieser Richtung stellten sich eine Reihe querlaufender Flußabschnitte hemmend in den Weg.

Der Hauptträger des Durchbruches war die deutsche vierzehnte Armee zwischen Flitsch und Tolmein. Ihre Divisionen, mit Ausnahme einer einzigen, wurden, auf breiter Front annähernd gleichmäßig verteilt, zum Angriff auf die Gebirgskämme des westlichen Isonzoufers angesetzt. Nur eine einzige, die 12. Infanteriedivision, sollte auf der von Tolmein nach Karfreit führenden Talstraße keilartig in die Tiefe der italienischen Stellung einbrechen. Ihre Stoßrichtung wies nach Umgehen des Monte Matajur auf Cividale und dann auf die oben erwähnte Mündung des Tagliamento. Es ist nicht gutzuheißen, daß dieser Stoß, von dessen frühzeitiger Entwicklung die Vernichtungsmöglichkeit der italienischen Küstenarmee abhing, nur die schwache Kraft einer einzigen Division zugewiesen bekam. Das bekanntermaßen im unübersichtlichen Schluchtengelände des Hochgebirges besonders starre Sperrfeuer des Verteidigers war hier so leicht zu unterlaufen, daß unbesorgt wenigstens eine Division zweiter Welle auf die Talstraße angesetzt werden konnte. Die 12. Infan-

teriedivision beantragte dies auch wiederholt aufs eindringlichste, aber erfolglos. Der Verlauf der Operation gab ihr recht.

Der Aufmarsch war in seinen Einzelheiten von fahnenflüchtigen k. u. k. Soldaten verraten. Trotzdem störte der Italiener den auf wenigen, engen Gebirgstraßen zusammengequetschten Aufmarsch nicht. Eine Erklärung hierfür ist schwer zu finden. Auch den zunächst nur von schwachen Schützenschleiern bedeckten Aufbau der Artillerie und Minenwerfer suchte er nicht in keckem Vorstoß zu sprengen. Er wartete tatenlos ab.

Am 24. Oktober begann der Angriff. Er gewann überall rasch Boden. Leider sah sich die 12. Infanteriedivision viel zu früh am Ende ihrer Kraft. Sie hätte mit einer weiteren Division vereint den ganzen Gebirgstock des Matajur und der südlich anschließenden Höhen durch Rückenangriff noch am 24. zu Fall bringen können, statt daß diese 24 Stunden später in mühsamem Frontalangriff gewonnen werden mußten. So erreichte die Stoßgruppe der deutschen vierzehnten Armee erst am 27. Oktober Cividale. Der italienischen Küstenarmee waren kostbare Stunden geschenkt. Wohl stieß der linke Flügel der vierzehnten Armee über Udine auf Codroipo vor, um ihr am Tagliamento den Rückzug zu verlegen. Allein am 30. November konnte statt der ganzen Armee des Herzogs von Aosta nur noch deren Nordflügel abgeschnitten werden. 60000 Gefangene ließ er in der Hand des Siegers.

Am 11. Dezember hatte die Front der Verbündeten die Linie Asiago—Nordrand des Monte Grappa—Ostufer des Piave erreicht. Wie in Rumänien 1916 war der Schwerpunkt an der Kesselsohle angesetzt worden und räumte diesen in frontalem Druck vom Feinde. Wie dort weder die deutsche neunte Armee von Kronstadt aus, noch die Donauarmee von Silistria aus der rumänischen Armee die enge Rückzugpforte zu schließen vermochten (siehe Seite 178 ff.), so gelang es auch hier der k. u. k. Armee in Tirol nicht, die Enge Asiago—Venedig im Rücken der feindlichen Isonzoarmee zu sperren. Der Verlauf der Operation bietet zahlreiche Vergleichspunkte mit der von Rumänien. Der Erfolg war ein ähnlicher. Wie das rumänische, war das italienische Heer der von der Lage anscheinend unabwendbar gebotenen Vernichtung entronnen, wenn es auch starke Einbuße erlitten hatte. Am Piave und vor dem Gebirgstock des Monte Grappa, der die italienische Piavefront nach Norden schützte, verebbte die Offensive. Frontal hatte sie sich vom Isonzo bis zum Piave totgelaufen. Das konnte nach den bisherigen Erfahrungen

mit den Nachschubverhältnissen nicht anders sein. Und da, wo sie vom Anfang an wie auch jetzt noch hätte entscheidend werden können, im Raum von Asiago—Arsiero, fehlte der Schwerpunkt. Der Winter machte dann allen weiteren Plänen ein Ende.

Die italienische Offensive hatte das, aber auch nur das, erreicht, was sie ursprünglich bringen sollte: Entlastung der k. u. k. Südwestfront. Ein Zusammenbruch Italiens, der mit der Vernichtung des italienischen Feldheeres östlich der Linie Arsiero—Venedig wohl eingetreten wäre und den das Kriegsglück lockend bot, war nicht erreicht worden. Die Angriffskraft der k. u. k. Truppen erlahmte zu rasch vor jedem Hindernis. Und alles konnten die paar deutschen Divisionen nicht allein leisten. Es soll hier nur gestreift werden, welche strategischen, ja sogar politischen Weiterungen der völlige Zusammenbruch Italiens und der Vormarsch deutscher Kräfte über Turin gegen Südfrankreich nach sich gezogen hätte. Von einsichtsvoller Seite wird ein Niederbruch Frankreichs, das damals noch nicht fest in der Hand Clemenceaus war, in diesem Fall für sehr wahrscheinlich gehalten. Die Vernichtungsschlacht nordöstlich Venedig war also schon des Schweißes der Edlen wert.

31. Kapitel.

Um die Jahreswende 1917/1918

Das Fazit des Jahres 1917 war einerseits, daß Deutschland die ihm zugedachte Vernichtung erfolgreich abgewehrt hatte. Es war ihm sogar gelungen, dem Gegner im Osten die Waffe endgültig aus der Hand zu schlagen. Allerdings war dafür im Westen ein neuer Feind erstanden. Jedoch bis zu seiner vollen militärischen Kraftentfaltung lag vorläufig das militärische Übergewicht im Westen auf seiten Deutschlands. Denn der Sieg über Italien befähigte Österreich-Ungarn, die Wacht im Osten überwiegend aus eigener Kraft zu stellen. Das zweite entscheidende Ergebnis des Jahres 1917 ist, daß andererseits der erhoffte Erfolg des Ubootkrieges ausgeblieben war (siehe Seite 184). Damit änderte sich die strategische Aufgabe des deutschen Westheeres von Grund aus.

Der kriegspolitische Grundzug in dem Daseinskampf des Deutschen Reiches bietet eine Parallele zu dem Lebenswerk Napoleons. Beide hatten in England ihren wahren Feind zu suchen, den einzigen, der mit

kaltrechnender Überlegung auf ihre Vernichtung hinzielte. Um England kristallisierten sich in der napoleonischen Ära die in der Hauptsache mehr aus Kabinetts- und Gefühlspolitik heraus zum Kriege getriebenen Mitglieder der vielfachen Koalitionen, ebenso wie die Entente cordiale ihren Mittelpunkt in Eduard VII. hatte. Was Napoleon nach Abschluß des Friedens von Campo Formio an Talleyrand schrieb, Frankreich müsse England vernichten, um nicht selbst von ihm vernichtet zu werden, das galt seit der Jahrhundertwende zum Teil, seit dem 4. August 1914 restlos auch für Deutschland. Napoleon hat denn auch dauernd dieses Ziel erstrebt, hat auch den richtigen Weg erkannt, wenn er schreibt: „Wenden wir unsere ganze Aufmerksamkeit der Marine zu und vernichten wir England..." Daß seinen Bemühungen der Erfolg versagt blieb, ändert an der Richtigkeit seiner Erkenntnis nichts. Sie mußte auch für Deutschland gelten.

Auch Deutschland mußte zunächst suchen, nach napoleonischem Vorbild England in seinem Lebensnerv, der Seeherrschaft, zu treffen. Hierfür bot der Ubootkrieg ein Mittel mit guter Aussicht auf Erfolg. Solange die deutsche Regierung glaubte, für die unausbleibliche Wirkung des Ubootkrieges sichere Grundlagen zu haben, so lange mußte der Landkrieg im Westen seine Aufgabe im Schutze der Basis des Ubootkrieges suchen. Es wäre so lange unzweckmäßig gewesen, die Blüte des Heeres gleichzeitig zu einem die Entscheidung des Krieges suchenden und alles wagenden Stoße einzusetzen, dessen Mißlingen auch den Ubootkrieg illusorisch gemacht hätte. Hierüber sagt Clausewitz: „Wer alles durch Zeitgewinn und Aufsparen der Kräfte zu erreichen sucht, der darf nicht selbst die Energie der Kriegführung steigern..."

Nachdem sich nun die auf den uneingeschränkten Ubootkrieg zu Anfang des Jahres 1917 gesetzten Hoffnungen am Ende des Jahres zu erheblichen Einschränkungen genötigt sahen, ging die Rolle des kriegsentscheidenden Instruments völlig auf das Landheer über.

Angesichts der Tatsache, daß ein siegreiches Kriegsende nunmehr vorwiegend in der Kraft des Landheeres beschlossen lag, mußte die deutsche O.H.L. sich die schwere Frage vorlegen: „Konnte das Landheer diese Aufgabe erfüllen?" Die Prüfung dieser Frage findet sofort ihre Erweiterung dahin: „Lassen die Zustände in der Heimat die Lösung dieser Aufgabe noch möglich erscheinen?"

Die O.H.L. wurde so im Laufe dieser Erwägungen auf die Betrachtung und Beurteilung eines ihr eigentlich fremden Gebiets geführt, auf das der inneren Politik, allerdings nicht in der Aufgabe, in sie unmittelbar einzugreifen, sondern nur, um ihren Einfluß auf die ihr zur Verfügung stehenden Mittel richtig bewerten zu können. Denn die Kraftquelle des Heeres ist die Heimat. Die O.H.L. mußte bei der Betrachtung der heimischen Zustände schon frühzeitig — lange vor Ende des Jahres 1917 — zu der Erkenntnis kommen, daß die Entwicklung der heimischen Verhältnisse nicht dazu angetan war, den Kampfwillen des Heeres auf die Dauer zu tragen. Die O.H.L. stand daher schon früher vor der Alternative, entweder eine Änderung dieser Zustände zu erzwingen, als es noch Zeit dazu war, d. h. als die Gegensätze noch nicht scharf hervortraten, oder die Unmöglichkeit einer Änderung einzusehen und die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Die für den ersteren Fall erforderlichen Voraussetzungen bestanden nur in der Zeit vor Inangriffnahme des Hindenburgprogramms. Denn mit dessen Durchführung begann die stetig wachsende Kapitulation der Regierung vor der Arbeiterschaft und ihren maßlosen Forderungen. Den Anfang bildete die Verzerrung des Hilfsdienstgesetzes. Die Folge der unerhörten Lohnzahlungen war Preistreiberei und Anwachsen des Wuchers. Nachdem diese drei Krebsschäden: machtbewußte Begehrlichkeit des Proletariats, Verteuerung der Lebenshaltung und Kriegsgewinnlertum, sich einmal festgefressen hatten, war es zu spät geworden, einen Kurs nach dem Vorbilde Clemenceaus einzuschlagen.

Es fragt sich, ob der Chef des Generalstabes, von dem man erwarten mußte, daß er diese Entwicklung rechtzeitig voraussah, in der Lage gewesen wäre, ihr zu steuern. Was tat Marschall French, als er zur Überzeugung kam, die Unfähigkeit einer Heimatbehörde gefährde den Sieg? Er wandte sich an Parteiführer und an die Öffentlichkeit. Er konnte dies tun, weil im englischen Volke über die Frage, ob der Sieg notwendig sei oder nicht, überhaupt nicht gesprochen zu werden brauchte. Das Ziel war einfach selbstverständlich; es gab nur Streitigkeiten über den Weg dahin. Die deutsche O.H.L. konnte leider nicht ebenso handeln. Das deutsche Volk wollte zwar in seiner Mehrheit den Sieg, nicht aber die Mehrzahl seiner unsichtbaren Herrscher, der Parteiführer. Deren Minderheit, die für die Erhaltung des Deutschen Reiches als Großmacht den Sieg anstrebte, galt nichts im politischen Leben, das durch

die Mehrheit sein Gepräge erhielt. Und der Mehrheit paßte ein vollständiger Sieg nicht in das Parteiprogramm. Für die Sozialdemokratie sprach dies auch der Abgeordnete Ströbel bereits 1915 mit anerkennenswertem Freimut aus, als er im „Vorwärts" schrieb: „Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Reiches den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde." Und bei der übrigen Mehrheit standen teils klerikale Interessen, teils die Gewinn- und Verlustrechnung des Weltkapitals über dem nationalen Fühlen. So war von dem Nationalbewußtsein der politischen Führer Deutschlands keine Abhilfe zu erhoffen. Eine Unterdrückung dieser Einflüsse hätte daher nur eine Aussetzung der Verfassung, die zeitweilige Diktatur gestattet. Einen derartigen Staatsstreich herbeizuführen, war bei der Persönlichkeit des Herrschers und der seines Kanzlers eine schwere, fast unlösbare Aufgabe. „Das Rätsel der Persönlichkeit" allein konnte, um mit Treitschke zu sprechen, die Krise beschwören, den Fäulnisschwamm mit scharfem Messer aus dem heimischen Hause entfernen. Der geeignetste Moment, einer entsprechenden Forderung der O.H.L. das notwendige Gewicht zu verleihen, war wohl, als am Ende des militärisch unglücklichen Sommers 1916 Generalfeldmarschall v. Hindenburg an die Stelle des Chefs des Generalstabes des Feldheeres trat.

Nachdem also am Ende des Jahres 1917 dieser Zeitpunkt längst verpaßt war, die oben erwähnten drei Giftquellen die Heimat zu verseuchen begonnen hatten, da mußte sich die O.H.L. das bittere Eingeständnis machen, daß der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes nur noch eine kurz befristete Lebensdauer zugestanden werden durfte. Wann die Zeit zu dieser Erkenntnis gekommen war, darüber mag zu streiten sein. General Ludendorff schreibt selbst, daß ihm die Behandlung des Gesetzes über Hilfsdienst im Reichstag die Erkenntnis gab, daß das deutsche Volksleben nicht mehr gesund war. Daß aber das Kränkeln begann, in Agonie überzugehen, dafür konnte die Friedensresolution vom Juli 1917 dem Psychologen im Generalstab ein Zeichen sein. Und einwandfrei mußte dieser Auflösungsprozeß erkannt werden, als die Meuterei in der Marine vom Herbst 1917 als erstes Krebsgeschwür am vergifteten Volkskörper aufbrach, die hochverräterischen U.S.P.-Abgeordneten straflos ausgingen und sogar von Mitgliedern der Mittelparteien eine verlegene Entschuldigung erfahren durften. Von da ab mußte der Zusammenbruch der

Heimat als unabwendbar klar erkannt werden. Für die Defaitistenpolitik Frankreichs hatte in Deutschland die starke Hand gefehlt, als es noch an der Zeit war. Die O.H.L. hatte sich also die Frage vorzulegen, ob für eine günstige Beendigung des Krieges mit den Waffen vor dem zeitlich noch unbestimmten, aber sicher nicht mehr allzu fernen Eintritt der Katastrophe Tatsachen sprachen, die zu dieser Hoffnung ernstlich berechtigten oder nicht.

Ob von der Frühjahrsoffensive 1918 solches erwartet werden konnte, ob der Erfolg von Italien sich auch gegenüber Engländern und Franzosen wiederholen würde, darüber kann wohl nie ein entscheidendes Urteil gefällt werden. Ausschlaggebend in dieser Frage war die Einschätzung der in Heer und Volk noch vorhandenen moralischen Werte. Und ein solches Urteil konnte nur subjektiv ausfallen. Dies erklärt es menschlich, daß der glühende Patriot und stolze Soldat Ludendorff sich nicht zu dem Eingeständnis der Niederlage entschließen wollte, sondern sich mit allen Fasern seines Herzens an den Glauben an Sieg klammerte. Seinem hohen Sinn war eben die armselige Denkweise der heimischen Geister und die stumpfe Gleichgültigkeit der Masse von Volk und Heer zu fremd, als daß er sie hätte fassen können. General Ludendorff sagt darüber nachträglich selbst: „Allerdings machte ich mir von der noch vorhandenen Volksenergie ein zu günstiges Bild..."

Es ist ebenso erklärlich, daß die deutsche O.H.L. im Frühjahr 1918 sich optimistischen Trugschlüssen über den Kampfwert der deutschen Truppe hingab. Gewiß war es gelungen, eine Art von Kampfbegeisterung zu züchten; aber verglichen mit dem Siegeswillen des Heeres von 1914 war sie das todgeweihte Knospen mancher Bäume im lauen Spätherbst gegenüber dem kraft- und lebensvollen Trieb des Frühlings. Der Ersatz war von der Heimat aus bereits aufs schwerste verseucht. Der Nährboden der Kriegsbegeisterung, der nationale Sinn, fehlte überhaupt. Das einzige, was eine Offensive wünschenswert erscheinen ließ, war die Hoffnung, mit ihr „der Schweinerei" endlich ein Ende zu machen. Wie diese Hoffnung schwand, war es denn auch völlig vorbei mit jeglicher Kampflust. Sodann war nicht zu vergessen, daß auch bei den alten Soldaten der langjährige Stellungskrieg die besten Soldateneigenschaften erstickt hatte. Das Wesen des Stellungskrieges besteht nun einmal im Sichdecken. Der Selbsterhalungstrieb ließ sich hier

mit Pflichterfüllung viel eher vereinigen, als im Bewegungskrieg. Er hatte also beträchtlich an Einfluß gewonnen. Jeder wollte vor allem „heil aus dem Schlamassel“ nach Hause kommen. Wenn dann gleichzeitig noch gesiegt wurde, so war dies ja sehr schön, aber zu große Lebensgefahr durfte mit dem Sieg nicht verbunden sein. So war der Stellungskrieg zum „Grabe des Angriffsgedankens“ geworden. Er hatte aber auch an einem Grundpfeiler der Disziplin gerüttelt, dem Gehorsam. War z. B. ein Grabenteil einem feindlichen Vorstoß in die Hand gefallen, so lautete der stereotype Befehl der Division: „Das Grabenstück ist wiederzunehmen.“ Die Truppe meldete auch brav: „Gegenstoß im Gange“ oder, wenn es dazu schon zu spät war: „Gegenangriff wird gemacht.“ Geschehen ist selten eines von beiden. Das wird jeder Frontoffizier bezeugen. Und dieser bewußte Ungehorsam war von schwerwiegender Bedeutung. Von ihm hatte die O.H.L. schwerlich Kenntnis. Dazu fehlte der pulsierende Blutaustausch mit der Front. Die gelegentlich zum Augenschein dahin entsandten Generalstabsoffiziere bekamen in solche Dinge wenig Einblick.

Da sich bei dem herrschenden System der Beschönigung die Stimme über diese Zustände keinen Weg bis zum Haupt der O.H.L. bahnen konnte, so gab sich General Ludendorff auch in dieser Frage der Selbsttäuschung hin, nach der sein deutsches Herz verlangte, glaubte die Masse des Heeres mit seinem eigenen nationalen Stolz und Denken beseelt und wagte den großen Schlag. Es hat ihm die kränkende Bezeichnung eines „genialen Hasardeurs“ eingetragen.

In äußerlicher Würdigung der Faktoren und vor allem nachher am Ergebnis gemessen, scheint diesem Urteil ein Körnchen Wahrheit innezuwohnen. Und doch ist es voll und ganz unberechtigt. Denn General Ludendorffs scheinbar leichtfertiger Wagemut wurzelte nur in seiner zu hohen Meinung von der Masse seiner Landsleute. Die ganze Schwere des Trumpfes, den der Gegenspieler mit der Hoffnung auf Deutschlands Zusammenbruch in Händen hielt, war General Ludendorffs pflicht- und ehrliebendem Sinn unfaßbar. Er glaubte, die Grenze des Wagens nach der rein militärischen Leistungsfähigkeit Deutschlands bestimmen zu dürfen, glaubte nicht, daß diese selbst infolge des nationalen Knochenfraßes nur noch ein trügerischer Hohlkörper war. Und dies hinderte ihn daran, das Eingeständnis, das er seinem widerstrebenden Herzen am 8. August 1918 unter dem Druck der harten Tatsachen abringen mußte,

sich nicht schon vor Beginn der Frühjahrsoffensive 1918 gemacht zu haben. Ein Verzichtfrieden wäre auch damals bereits unvermeidlich gewesen, aber noch keine Revolution hatte Deutschland von rückwärts die Waffe aus der Hand geschlagen, jede Grenze für die feindlichen Forderungen weggeräumt. Den grausamen Zwang der Tatsachen allzu lange verkannt zu haben, aus edelster, dem eigenen Manneswert entsprungener Selbsttäuschung heraus, und damit das seit der Friedensresolution unabwendbar reifende Schicksal der Festung Deutschland zum Verhängnis gefördert zu haben, da Verrat die Tore zerbrach und die Wälle niederriß, statt ehrenvoller Kapitulation nur noch bedingungslose Unterwerfung ließ, darin liegt die erschütternde Tragik, die General Ludendorffs lauterstes Wollen zum Unglück des Vaterlandes ausschlagen ließ.

Nachdem einmal die deutsche O.H.L. in der Frage, ob die vorhandenen Kräfte noch zu einer Energie der Kriegführung ausreichten, wie sie eine Waffenentscheidung im Westen mit all ihren zu erwartenden Schwankungen erforderte, zu einem bejahenden Ergebnis gekommen war, war der Entschluß, diese Entscheidung angriffsweise zu suchen, die logische Folge dieser Beurteilung. Denn neben Verzicht oder dem Wagnis, alles auf die Karte der Offensive zu setzen, bestand eine dritte Möglichkeit defensiven Abwartens nicht mehr. Amerikas Hilfe, die Lage in der Heimat, die schwindende Kraft aller Bundesgenossen, das alles hätte Abwarten gleichbedeutend mit Verzicht gemacht. Die Erfahrungen des Jahres 1917 hatten gezeigt, daß die Abwehrschlachten die moralischen Kräfte des Heeres noch weit mehr beanspruchten, zahlenmäßig weit höhere Opfer forderten, als jeder eigene Angriff. Wurde also das deutsche Heer überhaupt noch für fähig gehalten, eine Waffenentscheidung durchzuhalten, so vermochte es im Angriff diese Belastungsprobe leichter zu ertragen, als in entsagungsvoller Abwehr. Das hatte die Gegenüberstellung der Flandernschlacht und der eigenen Angriffe bei Cambrai und am Isonzo gezeigt.

Die Vorbedingung für erfolgreichen Angriff war: jede verfügbare Division mußte nach dem Westen und zwar so frühzeitig, daß der Gegner auf keinen Fall durch eigenen Angriff zuvorkommen konnte. Es lag also im Interesse der Kriegsentscheidung, daß im Osten rechtzeitig der Kriegszustand beendet wurde. Dann erst konnte die Masse des

deutschen Ostheeres mit ruhigem Gewissen der Westfront zugeführt werden, ohne befürchten zu müssen, daß der unberechenbare Russe der Westfront wie im Jahre 1916 in den Rücken fiel.

32. Kapitel.

Der militärische Druck auf die russische Räterepublik

Die Diplomatie allein vermochte nicht, vom 22. Dezember 1917 bis 17. Februar 1918 zu einem Frieden mit den geschickt ausweichenden und hinhaltenden Vertretern der Bolschewisten zu kommen. Es war militärischer Druck notwendig, um weiteren Zeitverlust zu vermeiden, der die Entscheidung im Westen untergraben konnte. Ein Vormarsch auf Petersburg war das wirksamste Mittel. Zugleich mußte die wirtschaftliche Kraftquelle der Ukraine gesichert werden.

Am 18. Februar trat nach Kündigung des Waffenstillstandes das deutsche Ostheer den Vormarsch an. Es stieß auf keinen nennenswerten Widerstand. Großenteils fuhren die Truppen einfach mit der Bahn. Am 3. März hatten sie die Linie Narwa—Pskow—Polozk—Orscha—Gomel—Charkow—Nowo Tscherkask—Rostow erreicht und die Krim besetzt. An diesem Tage wurde der Friede von Brest-Litowsk unterzeichnet. Rumänien folgte zwei Tage später mit dem Vorfrieden von Buftea.

Die Lage im Osten erforderte zwar noch gewisse Truppen zur Sicherung der in den Friedensabschlüssen für die Mittelmächte ausbedungenen Kräftezufuhr. Nach ihrem Abzug konnten mehr als 40 deutsche Divisionen nach dem Westen abbefördert werden.

33. Kapitel.

Der große Ausfall aus der deutschen Westfestung

Skizze 11

Nachdem die deutsche O.H.L. den Entschluß gefaßt hatte, mit dem Angriffsschwert in der Faust noch einmal das Kriegsglück anzurufen, mußte sie in erster Linie über die Angriffstelle zu einem Entschluß kommen. Ganz allgemein beabsichtigte die deutsche O.H.L., auf möglichst breiter Front anzugreifen, um gleichzeitig möglichst zahlreiche Kräfte zu binden. Dieser Grundsatz war durchaus zweckentsprechend. Er schied die Schwäche aus, an der die bisherigen Angriffe des Geg-

ners gelitten hatten, daß sie nämlich frühzeitig den Schwerpunkt des Angriffs dem Verteidiger klar erkennbar ins Licht rückten. Das Moment der Unsicherheit, der Unklarheit beim Feinde wuchs mit der Größe der Angriffsfront; die Entschlußkraft seiner Führung, die hier in dem Einsatz der Operationsreserven ihren Schwerpunkt hatte, mußte schwer beeinträchtigt werden. Damit war dem Angreifer auf Tage hinaus ein Vorsprung in der Initiative gewonnen.

Für den Angriff selbst kamen vier Frontabschnitte in die engere Wahl: Flandern von Ypern bis Lens, die Siegfriedfront Arras—La Fère, die Champagne und Lothringen. General Ludendorff gibt in seinem Werke die Beurteilung dieser Fronten durch die deutsche O.H.L. wieder. Gegen einen Angriff in Flandern wurde geltend gemacht die dort vermutete starke Massierung des Feindes und die Geländeschwierigkeiten, die einen Angriff unerwünschterweise bis in die zweite Aprilhälfte hinausschoben. Vor der Champagne- und Lothringenfront lag bergiges Gelände, außerdem standen vor der ersteren ebenfalls starke Reserven des Feindes. An der Front Arras—La Fère bot das Gelände unmittelbar in und vor der Stellung keine Schwierigkeiten. Zu berücksichtigen war das bevorstehende Überwinden des alten Sommeschlachtfeldes. Dagegen war der hier gegenüberstehende Gegner verhältnismäßig dünn. Rein operativ erwartete die O.H.L. von dem Angriff in Flandern bestenfalls eine Frontverkürzung, ebenfalls von einem solchen beiderseits Verdun. Bei dem Vorstoß aus der Siegfriedstellung mit Schwerpunkt auf Amiens erhoffte man die Spaltung der französischen und englischen Front. Die deutsche O.H.L. traf schließlich ihre Entscheidung zugunsten des Angriffs zwischen Croisilles und St. Quentin, und zwar hauptsächlich auf Grund der dort vorhandenen günstigen *taktischen* Verhältnisse. General Ludendorff sagt selbst: „*Die Taktik war über die Strategie zu stellen...*“

Diese Auffassung gibt zu denken. Sie war durchaus angebracht bei einer Unternehmung ohne klar bestimmtes Operationsziel, z. B. einem Entlastungs- oder Täuschungsangriff, keinesfalls aber bei einem Angriff, der nicht nur eine Operation schlechtweg, sondern nicht mehr und nicht weniger als die Entscheidung selbst so nahe wie irgend möglich heraufführen sollte.

Allein die O.H.L. scheint Angriffe mit mehr mittelbarem als unmittelbarem, strategischem Ziel im Auge gehabt zu haben. Denn Ge-

neral Ludendorffs vorausschauende Beurteilung der Offensive gipfelte in den Worten: „Es wird ein gewaltiges Ringen, das an einer Stelle beginnt, an der anderen sich fortsetzt und lange Zeit in Anspruch nehmen wird ..." Demnach schien General Ludendorff die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe, und dies war eben die nie alternde Clausewitzforderung, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten oder wenigstens entscheidend zu schwächen, in einer Art Zermürbungsstrategie zu erblicken. Durch immer erneute operative Überraschung an Fronten, wo sie der Feind nicht erwartete, sollte dieser in die Zwangslage versetzt werden, seine Reserven immer und immer wieder zum Stopfen neu entstandener Breschen zu verbrauchen, um auf diese Weise schließlich zu verbluten, während die eigenen Verluste bei gelungener Überraschung gering veranschlagt werden durften. Diese Strategie ist grundverschieden von der eines Moltke und vor allem eines Schlieffen, die den Erfolg nicht in zahlreichen Zermürbungsstößen, sondern in einer großen Bewegung, in einer Operation, suchten. Eine solche strebte die deutsche O.H.L. von 1918 ja wohl auch an, aber nicht als unmittelbarstes Ziel. Der von ihr — sei es auch nur als Notbehelf, wenn eine Operation nicht zustande kommen sollte — gewählte Weg, die Folge operativ nur lose zusammenhängender Abnutzungsstöße barg rein strategisch eine große Schwäche. Die Überraschung mußte dann nicht nur ein einziges, ein erstesmal, gelingen, wie wenn eine Entscheidung eingeleitet wurde, sondern mehrmals. Denn mit ihr stand und fiel jedesmal das Angriffsziel der Einzelstöße: die Abnutzung der feindlichen Streitkräfte. Mißlang sie, so verkehrte der erstrebte Erfolg sich ins Gegenteil, und die operative Vorhand konnte gar zu leicht ins feindliche Lager übergehen. Der ungewisse, von zahllosen Zufälligkeiten abhängige Wettlauf um die strategische Initiative mußte nicht ein einzigesmal, sondern mehrmals mit naturgemäß verminderter Aussicht auf Erfolg unternommen werden. Diese dauernde allzu große Abhängigkeit von unberechenbaren Faktoren sprach im vorliegenden Falle für grundsätzliche Ablehnung der Strategie der einzelnen Abnutzungsstöße. Sie konnte passen für einen Angreifer, der zeitlich und hinsichtlich Kräfteverbrauch in keiner Weise eingeengt war und der sie notwendigerweise annehmen mußte, weil er der unendlich schwierigeren Aufgabe einer Operation nicht gewachsen war. So paßte sie beispielsweise ausgezeichnet für Englands Heerführer. Sie paßte

aber ganz und gar nicht für die deutsche O.H.L. Denn die erstere der obigen Voraussetzungen, hinsichtlich Zeit und Kraft unbeschränkt zu sein, traf keineswegs zu, und die zweite, die aus der Not eine Tugend machte, doch hoffentlich auch nicht. General Ludendorffs frühere operative Stütze in Ostpreußen, Polen und Masuren, General Hoffmann, dürfte sie schwerlich für gut befunden haben. Aber er war bedauerlicherweise auf einem Kriegsschauplatz zweiten Ranges belassen worden.

Die ganze Lage des deutschen Heeres wies genügend darauf hin, in einer großen Operation eine baldige Entscheidung zu suchen. Der Angriff mußte also den Keim zu einer Vernichtungsschlacht in sich tragen. Danach vornehmlich war die Angriffsfront auszusuchen.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, gewinnen die in Frage stehenden Angriffsfronten eine andere Bewertung. Ein großangelegter Angriff in Lothringen wäre bald vor die stahlumzäunten Abschnitte der Maas und Mosel gekommen. Ob über sie hinweg die Bewegung in raschem Fluß geblieben wäre, was im Interesse einer Hauptentscheidung zwingend lag, erschien fraglich. Verdun 1916 stand warnend am Himmel. Aussichtsreicher schien der aus der Champagnefront gegen die Marne vorgetragene Stoß. Er hätte die Wehrstellung Verdun—Toul—Epinal—Belfort unterlaufen und damit die gleichen Aussichten gehabt, wie die im Jahre 1916 geführte Verdunoffensive (siehe Seite 163), hätte jedoch durch die Wahl eines gegen 1916 taktisch günstigeren Angriffspunktes erheblich an Wahrscheinlichkeit des Gelingens gewonnen. Am vorteilhaftesten mußte wegen der größeren Frontbreite eine Doppeloffensive in Lothringen **und** der Champagne sich gestalten. Immerhin sah diese Operation nach einem Zusammenbruch der französischen Lothringen—Vogesenfront ein weites Land vor sich, in das der Gegner bei geschickter Führung so lange ausweichen konnte, ohne sich zur Entscheidung zu stellen, bis der Angreifer durch Nachschubschwierigkeiten und Erschöpfung der Truppe seinen Schwung verlor. Das lehrte der Verlauf der Operationen im Osten, in Rumänien und Italien. Dann wäre zwar erheblicher Geländegewinn zu verzeichnen gewesen, ob aber die Masse der feindlichen Streitkräfte gefaßt und vernichtet gewesen wäre, erschien recht fraglich. Dies aber mußte das Ziel sein, um das Ende zu bringen. Die deutsche O.H.L. mußte also versuchen, den Stoß in einer Richtung zu führen, die dem Gegner frühzeitig unbehindertes Ausweichen benahm und ihn zum Ent=

scheidungskampfe stellte. Er mußte gegen eine Wand gedrückt werden, wie 1870 der Sieger von Sedan die französische Armee gegen die belgische Grenze gedrängt und vernichtet hatte. Und wie es Graf Schlieffen in seinem strategischen Testament „Cannae" wies, wenn er von den Siegen des Großen Königs sagt, daß ihnen allen das Streben zugrunde lag, den Gegner gegen „ein unpassierbares Hindernis zu drängen und dann durch Umfassung eines oder zweier Flügel vernichten . . ." Dieses Hindernis war im Frühjahr 1918 die Küste des Kanals und der Nordsee von Calais bis Abbéville. Sie war rund 100 Kilometer von der Front entfernt. Weiter südlich wich die Küste bereits zu sehr nach Westen zurück. Die Gefahr, daß die Offensive liegen blieb, ehe sie den Feind in die operative Enge getrieben hatte, wuchs. In dem Raume Nieuport—St. Quentin—Abbéville—Calais war daher die Vernichtung starker Feindkräfte operativ-geographisch am meisten begünstigt.

Der Angriff hatte also Spielraum vom Meer bei Nieuport bis in Gegend St. Quentin. Ein Eindrücken des feindlichen Nordflügels mit anschließender Umfassung der Gesamtfront von Norden war taktisch verboten durch das Überschwemmungsgebiet nördlich Ypern. Sie wäre auch operativ keine glückliche Wahl gewesen, da sie dem Gegner den Weg nach Süden offen ließ. So verblieb also nur die Möglichkeit des Durchbruches an irgendeiner Stelle mit anschließendem Eindrehen nach Norden und Süden. In letzterer Richtung entstand zunächst eine Abwehrflanke. Nach Norden entwickelte sich der Flankenangriff auf die im Osten von der deutschen Front südlich Nieuport, im Norden von der Kanalküste Nieuport—Cap Gris Nez, im Westen von der Meeresküste bei und südlich Boulogne bereits dreiseitig eingeschlossenen Feindkräfte. Es war nun die Ansatzstelle dieses Durchbruches zu wählen.

Operativ-geographisch war zu sagen: je weiter nördlich er geführt wurde, desto enger gestaltete sich der Raum der zunächst zu vernichtenden feindliche Nordgruppe, desto rascher würde also diese Vorstufe der Operation abrollen. Desto geringer würde aber andererseits die in ihr herbeigeführte zahlenmäßige Einbuße des Feindes ausfallen, desto stärker verblieb dieser für die anschließende Phase der Schlacht. Diese mußte naturgemäß die Verlegung des Schwerpunktes im deutschen Durchbruch auf seine bisherige, nach Süden gerichtete, Abwehrflanke bringen, um die südlich anschließende Feindfront, etwa bis zur Oise bei La Fère oder gar bis Reims, von Norden her aufzurollen. In

vorausschauenden Erwägungen dieser zweiten, hauptsächlichen Operation war festzustellen, daß dem Feind eine Abriegelung des Einbruches auf seinem Nordflügel verhältnismäßig leicht war, solange eine solche nur den schmalen Raum zwischen der Küstenstrecke Boulogne—Sommemündung und der Front Nieuport—Arras zu sperren hatte. Solange also der Durchbruch nördlich der Linie Arras—Abbéville lag. Je weiter südlich er zu liegen kam, desto breiteren Raum bot die nach Westen ausweichende Küstenlinie Sommemündung—Dieppe—Le Havre dem späteren Eindrehen des deutschen Durchbruches nach Süden. Diese Erwägung befürwortete einen Angriff etwa zwischen Arras und St. Quentin auf Amiens. Er fand in der Linie Crozatkanal—Sommelauf über Ham, Péronne, Amiens außerdem eine taktisch günstige Abwehrflanke für die Operation.

Weiterhin war die Feindlage in die Erwägungen hereinzuziehen. Die dichtere Gruppierung des Feindes zwischen Ypern und Béthune, seine dünnere zwischen Arras und Péronne wiesen den Durchbruch ebenfalls auf die Front südlich Arras. Denn er sollte doch nicht auf die Front der feindlichen Operationsreserven, also auf ihren einheitlichen Widerstand stoßen, vielmehr sollte er an ihnen vorbei durchbrechen. Dann trat, verbunden mit gleichzeitig einsetzenden Bindungsangriffen an der Front, hinter der diese Reserven standen, durch seine Flankenbedrohung eine Zersplitterung derselben, eine Schwächung des feindlichen Widerstandes überhaupt, ein.

Schließlich war noch die Nachschubfrage zu prüfen. Und sie war die entscheidende, denn von ihr hing letzten Endes die Tiefe des Durchbruches, seine Krafterhaltung, also die Operation überhaupt ab. Den Löwenanteil des Nachschubes beanspruchten Munition und Verpflegung für Mann und Pferd. Erstere, die unter den bestehenden taktischen Verhältnissen märchenhafte Zahlen erreichte, mußte unter allen Umständen vollständig zu Lasten des Nachschubes fallen. Letztere konnte eroberten Niederlagen des Feindes in gewissem Umfange, den Beständen des Landes, in das die Operation führte, je nach Umständen zum größten Teile entnommen werden. In Flandern schloß an das Stellungsgelände ein dichtbewohntes, an Vorräten aller Art überreiches Gebiet an. Südlich Arras war bis zur Linie Albert—Chaulnes—Roye auf keine Brotkrume zu rechnen. Der Nachschub war in den ersten Wochen ausschließlich auf die Kolonnen angewiesen, hing daher von

der Fahrbarkeit des eroberten Geländestreifens ab. Überall war zuerst eine wegarme, tiefe Stellungszone zu durchschreiten. Dann aber begann in Flandern ein Netz guter Straßen, südlich Arras schlossen sich die Wüstenstreifen der „Alberichzone" und des ehemaligen Sommeschlachtfeldes an. Diese Tatsachen mußten zu folgender Erkenntnis führen: südlich Arras schließen die Geländeverhältnisse es aus, den Bedarf an Munition und Verpflegung, wie letzteren die Armut des zu überschreitenden Gebiets bedingt, in einem Umfange nachzuführen, der eine weitzielende Operation ermöglicht. In Flandern kann der Nachschub sich nach wenigen Tagen überwiegend auf die Munition beschränken. Die Verpflegung findet der Durchbruch großenteils im Lande selbst. Und für diese gemäßigten Nachschubbedürfnisse war die Wegsamkeit des zu durchschreitenden Geländes ausreichend. Das Fazit war also: Ein Angriff, der, durch Nachschubsorgen nicht in Fesseln geschlagen, lediglich den Forderungen des Kampfes seine auf die Entscheidung zielende Entwicklung anzupassen hat, ist nur nördlich von Lens möglich. Südlich Arras wird er ohne einigermaßen sichere Gewähr für operative Ausbaumöglichkeiten geführt.

Dies mußte den Ausschlag geben. Der entscheidende Stoß, der zur Vernichtung führen sollte, konnte nur beiderseits Lille auf Calais angesetzt werden. Obgleich die Betrachtungen operativ-geographischer Art und die Feindlage ihm weiter südlich ein besseres Horoskop gestellt hätten. Und obgleich er bei Lille durch die Witterungs- und Geländeverhältnisse bis in den April hinausgeschoben wurde. Wollte die deutsche O.H.L. berechtigterweise dem Feind nicht die Möglichkeit zuvorkommenden Handelns belassen, so konnte sie selbstverständlich an einer anderen Frontstelle, z. B. zwischen Arras und St. Quentin, durch entsprechend frühzeitigen Angriff sich die Initiative wahren. Dieser Angriff mußte aber dann ein Ablenkungsstoß größeren Stiles werden, der nicht gleich die Blüte der Angriffsdivisionen verzehrte. Der Hauptstoß auf Calais mußte folgen, wenn es an der Zeit war.

Die deutsche O.H.L. entschied anders. Sie wollte überhaupt nicht ausgesprochen an einer Stelle einen entschlossen auf die Operation allein zielenden Angriff ansetzen, vielmehr sollten die Stöße, wo die Gunst der Lage es bieten sollte, selbstredend eine Operation einleiten, wo nicht, sollten sie sich mit der Rolle des Abnützungsstoßes beschei-

den. Diese Schwächung des Willens zur Operation führte naturgemäß dazu, daß „die Taktik über die Strategie gestellt wurde". Die Nachschubfrage erhielt keinen entscheidenden Einfluß zugebilligt.

In dieser strategischen Grundauffassung wurzelte auch der Grundsatz über die beabsichtigte Führung des Angriffs. Die O.H.L. hatte sich entschlossen, die Fortführung des Angriffs hauptsächlich von der taktischen Entwicklung, der Herausbildung der „weichen Stelle" bestimmen zu lassen. Diese Absicht trug den Ansprüchen eines operativ in weniger feste Richtung gewiesenen Abnützungsstoßes Rechnung. Für die zielklare Einleitung einer Operation war sie zu uneingeschränkt von der Taktik in die Strategie übernommen. Was im Rahmen des Gefechtsauftrags einer Division, eines Korps, selbst noch einer Armee ohne Einschränkung zulässig ist, weil hier die Richtung auf das große Ziel durch die feste Leitung eben des gegebenen Auftrags gesichert ist, das ist bei einer obersten Führung nur dann statthaft, wenn es ebenfalls in die — wenn auch weit gezogenen — Grenzen eines festgelegten Operationsplanes verwiesen ist. Unsere Feinde hatten bei ihren Großangriffen der Jahre 1916 und 1917 in der Anfangsentwicklung des taktischen Einbruches zu wenig geistige Beweglichkeit bewiesen, hatten sich zu sklavisch und entschlußlos an den einmal gewählten Operationsplan gehalten. Die deutsche O.H.L. verfiel in das andere Extrem: sie ließ sich zu sehr von der Gunst des Zufalls treiben und verlor damit die Möglichkeit, eine Operation herbeizuführen. Wer eine solche erstrebte, der konnte wohl zunächst für den taktischen Einbruch den Schwerpunkt entsprechend der taktischen Gunst zurechtrücken; spätestens bei Beginn des Durchbruches aber mußte ihm allein nach den Forderungen der Operation seine Stelle zugewiesen werden.

Auf der Gegenseite herrschte eine begreifliche Nervosität. Man erwartete unangenehme Überraschungen. Das französische Große Hauptquartier blickte zwar den Ereignissen mit Ruhe entgegen, es zweifelte nicht daran, daß die Angriffsfronten rechtzeitig entdeckt werden könnten. Tatsächlich gelang es den deutschen Täuschungsmaßnahmen aber dann doch restlos, den Angriff zu verschleiern. Eine noch größere Überraschung bedeutete für die französische Führung die ungeahnte Ausdehnung der Vergasung. Irgendwelche Gegenmaßnahmen unterblieben. Gewisse Kreise im französischen Hauptquartier redeten einer Vorbeugungsoffensive das Wort, drangen aber nicht durch. Der Generalissimus Pétain selbst

wünschte, die Verteidigung im großen Stil beweglich zu führen in Nachahmung der deutschen Vorbeugungsmaßnahmen vom Frühjahr 1917. Er mußte aber unter dem Druck der Politiker, die sich bedenkliche Rückwirkungen von solchen Maßnahmen auf die Stimmung des Volkes versprachen, von seinen Plänen Abstand nehmen. So erwarteten die Alliierten reichlich untätig den deutschen Ansturm.

1. Der Stoß auf Amiens und Montdidier.

So wurde am 21. März die Blüte der Angriffskraft des deutschen Heeres zum Durchbruch zwischen Croisilles und St. Quentin angesetzt. Weiter südlich sollte aus La Fère heraus ein Angriff mit begrenztem Ziel die entstehende Südflanke am Crozatkanal und dem Oberlauf der Somme abrunden. Mit gelungener Überraschung erfolgte der Angriff auf taktischer günstiger Grundlage, konnte aber nur dann die Operation einleiten, wenn sein Schwerpunkt zwischen Arras und Péronne auf Abbéville Raum gewann, und zwar rasch, ehe die unabwendbare Nachschubkrise ihn in lähmende Fesseln schlug.

Der Schwerpunkt lag auch anfänglich in der angedeuteten Richtung. Allein das Kriegsglück ließ die „weiche Stelle" zwischen Oberlauf der Somme und Oise entstehen, während die zur Entscheidung berufene siebzehnte und zweite Armee sich frühzeitig festliefen. Die Richtung, in der der feindliche Widerstand am schnellsten zu erlahmen begann, wies die achtzehnte Armee auf Roye—Montdidier. Eine Operation winkte aber in dieser Richtung nicht. Verlegte die deutsche O.H.L. in Befolgung ihres Grundsatzes den Schwerpunkt trotzdem zur achtzehnten Armee, so konnte er die Operation nur noch südlich um Amiens herumfassend fördern, indem er den zäh sich vorwärts mühenden, eigentlichen Trägern des Durchbruches, der siebzehnten und zweiten Armee, von rückwärts den Weg öffnete. Und dieser Umweg war gar weit. Die nach Süden gekehrte Abwehrflanke der deutschen achtzehnten Armee schoß bedenklich in die Breite. Die Befürchtung lag nahe, daß die an sich noch unverbrauchte Stoßkraft der achtzehnten Armee auf dem weiten Wege mit seinem zehrenden Flankenschutz erlahmen würde, ehe sie in Höhe von Amiens operativ entscheidend wurde. Dieser Beurteilung gab die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz Ausdruck, als sie bereits in den ersten Tagen des Angriffs anbot, auf den vor ihrer achtzehnten Armee winkenden taktischen Erfolg verzichten

und an Crozatkanal und Somme bis Péronne mit der bescheidenen Rolle des Flankenschutzes sich begnügen zu wollen. Ihre noch unangebrauchten rund fünfzehn Divisionen zweiten und dritten Treffens sollten nicht mittelbar auf ungewissem Umweg, sondern durch Nachdruck an Ort und Stelle selbst der siebzehnten und zweiten Armee den Weg auf Albert und Abbéville öffnen. Die O.H.L. trat diesem Vorschlag nicht bei, sondern entschied, getreu dem Grundsatz, den Schwerpunkt vor die weiche Stelle zu legen, ohne Rücksicht auf deren operativ wenig aussichtsreichen Platz im Gesamtbilde. Die nachträglich von Mitgliedern der O.H.L. gegebene Begründung, ein gewaltsames Weiterbohren an dem festgefahrenen Angriff der siebzehnten und zweiten Armee hätte nur zu erfolglosem Blutverlust geführt, wie die Angriffe der Entente im Vorjahre gezeigt hätten, war damals noch nicht stichhaltig. Noch war hier die Bewegung im, wenn auch zähen, Fluß. Die Zeit zur Einrichtung einer Front, die die Entente 1917 oft in Länge einer Woche zwischen ihren einzelnen Stößen gewährt hatte, war dem Feinde am dritten Tage des Angriffs noch nicht geschenkt gewesen. Das operativ Richtigste wäre wohl allerdings gewesen, auf der ganzen Angriffsfront überhaupt schon jetzt den Angriff einzustellen und die noch unverbrauchten Kräfte für den Hauptstoß in Flandern aufzusparen. Um so mehr als man damit rechnen mußte, daß das vorzügliche französische Verkehrsnetz das rasche Heranwerfen von Verstärkungen erlaubte und daß damit nach den ersten Tagen der Offensive die Phase „der weichen Stellen" verstrichen sein dürfte. Nachdem einmal der siebzehnten und zweiten Armee der rasche Durchstoß mißglückt war, konnte ihre Verstärkung aus der achtzehnten Armee ihn wohl noch langsam schleppend weiterdrücken. Aber das Verhängnis baldiger Blutstockung schwebte bereits in der Trichterwüste des alten Sommeschlachtfeldes über ihm. Er konnte nicht mehr zur Operation führen. Noch weniger aber war diese über Montdidier ausholend zu erlangen. Hierin hatte die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz unbestritten recht, und die Ereignisse haben dies bestätigt. Am Avreabschnitt angekommen, hatte die achtzehnte Armee ihre auf Tiefenstaffelung beruhende Stoßkraft durch die fortdauernde Fronterweiterung und die Vertiefung ihrer linken Flanke verloren. Für den Nachschub war die Entfernung von der letzten Basis der Ausladebahnhöfe zu weit geworden. Es gelang noch die Bildung eines flachen Brückenkopfes westlich der Avre. Jetzt erst hätte

durch Weiterstoßen aus diesem heraus nach Westen und dann durch kraftvolles Eindrehen auf Amiens die mittelbare Förderung der Operation wirksam werden können. Doch dazu hatte die achtzehnte Armee keine Kraft mehr; vielleicht hätte der Einsatz von Panzerwagen, verbunden mit starker Heereskavallerie, über den toten Punkt hinüber helfen können.

Nunmehr war auf der ganzen Angriffsfront eine Pause notwendig geworden, und damit erhielt der Feind Zeit, sich zu setzen. Die zu erwartenden Schwierigkeiten hatten den Stoß erlahmen lassen, ehe er die Operation einleiten konnte. Er war zum, allerdings erfolgreichen, Abnützungsstoß geworden. Nachträgliche Angriffsaufnahme bei der achtzehnten Armee am 30. März nach Süden war operativ zwecklos, bei der zweiten Armee am 4. April auf Amiens verlief sie erfolglos. Die Überraschung fehlte.

Das Schicksal der ersten deutschen Offensive war entschieden. Angesichts ihrer an sich schon geringen Aussicht, zur Operation zu führen, war sie nicht rechtzeitig abgebrochen worden, als in der einzigen Richtung, in der sie Erfolg bringen konnte, der Angriff früh ins Stocken geriet. Der weitere Ausbau südlich Amiens war strategisch aussichtslos und verbrauchte Kräfte, die für eine Entscheidung an anderer Stelle zweckmäßiger eingesetzt worden wären. Es rächte sich, daß man den Angriff vorwiegend nach taktischen Gesichtspunkten angelegt hatte und dieser Angriffsstelle einen operativen Gedanken dann mehr oder weniger aufgepfropft hatte. General Buat („Ludendorff“, Verlag Payot & Co.) sagt dazu: „Die Taktik, so glänzend sie auch gewesen war, war nicht so weit getrieben worden, eine vorteilhafte strategische Lage zu schaffen; ja man darf sogar sagen, daß sie zum entgegengesetzten Ergebnis geführt hatte ... Dies ist ein Beweis dafür, wenn ein solcher überhaupt nötig ist, daß die Richtung des taktischen Angriffs in strategischer Hinsicht nicht gleichgültig ist.“ Der Geist Schlieffens schwebte nicht über dem Angriff. Aber auch nicht der von Iwangorod und Warschau. Sonst hätte die O.H.L. schwerlich den kräftezehrenden Frontbogen Albert—Moreuil—Montdidier—Noyon beibehalten, der als Ausgangsstellung für weitere Operationen doch nicht in Frage kam. Eine solche konnte nur nördlich der Somme ihren Erfolg suchen. Und lediglich die Bindung feindlicher Kräfte durch Bedrohung von Amiens rechtfertigte das Halten des Bogens nicht. Die bald einsetzende artil=

leristische Gegenwirkung, der unsere am Nachschub krankende Artillerie nichts Gleichwertiges entgegensetzen konnte, verbrauchte die Kräfte der im freien Felde liegenden Stellungsdivisionen so rasch, daß es nicht zweifelhaft war, auf welcher Seite das Halten des Bogens von Montdidier größere Verluste der Gesamtkraft mit sich brachte.

2. Der Angriff auf Calais.

Nach dem Ermatten der ersten Angriffswelle trat eine Operationspause ein. Eine örtliche Stellungsverbesserung führte am 7. April die siebte Armee bis zum Oise-Aisnekanal in Linie Bichancourt—Anizy le Château, war aber ohne operative Bedeutung.

Dann sollten Angriffe mit begrenztem Ziel den geplanten nächsten operativen Stoß in der Lysniederung auf eine günstige Grundlage stellen. Die Inbesitznahme der Höhen zwischen Béthune und Lens, der 1915 vielumstrittenen Lorettohöhe, durch den linken Flügel der deutschen sechsten Armee sollte ihrerseits durch einen vorausgehenden Vorstoß des rechten Flügels der siebzehnten Armee auf die Höhen östlich und nördlich Arras erleichtert werden. Da letzterer bereits mißlang, unterblieb auch der erstere. Inwieweit der Besitz des rund zwanzig Kilometer von der Lysebene entfernten Höhengeländes nordwestlich Lens den Angriff an der Lys entscheidend beeinflußt hätte, ist eine Frage, über die man streiten kann.

Dann trat die O.H.L. an den Vorstoß auf Hazebrouck—Calais heran, den seinerzeit Kronprinz Rupprecht als aussichtsreichen Weg zur Operation für den Hauptstoß vorgeschlagen hatte. Für diese Rolle stand ihm jetzt nicht mehr der erforderliche Kräftereichtum zur Verfügung, nachdem der Stoß auf Amiens zweckloserweise über den Rahmen eines vorbereitenden Ablenkungsstoßes hinaus ausgestaltet worden war. Immerhin ruhte er noch auf günstiger taktischer Grundlage. Gegenüber der Ausgangsfront Fromelles—Violaine stand in den portugiesischen Truppen ein durchaus minderwertiger Gegner. Die ursprünglich zwischen Ypern und Béthune versammelte Masse der englischen Operationsreserven war durch den Angriff auf Amiens stark verdünnt worden.

Der am 9. April einsetzende Stoß hatte denn auch einen großen Anfangserfolg. Am Abend war zwischen Erquinghem und Estaires die Lys, weiter südlich Vieille Chapelle und Richebourg erreicht. In

den folgenden Tagen gewann der Angriff auf Bailleul und vor allem auf Merville Raum, weniger gegen Béthune. Doch dies war auch nicht entscheidend. Der Schwerpunkt mußte nach dem Höhengelände nördlich Bailleul und bei Cassel zielen. Am zweiten Angriffstage nahm der linke Flügel der vierten Armee als Vorstufe hierfür das Messinesplateau. Der Ostkamm des erwähnten Höhengeländes nördlich Bailleul, der Kemmelberg, wurde aber erst vierzehn Tage später genommen. Das war viel zu spät. Der Gegner hatte längst durch herangeführte Reserven den Weg nach Cassel verschlossen. Bei und nördlich Ypern hatte er seinen Frontvorsprung nach Verlust des Messinesplateaus abgeflacht. Anfangs Mai verebbte der hoffnungsvollste Stoß, den das deutsche Westheer je geführt hat. Hierüber spricht am treffendsten das Urteil aus Feindes Mund. Marschall French beurteilt die bereits in der Ypernschlacht vom November 1914 drohende Möglichkeit einer Einnahme des Höhengeländes vom Kemmelberg mit seinen Westausläufern durch die Deutschen dahin, daß er sagt: „Wenn diese Lage eingetreten wäre, würden wir alle französischen, belgischen und britischen Truppen nördlich einer durch den Kemmel gehenden Ost-Westlinie haben liegen sehen, abgeschnitten und gegen das Meer gedrängt. Wenn ich auf die hier geschilderte Lage zurückblicke, so glaube ich, daß das Lebensinteresse des britischen Reiches in großer Gefahr war. Es muß gesagt werden, daß es drauf und dran war, daß die ganze Küste von Ostende bis Havre in die Hand des Feindes gefallen wäre ..." So drohte mit dem Durchbruch auf Calais der Zusammenbruch des britischen Heeres, und was der Einsturz dieses Rückgrates der Entente für die Gesamtlage bedeutet hätte, angesichts der erschütterten Kraft von Frankreichs Heer, das sagt uns ein anderer feindlicher Feldherr, Sir Douglais Haig: „Die außerordentliche Last, die von der tapferen französischen Armee in der ersten Kriegsperiode getragen wurde, verursachte Verluste, die den ganzen Krieg hindurch fühlbar blieben ..." Der Kern des feindlichen Widerstandes war in Calais zu suchen und nicht in Paris.

Der strategisch allein Erfolg versprechende Angriff schleppte sich aber über Gebühr langsam hin, konnte so nicht zur Operation kommen. Denn über deren Schicksal entscheiden bekanntlich die taktischen Erfolge der ersten Tage. Daß diese so gering waren, hatte neben den gewiß unbestreitbaren Schwierigkeiten des sumpfigen Geländes seinen

Hauptgrund in der Kräfteausstattung. General Ludendorff schreibt selbst hierüber: „Die Truppe hätte häufig frischer zufassen müssen. Oft hielt sie sich aber auch zu lange auf der Suche nach Proviant auf. Die Divisionen, die hier kämpften, waren nicht in dem Sinne Angriffsdivisionen wie die am 21. März eingesetzten..." Darin liegt der Kern der mißglückten Operation. Die O.H.L. hatte den strategischen Schwerpunkt auf den über das alte Sommeschlachtfeld hinwegführenden Stoß gelegt, trotzdem diesem, wie ausgeführt (siehe Seite 219), der Weg zur Entscheidung wahrscheinlich verschlossen bleiben mußte, und hatte den Angriff auf Hazebrouk—Calais als reinen Abnützungsstoß behandelt. Das Umgekehrte hätte der Fall sein müssen.

3. Die Operationspause im Mai.

Nach Erstarren der Bewegung vor Amiens und an der Lys stand die deutsche O.H.L. vor einem entscheidenden Entschluß. Hätte sie von Anfang an die Lösung ihrer Aufgabe in einer Operation gesucht, in klarer Erkenntnis, daß auf diesem Wege allein die Entscheidung in der dafür noch günstigen Zeitspanne mit Sicherheit zu finden war, dann hätte sie sich die ernste Frage vorlegen müssen, ob sie überhaupt noch Aussicht hatte, zur Operation zu kommen. Eine solche an ganz anderer Stelle von Grund aus aufzubauen, dazu waren nach den beiden ersten Großangriffen jetzt nicht mehr die Kräfte vorhanden. Ganz abgesehen davon, daß (siehe Seite 217 ff.) für eine Operation die Front zwischen Ypern und St. Quentin die einzig aussichtsvolle Basis war. Eine Operation konnte also nur im bisherigen Kampfraume ihre endgültige Entwicklung auf der Grundlage des bereits Erreichten finden. Ihr Ziel blieb nach wie vor der Durchbruch zum Meere. Als Ausgangstellungen kamen die neugewonnenen Frontabschnitte Kemmel—La Bassée und Arras—Albert in Betracht. Von beiden war der letztere mit Rücksicht auf das hinter seiner südlichen Hälfte liegende alte Sommeschlachtfeld, das den Nachschub einer Operation rettungslos abschnüren mußte, weniger geeignet. Die Operation konnte also nur in der Fortsetzung des am 9. April begonnenen Stoßes auf Hazebrouk—Calais gesucht werden. Dabei mußte sich die deutsche O.H.L. klar darüber sein, daß jetzt, nachdem der erste Vorstoß, zum operativen Erfolg zu schwach, nur die Augen des Feindes auf seine Achillesferse gelenkt hatte, der zweite unter weniger günstigen Auspizien an diese Aufgabe heranging.

Zwar waren trotzdem nach Ansicht des französischen Generals Buat (a. a. O.) die Angriffsaussichten für die Deutschen an der fraglichen Front gar keine schlechten. Wenn auch die Alliierten starke Kräfte dort versammelt hatten, so hatte der Stoß doch nur eine feldmäßige erste Stellung, hinter der keine rückwärtigen Linien verliefen, zu durchbrechen. Auch wäre die notwendige Tiefe des Durchbruchs, der bei Cassel sein Ziel erreicht gehabt hätte, verhältnismäßig gering gewesen. Immerhin erschien der deutschen O.H.L. als unerläßliche Vorbedingung auf alle Fälle ein Ablenkungsstoß an anderer Stelle, der auf irgendein feindliches Lebenszentrum zielte und damit die Fähigkeit besaß, starke Feindeskräfte von ihrem jetzigen Kristallisationsraum zwischen St. Omer und Amiens abzuziehen. Der Entschluß zu einem derartigen vorbereitenden Angriff war nicht leicht, denn er mußte erneut Kräfte verbrauchen, die dringend zur Sicherstellung der späteren Hauptentscheidung gebraucht wurden. Eine solche, erst nach drei einleitenden Großangriffen entstehend, stand unter dem bedrohlichen Zeichen der Blutleere. Wohl hatte der Gegner rein zahlenmäßig in den beiden ersten Angriffstößen die größere Einbuße an Kraft zu verzeichnen. 53 von 59 englischen Divisionen waren im Verlauf der Kämpfe, zum Teil sogar zweimal, eingesetzt gewesen, und auch von den französischen Operationsreserven hatte sich rund die Hälfte am Kampf beteiligen müssen. Allein auch die deutschen Angriffsdivisionen hatten immerhin ihr Bestes bereits dazu hingegeben. Und ihnen stand keine Ersatzquelle zu Gebote, wie sie die amerikanische Armee für die Entente darstellte. Darum war zu befürchten, daß nach weiteren, gewissermaßen einleitenden, Angriffen schließlich für die Hauptentscheidung, die Operation, keine zahlenmäßige und vor allem qualitative Überlegenheit auf deutscher Seite mehr in dem Umfange bestehen würde, wie sie den Erfolg sichern konnte.

Der deutschen O.H.L., die innerlich nicht so eindeutig auf die Operation eingestellt war, sondern auch dem Grundsatz einer Abnützungsstrategie nicht allzu fern stand (siehe Seite 215), dürfte dieser Entschluß, nunmehr an anderer Stelle immer noch ohne Aussicht auf die Operation zum Angriff anzusetzen, leichter geworden sein. Auf alle Fälle mußte der nächste Stoß tunlichst bald geführt werden, denn die Ruhepause kräftigte beide Teile, und — was das Bedeutsamste war — je länger sie dauerte, desto eher gewann der Gegner Zeit, das Gesetz des Handelns an sich zu reißen. Und das mußte unter allen

Umständen verhindert werden. Ende Mai konnten die notwendig werdenden Kräfteverschiebungen und Angriffsvorbereitungen an Ort und Stelle beendet sein. Für den bevorstehenden Angriff, der hauptsächlich Ablenkungsstoß sein sollte, traten bei der Wahl der Angriffstelle die taktischen Verhältnisse in den Vordergrund. Die Kräftegruppierung des Feindes wies auf die Front der deutschen siebten und ersten Armee. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz arbeitete mehrere Angriffspläne aus und bereitete sie vor. Den Kern bildete ein Angriff der siebten Armee aus der Linie Anizy le Château—Berry au Bac in Richtung auf Soissons—Fismes—Jonchery bis zur Vesle. Je nach der Lage konnte der Angriff rechts anschließend durch die siebte Armee am Oise—Aisnekanal und durch die achtzehnte Armee aus der Linie Orvillers—Noyon auf Compiègne vordringend, links anschließend durch die erste Armee zwischen Berry au Bac und Reims bis zur Vesle erweitert werden. Die O.H.L. beabsichtigte, wenn dieser Stoß die Lage in Flandern ausreichend entspannt hatte, dorthin zur Operation zurückzukehren. Dieses Festhalten der operativen Richtlinie war durchaus richtig.

4. Der Ablenkungsstoß zwischen Soissons und Reims.

Am 27. Mai eröffnete die deutsche siebte Armee den vorbereiteten Angriff zwischen Anizy le Château und Berry au Bac mit einem taktischen Erfolg, wie er bisher noch nicht eingetreten war. Der Feind, der seine Augen nur auf die Front der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht geheftet hatte, war wie aus den Wolken gefallen, wenn auch wenige Stunden vor Einsetzen des Angriffs er durch Gefangenenaussagen stutzig geworden war. Der Stoß drang mit unaufhaltsamem Schwung über den zertrichterten, steilen Bergwall des Chemin des dames in raschem Fluß nach Süden vor. Diese taktische Eröffnung stellte das Ideal einer Operationseinleitung dar. Leider war eine solche hier schwer zu erreichen. Sie mußte sich frontal früher oder später totlaufen, da sie gegen keine „Wand" führte. Immerhin begünstigte dieser Verlauf die neben der Ablenkung ebenfalls hocherwünschte Abnützung des Feindes. Das ursprüngliche Ziel, die Vesle, war bereits am zweiten Tage weit überschritten. Der Angriff schritt mühelos weiter. Der Feind verfügte zunächst über so gut wie keine Reserven. Tropfenweise von Flandern heruntergejagt, aus den Waggons in den Kampf geworfen, waren

sie Tropfen auf einen glühenden Stein. So war es auch durchaus gerechtfertigt, ihn vorläufig über den ursprünglich gesetzten Rahmen hinaus weiterlaufen zu lassen, solange er nicht einen Kraftverbrauch zeitigte, der nicht mehr dem strategischen Zweck, der Ablenkung und Abnützung, entsprach. Die deutsche O.H.L. versuchte auch zu einer Teiloperation zu kommen. Sie wies die siebte Armee an, den Schwerpunkt in Richtung Compiègne—Crépy en Valois zu legen. Gewann der Angriff in dieser Richtung Raum, so konnte er in Verbindung mit dem gleichfalls vorbereiteten Angriff der achtzehnten Armee aus der Linie Orvillers—Noyon nach Süden für die französischen Kräfte um Compiègne eine Vernichtungschlacht heraufbeschwören. Allein der Franzose hatte diese seine verwundbare Stelle richtig erkannt und stemmte sich südlich Soissons und an den Osträndern des Waldes von Villers Cotterets mit verzweifelter Hartnäckigkeit und erfolgreich dem Vordringen entgegen. In südlicher Richtung ließ er die Bewegung laufen, wohl wissend, daß die Marne ein rechtzeitiges Halt gebieten werde. Weiter südlich war denn tatsächlich auch keine Operation zu erwarten. Am vierten Tage hatte die südlichste Gruppe der deutschen siebten Armee die Marne erreicht. Damit verlor der Angriff den großzügigen Fluß. Er gewann noch an einzelnen Stellen geringfügigen Boden. Allein da, wo ein solcher von operativer Bedeutung gewesen wäre, in Richtung Compiègne und Epernay, blieb er im Walde von Villers Cotterets und im Reimser Bergwald hängen. Bis Anfang Juni hatte die Bewegung Opfer gefordert, die in keinem Vergleich zu der überaus hohen Einbuße des Feindes an Menschen und Material standen. Der Abnützungszweck war also voll erreicht. Auch die gewünschte Ablenkung hatte sie gebracht. Nach Reims und Villers Cotterets strömten französische und amerikanische Divisionen aus der Operationsreserve der Entente zusammen, um die bedrohten Flanken der Fronten Montdidier—Noyon und Reims—Argonnen zu schützen.

Nach Erstarren der Bewegung wiederholte sich die bisherige Entwicklung. Der artilleristische Widerstand des Feindes wuchs täglich und gewann immer mehr offensives Gepräge, bald folgten auch starke Angriffe. Wie der Bogen Amiens—Noyon, so bedeutete jetzt auch der Bogen Soissons—Château Thierry—Reims eine Erweiterung der deutschen Gesamtfront, die höchst nachteilig auf die Zahl der Operationsreserven wirkte. Wie Anfang April die Erwägung sich aufdrängte,

den kräftezehrenden Vorsprung südlich der Somme zu räumen (siehe Seite 223), so war auch jetzt für den Sack zwischen Aisne und Marne, der unter ähnlichen mißlichen Nachschubverhältnissen litt, diese Maßnahme ernsthaft zu prüfen. Eine Verschiebung des Kräfteverhältnisses zugunsten des deutschen Heeres im Hinblick auf die nach wie vor in Flandern zu suchende Hauptenscheidung war nach dem Dargelegten nicht zu erwarten, wenn der Vorsprung bis zur Marne beibehalten blieb. Im Juni überwog bereits der Kräfteverbrauch auf deutscher Seite den des Feindes. Das Beibehalten wäre zu rechtfertigen gewesen, wenn die dadurch gehaltene Front als Sprungbrett zur endgültigen Entscheidung hätte dienen können. Da dies nicht der Fall war, hielt das Verbleiben an der Marne nur strategisch wertlosen Geländegewinn fest. Ob der magische Name „Paris" suggestiv auf die O.H.L. gewirkt hat, ist nicht ausgeschlossen. Jedenfalls konnte sie sich hier ebensowenig wie zwischen Amiens und Chauny zu einer teilweisen Rückverlegung und der damit verbundenen Kräfteschonung zugunsten der Hauptentscheidung entschließen. Selbstverständlich hätte die Aufgabe frühestens dann beginnen können, wenn die Entwicklung des nächsten Angriffs so weit gediehen war, daß die operative Vorhand dort der deutschen Führung gesichert erschien. Wenn die Lage es erlaubte, genügte auch die Vorbereitung einer großzügigen Ausweichbewegung, die wie im Frühjahr 1917 jederzeit einsetzen konnte.

Am 1. Juni erweiterte die siebte Armee im Aisne—Oiseknie in Richtung Compiègne ihren Einbruch. Dann folgte am 9. Juni der längst geplante Angriff der achtzehnten Armee zwischen Montdidier und Carlepont auf Compiègne. Da es der siebten Armee, wie erwähnt, nicht gelungen war, vom Osten her auf Compiègne und Crépy en Valois vorwärtszukommen, konnte er keine Operation zeitigen, sondern nur zum Abnützungstoß werden. Da der Gegner aber den Angriff diesmal erkannt und erwartet hatte, mußte es fraglich erscheinen, ob es gelingen werde, ihm starke Verluste beizubringen, ohne selbst teure Opfer zu bringen. Der Angriff wäre wohl besser unterblieben. Er fügte nur ein neues Glied in die allmählich allzu lange Kette schwächender Vorbereitungsangriffe ein. Die Hauptentscheidung stand auf immer schwächeren Füßen. Zunächst trat wieder eine Pause ein. Erneut entstand die Gefahr, daß der Gegner die Initiative ergreifen könnte, ehe die deutsche O.H.L. endlich zu ihrem entscheidenden Stoß in Flandern kam.

5. Die zweite Operationspause im Juni und Juli.

Zum zweitenmal erhob sich vor der deutschen O.H.L. die Frage, auf welchem Wege sie weiter dem Siege zustreben sollte. Die Entscheidung war noch schwerwiegender geworden, als sie es bereits im Mai gewesen war. Denn mit noch gesteigerter Schärfe trat das beiderseitige Kräfteverhältnis in die Erscheinung. Der Gegner hatte gewiß schwere Verluste erlitten, die weit über die deutschen hinausgingen, aber — nur während der Bewegung. Nach Herstellung des Gleichgewichts dürfte sich der beiderseitige Kräfteverbrauch in den Kämpfen um die neuwerdende Stellungsfront etwa die Wage gehalten haben. Die Grippeepidemie lastete gleich schwer auf beiden Teilen. Der zusehends wachsende Niedergang der Moral und damit der Gefechtskraft war indessen nur auf deutscher Seite in einem bedenklichen Umfange zu erkennen. Die Kraftquelle des deutschen Heeres floß täglich spärlicher und trüber. Die der Entente sprudelte kraftvoll im neu erschlossenen Born Amerika. So rückte der Augenblick in immer bedrohlichere Nähe, in dem das Produkt aus Zahl und innerem Wert der Truppen auf seiten der Entente den höheren Betrag aufweisen mußte. Für eine Entscheidung durch die Operation stand also der deutschen O.H.L. nur noch eine kurze Spanne Zeit zur Verfügung. Eine nochmalige, strategisch nur vorbereitende, Angriffshandlung, bevor die Hauptentscheidung gesucht werden sollte, verschob diese immer mehr nach der krisenschweren Grenzlage in der Entwicklung des Kräfteverhältnisses, rückte sie immer mehr in das Stadium, in dem der Gegner der ermattenden Hand der deutschen Führung das operative Gesetz entwinden konnte. Und dann war die entscheidende Operation für immer dahin. Die deutsche O.H.L. mußte daher unbedingt den nächsten Stoß als letztmöglichen unmittelbaren Weg zur Endentscheidung ansehen.

Tat sie das, als sie den Angriff beiderseits von Reims für Mitte Juli vorbereitete, so handelte sie rein strategisch klar. An zweiter Stelle war dann zu prüfen, ob die Abkehr von Flandern nach der neuen Front operativ zu rechtfertigen war, ob die oben ausgeführte Beurteilung der einzelnen Fronten für die entscheidende Operation (siehe Seite 216) jetzt zu einem veränderten Ergebnis kommen mußte. Dies erscheint fraglich. Es ist aber auch überflüssig, hierauf näher einzugehen, denn der Angriff beiderseits Reims war nicht zur entscheidenden Operation von der

O.H.L. ausersehen. Sie erstrebte diese nach wie vor in Flandern, glaubte aber, ihr durch einen weiteren Ablenkungstoß den Weg immer noch mehr ebnen zu müssen. Ob eine nochmalige Schwächung der feindlichen Flandernfront unerläßlich war, ehe die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht dort die Schlachtentscheidung anrufen durfte, mochte schwer zu beurteilen sein. Es mußte aber klar sein, daß ein weiterer vorbereitender Angriff, mochte er auch in die feindlichen Reserven eine noch so empfindliche Bresche schlagen, seinerseits diejenigen deutschen Kräfte verbrauchen mußte, die gerade noch vorhanden waren, um der Hauptentscheidung das unentbehrliche Mindestmaß lebendiger Kraft zu sichern.

Aus dieser Überlegung heraus kann man den Entschluß der O.H.L., der auf Anfang August festgesetzten Hauptentscheidung in Flandern einen fünften Vorbereitungsangriff vorausgehen zu lassen, nicht gutheißen. Er trug der Beschränkung der eigenen Kraft nicht Rechnung, sondern überspannte den Bogen. Die Wurzel dazu muß in der bereits erwähnten (siehe Seite 211) mangelhaften Fühlung der O.H.L. mit der Truppe und ihrer daraus quellenden Überschätzung der eigenen Kraft gesucht werden. Mochte die Offensive bei Reims ausfallen wie sie wollte, mochte sie den Gegner so schwächen, daß er auf Wochen, ja Monate hinaus den Gedanken eigener Offensive zurückstellen mußte, seine Widerstandskraft völlig zu brechen, vermochte sie angesichts der amerikanischen Hilfe nicht. Das konnte nur die Operation. Und diese konnte nach fünfmaliger vorhergegangener Vorbereitung kein vollblütiger Stoß mehr werden, so wie die deutsche Kräftelage einmal war. Das beweist schon die Tatsache, daß die Kräfteknappheit es nicht mehr erlaubte, die dringend notwendige Flankensicherung des Angriffs durch Verstärkung der bedrohten Front Soissons—Château Thierry auch nur annähernd herzustellen (siehe Seite 235). Die Hauptentscheidung wäre zum sechsten und wahrscheinlich letzten Abnützungstoß herabgesunken, wenn die Entwicklung der Dinge sie tatsächlich hätte zu Worte kommen lassen. Und das deutsche Heer wäre nie mehr zur großen Entscheidung genügend erstarkt. Wohl aber der Gegner.

Nachdem die deutsche Strategie des Jahres 1918 den günstigsten Augenblick, die Hauptentscheidung zu erstreben, nämlich den 9. April, nicht wahrgenommen hatte, schob sie die Entscheidung überlange hinaus, bis der knapp bemessene Kräftevorrat sich anschickte, zur Neige zu gehen.

Mit ihren allzu vielen vorbereitenden Stößen tat sie im strategischen Rahmen das, was General Ludendorff auf taktischem Gebiet so sehr verurteilte: sie „bataillierte". Auch hier ist das Urteil des Gegners von Interesse. General Buat (a. a. O.) schreibt: „Ludendorff war nicht sparsam genug mit seiner Infanterie umgegangen. Er hatte die Entscheidung gesucht, bevor sie reif war; er hatte seine Kräfte vor dem Augenblick einer Ernte, die er nun nicht mehr einbringen konnte, verschwenderisch ausgegeben." Der Stoß auf Reims war die letzte der deutschen O.H.L. mögliche Kraftentfaltung. Da sie nicht auf die Endentscheidung zielte, verzichtete unbewußt die O.H.L. endgültig auf diese selbst, noch ehe Marschall Foch die Initiative an sich riß.

Immerhin lag ein so jäher Umschwung, wie er tatsächlich am 18. Juli eintrat, nicht in der natürlichen Entwicklung. Ohne besondere Umstände wäre dem deutschen Angriff vom 15. Juli voraussichtlich ein großer, aber kein entscheidender Erfolg beschieden gewesen. Die erstrebte Abschnürung von Reims hätte dem Feind eine schwere Einbuße bereitet. Dann konnte der entscheidungsuchende Stoß in Flandern endlich geführt werden. Und er wäre, wie dargetan, nach einem sicherlich ebenfalls guten Anfangserfolg aller Voraussicht nach vor dem erstrebten Ziele erlahmt. Zum Durchbiegen besaß er nicht mehr die Kraft. Sein Schicksal mußte dem des ebenfalls durch operativ untergeordnete Kampfhandlungen allzusehr geschwächten deutschen Durchbruch in der Marneschlacht von 1914 (siehe Seite 109) gleichen. Auf eine längere Pause beiderseitiger Ermattung wäre dann endgültig die Initiative auf die Entente übergegangen.

6. Der Ablenkungsstoß beiderseits Reims.

Der Angriff des 15. Juli sollte bei der siebten Armee, aus der Linie Jaulgonne—Courmas in allgemein südöstlicher Richtung vorbrechend, beiderseits der Marne auf Epernay führen, während die erste und dritte deutsche Armee, aus der Linie Prunay—Tahure antretend, nach Süden auf die Marne zwischen Epernay und Chalons vordringen sollten. Der Raum Reims—Epernay sollte von beiden Seiten an der Marne abgeschnürt werden. Der Angriff war taktisch schwer. Und zwar nicht nur, wie bei der siebten Armee, wo der notwendige Marneübergang ein schwieriges Unternehmen darstellte, in seiner Ausgangslage, sondern vor allem in seiner weiteren Entwicklung.

Das wog besonders schwer, denn taktische Schwierigkeiten im ersten Anlauf konnte die dann noch dichte Artillerievorbereitung und -begleitung überwinden helfen. Später, wenn der Angriff die Wirkungsgrenze der Artillerieausgangstellung überschritten hatte, konnte die nachfließende Artillerie der Infanterie in unvorhergesehenen Lagen nicht mehr so wuchtige Wegebereiterin sein. Und gerade in diesem Zeitpunkt mußten bei der siebten Armee das dichte Waldgebiet zwischen Dormans und Epernay große taktische Schwierigkeiten bereiten, bei der ersten Armee die Feuerwirkung von dem mit Batterien gespickten Bergklotz des forêt de Reims zwischen Ay und Verzy stark hemmend in Erscheinung treten. Trotz alledem war der taktische Erfolg durchaus möglich, und nach den bisherigen Siegen durfte die deutsche O.H.L. berechtigterweise an ihn glauben. Tatsächlich war die Angriffsabsicht, ja sogar der Angriffsplan in großen Zügen zur Kenntnis des Gegners gekommen. Ein Pionierhauptmann der siebten Armee, der Anfang Juli an der Marne Brückenstellen erkundete und dabei in Feindeshand fiel, war — bewußt oder durch Unvorsichtigkeit — der Übermittler. Mit der Überraschung stürzte die Grundlage des Angriffs zusammen. Dieses Mißgeschick war möglich, aber nicht vorauszusehen. Der tatsächliche taktische Mißerfolg kann daher nicht der deutschen O.H.L. zur Last gelegt werden.

Noch ehe der Angriffstag unmittelbar bevorstand, mehrten sich die Anzeichen für einen drohenden französischen Angriff aus dem Walde von Villers Cotterets heraus. Erst waren es Fliegermeldungen, dann wollte die Truppe Einschießen erkannt haben, am 9. Juli sagte ihn eine Agentennachricht voraus, schließlich kündigten am 11. Juli Überläufer einen unmittelbar bevorstehenden Tankmassenangriff an. Die deutsche siebte Armee sah mit großer Sorge auf ihre rechte Flanke, die beim Angriff auf Epernay fast zum Rücken wurde. Sie wußte die Widerstandskraft auf ein Mindestmaß verringert. Die Front zwischen Soissons und Château Thierry war in der Zeit vom 6. Juni bis 13. Juli das Ziel von rund vierzig feindlichen Angriffen, bald größeren, bald kleineren Umfangs, gewesen. Ablösungen hatte die allgemeine Kräfteknappheit nicht im notwendigen Maße gestattet. Der Gegner hatte die offenbar seit langem zum strategischen retour offensif ausersehene Front planmäßig durch fast tagtägliche Teilvorstöße zu erschüttern versucht. Auch war sein Streben nach Gewinnung guter Übersichtspunkte unver-

kennbar. Das A.O.K. 7 hatte denn auch wiederholt die Notwendigkeit betont, daß die Befähigung seiner Westfront zu kräftigem Flankenschutz eine Vorbedingung für den Angriff am 15. Juli sei; allein die beantragten Verstärkungen an Divisionen und Artillerie waren nur zu einem Bruchteil zugeführt worden. Die um so nachdrücklicheren Hinweise der O.H.L., die Gliederung zur Abwehr, die Maßnahmen gegen Tanks usw. sorgfältigst durchzuführen, konnten die Gefahr nicht beschwören. Wenn die Kräfte zu ihrer Durchführung nicht gegeben wurden, bleiben Befehle wertloses Papier. Noch kurz vor Beginn des Angriffs hatte das A.O.K. 7 seine Befürchtungen erneut zum Ausdruck gebracht unter Berufung auf die nicht von der Hand zu weisenden Anzeichen und hatte auch bei der O.H.L. selbst zunächst ein offenes Ohr gefunden. Die Operationsabteilung der O.H.L. verwarf aber nachher die Vorstellungen der siebten Armee als Gespensterseherei. Besonders nachdem der 14. Juli, auf welchen Tag (französisches Nationalfest) die Agentennachrichten und Überläuferaussagen den Angriff ansagten, verstrich, ohne daß der Angriff erfolgte. Der Umstand, daß der deutsche Angriff ursprünglich auf den 12. Juli festgesetzt war und in dieser Fassung zunächst dem Gegner bekannt wurde (siehe Seite 234), macht es wahrscheinlich, daß Marschall Foch seinen Stoß ebenfalls ursprünglich auf ein früheres Datum anberaumte, als er ihn dann tatsächlich führte, etwa auf den 14. Juli. Als dann der deutsche Stoß sich verzögerte, schob auch Foch den seinigen hinaus, denn er mußte, um den besten Erfolg zu haben, das vorherige Einsetzen des deutschen Angriffs abwarten, durfte sich nicht an einen politischen Festtag binden. Da indessen die deutsche O.H.L. von dem Verrat ihres Angriffs nichts ahnen konnte, ist es erklärlich, daß sie die unerfüllte Voraussage in das Gebiet der Fabel verwies. Unter der Voraussetzung, daß ihr Angriff am 15. Juli den Feind wie die früheren überraschen würde, durfte sie auch mit Recht hoffen, daß er im Reimser Bogen durch sein überraschendes Einsetzen eine Katastrophe einleiten werde, die die zunächst gegen die Westfront der deutschen siebten Armee bereitgestellten Feindkräfte in den Strudel hineinziehen und so ihre ursprüngliche Verwendung verbieten werde. Auch durfte sie an allen anderen Fronten erheblich stärkere feindliche Operationsreserven gefesselt annehmen, als sie der Feind nach Kenntnis der deutschen Absichten dort tatsächlich noch belassen mußte. So ist die an sich

gewiß sehr kühne Entblößung der Westfront der siebten Armee doch nicht die Leichtfertigkeit, als die sie nachher die Entwicklung der Dinge erscheinen läßt. Erst durch den Einblick des Feindes in die deutschen Absichten wurde die Gefahr dieser Entblößung zur Lebensgefahr, und diesen Umstand konnte die deutsche O.H.L. nicht als bestehend annehmen.

Am 15. Juli begann der deutsche Angriff beiderseits Reims und blieb nach einem taktischen Anfangserfolg stecken. Der Franzose hatte — namentlich in der Champagne — dem von der deutschen O.H.L. als Quintessenz ihrer zahlreichen Abwehrschlachten empfohlenen Verfahren, hinter einer tiefen, dünn besetzten Vorfeldzone den Widerstand in eine rückwärtige Großkampfzone zu verlegen, zu einer glänzenden Probe aufs Exempel verholfen. Die deutsche O.H.L. verhehlte sich den Fehlschlag nicht lange. Bereits am 16. Juli wurde zunächst für die erste und dritte Armee, wo der Angriff besonders geringe Anfangserfolge gezeitigt hatte, die Einstellung befohlen. Nur die siebte Armee sollte noch nördlich der Marne versuchen, auf Epernay durchzustoßen und so den Bahnknotenpunkt Reims wenigstens als Frucht des Angriffs einzuheimsen. Für die bereits südlich des Flusses befindlichen Kräfte sollte die Zurücknahme auf das Nordufer vorbereitet werden. Der nur auf Ablenkung zielende Stoß schien seine Aufgabe erfüllt zu haben. Die deutsche O.H.L. wandte sich bereits der endgültigen Entscheidung in Flandern zu. Da riß ihr der feindliche Gegenangriff am 18. Juli die Initiative aus der Hand. Das überlange Zuwarten fand seinen Lohn.

34. Kapitel.

Der Schlußangriff der Entente

Skizze 9 u. 11

Nachdem Marschall Foch den Eindruck hatte, daß der Zustand der Erschöpfung bei seinem Gegner so weit vorgeschritten war, daß er zum Retour offensif übergehen könne, mußte er als Hauptziel die schnelle Vernichtung der beim Gegner noch vorhandenen Kampfkraft anstreben. Dadurch, daß der deutsche Angriffsplan ihm zugänglich wurde, und zwar sehr frühzeitig, war Marschall Foch in der Lage, die deutsche Kräfteverteilung am 15. Juli mit großer Sicherheit einzuschätzen. Er durfte alle anderen Fronten zugunsten seiner Gegen-

offensive, deren Stunde jetzt schlug, weitgehendst schwächen und konnte durch den Wegfall ihres Überraschungsmoments der kommenden deutschen Offensive von vornherein ihren Stachel nehmen. Er wußte die Masse und Elite des deutschen Heeres einerseits in dem Sack Château Thierry—Reims, andererseits in der Champagne gebunden. Sein Stoß mußte also so geführt werden, daß diese Kräfte so schnell wie möglich vernichtet wurden. Erfahrungsgemäß ist dieses Ziel am schnellsten und sichersten durch Einkesselung zu erreichen. In der Champagne bot die ziemlich geradlinig verlaufende Front dazu keine besonders günstige Grundlage, wohl aber zwischen Marne und Aisne, wo die von der deutschen siebten Armee besetzte Ausbeulung hierzu förmlich einlud. Ein Stoß aus dem Walde von Villers Cotterets heraus gegen die Aisne und weiterhin auf Laon mußte der Masse der deutschen siebten Armee ein unentrinnbares Netz überwerfen. Marschall Foch nützte die bittere Erfahrung seines Vorgängers Nivelle aus der Frühjahrsoffensive 1917, er vertraute nicht so blindlins auf die Maschine allein, sondern suchte das Hauptgewicht richtig in der operativen Überraschung, ohne die alle Maschinen nichts nützen. In der dichten Verschleierung der Bereitstellung im Waldgelände fand dieses Streben besonders günstige Vorbedingungen. So war die Gegenoffensive des Marschall Foch, die im weiteren Auswirken in nordöstlicher Richtung sowohl die deutsche Front Nordsee—Montdidier, wie auch die Front Reims—Verdun unterlaufen hätte, strategisch vorzüglich angelegt, ebenso der für ihr Einsetzen gewählte Zeitpunkt, der erst ein Festbeißen der deutschen Angriffsarmeen kaltblütig abwartete. Die zur Verfügung stehenden Kräfte reichten vollkommen aus trotz des starken Blutverlustes, den das französische und britische Heer in den vergangenen Schlachten erlitten hatte. Die deutsche O.H.L. selbst veranschlagte seine Reserven auf rund dreißig bis vierzig kampfkräftige Divisionen und nahm Mitte Juli etwa zweiundzwanzig amerikanische Divisionen in Frankreich an. Durch sie mußten weitere französische Divisionen an ruhigen Fronten frei werden und dem Operationsheere Fochs zufließen. Der der deutschen O.H.L. vielfach gemachte Vorwurf, sie habe die feindlichen Reserven in leichtfertigem Optimismus zu gering veranschlagt, trifft also nicht zu. Wohl aber irrte sie, wenn sie diese Reserven mehr auf die Gesamtfront verteilt annahm, statt sie bei Amiens und Villers Cotterets zum Gegenangriff vereinigt zu suchen. Doch, wie schon ausgeführt,

war die Auffassung unter normalen Verhältnissen durchaus berechtigt. Auch durfte sie von ihrem Angriff auf Reims eine Beanspruchung der feindlichen Reserven erhoffen, die trotz ihrer beträchtlichen Gesamtzahl dem Gegner zunächst keine Möglichkeit zur eigenen Operation beließ. Sowohl das Ausbleiben der Katastrophe im Reimser Bogen, wie auch das Freiwerden der bisher an anderen Fronten gebundenen Reserven war hauptsächlich die Frucht des begangenen Verrats, und diese beiden Faktoren stürzten die Rechnung der deutschen O.H.L. um. Allein sie konnte sie nicht vorhersehen. Mit dem oben erwähnten, jähen Umschwung brauchte sie nicht zu rechnen. Wenn auch lückenhaftes Erkennen des eigenen Angriffs in Rechnung zu stellen war, eine so völlige Einsicht in die deutschen Pläne, wie sie nach späterer Feststellung der Verrat ermöglicht hat, lag außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit.

Am 18. Juli setzte Marschall Foch seinen Gewaltstoß an. Die in bisher nicht gekannten Massen eingesetzten, technisch wesentlich weiter entwickelten Panzerwagen rollten in langen, zusammenhängenden Linien, vielfach im hohen Getreide kaum zu sehen, der feindlichen Infanterie voraus. Die deutsche Abwehr war nicht auf diese Massenverwendung auf breiter Front eingestellt und konnte nur lückenhaft wirken. Die Infanterie sah sich den feuerspeienden, schnell beweglichen Maschinen gegenüber verlassen und verlor vielfach die Nerven. Der taktische Erfolg des Angriffs war groß. Die ganze deutsche Front zwischen Aisne und Clignonbach wurde in Trümmer geschlagen. Doch schon in den folgenden Stunden und Tagen konnte dem Marschall Foch ein „Vincere scis, Hannibal, victoria uti nescis“ nicht erspart werden. Die Einsicht, daß über den strategischen Ausbau eines taktischen Erfolges in dessen ersten Stunden die Entscheidung fällt, hatte die feindliche Heeresleitung aus den am eigenen Leibe gemachten Erfahrungen anscheinend nicht gewonnen. Sie hatte damit die wichtigste Lehre der eigenen Niederlagen nicht erfaßt. Wie in allen ihren früheren Durchbruchsschlachten überwog zu sehr die ängstliche Sorge für gründliche und wirksame Vorbereitung aller Angriffshandlungen — vielleicht bedingt durch den geringen Gefechtswert der auf sich allein gestellten Infanterie — und griff hemmend in das rollende Rad der Entwicklung ein. Am Nachmittage des 18. Juli und in der folgenden Nacht

gönnten die Ententetruppen ihrem Gegner kostbare Stunden, die zerschlagene Front zu stützen, aufzufüllen und hinter ihr vorbereitete Aufnahmestellungen aufzubauen. So war den folgenden Stößen, die außerdem das Moment der Überraschung nicht mehr für sich hatten, nur noch ein bescheidener Teil des am ersten Tage Erreichten beschieden. Der feindliche Durchbruch auf Soissons war abgewehrt. Allerdings in rein frontaler, bekanntlich die meisten Kräfte verzehrender Gegenwehr. Genau wie in den Abwehrschlachten 1916 und 1917. Die operative Abwehr durch Gegenangriff vom November 1917 bei Cambrai, die im deutschen Generalstab als glänzendes Beispiel hochentwickelter, vielseitiger Defensivtaktik galt, fand keine Wiederholung. Ob Kräfte und Zeit zu knapp dafür waren oder ob die Führung in jahrelang eingefleischter Frontalabwehrtaktik gar nicht daran dachte, soll dahingestellt bleiben. Jedenfalls hätte die Abwehr durch Gegenangriff, wenn sie möglich gewesen wäre, Aussicht geboten, die ganze Lage auf den Kopf zu stellen und Marschall Foch eine ähnliche Enttäuschung zu bereiten, wie sie 1917 sein Vorgänger Nivelle am Chemin des dames erlebte. Die rein frontale Abwehr konnte, obgleich sie ihr Bestes gab, nur die schwerste Krise beschwören.

Trotzdem blieb die Lage der deutschen siebten Armee äußerst gefährdet. Ihre einzige in den Sack von Château Thierry hineinführende Lebensader, die Bahn Soissons—Château Thierry, lag bereits im feindlichen Feuerbereich. Es erschien damit ausgeschlossen, dieser Front den Bedarf an Munition und frischen Truppen, wie ihn die zu erwartenden Abwehrschlachten erfordern mußten, zuzuführen. So entschloß sich die deutsche O.H.L. richtigerweise zum Zurücknehmen der Front in die Linie Fère en Tardenois—Ville en Tardenois. Späterhin mußte bis auf die Vesle zurückgegangen werden. Vorher waren, wenn irgend möglich, die großen Vorräte südlich der Vesle zu bergen. Die Truppe mußte also zunächst noch die kommenden Großangriffe in ihren Linien abwehren. Der zu erwartende Kräftebedarf zwang die deutsche O.H.L. zu dem schweren Entschluß, die Offensive in Flandern aufzugeben. Ihre Gesamtkraft reichte nicht mehr aus, einen Großangriff und eine Abwehrschlacht großen Stiles gleichzeitig zu speisen. Die operative Entscheidung war dahin. Und zwar für immer. Dies bittere Eingeständnis mußte die deutsche O.H.L. sich machen. Daß sie trotzdem sich noch mit Angriffsgedanken für die Heeresgruppe Herzog

Albrecht trug, wo doch vor allem keine entscheidende Operation zu erwarten war, zeugt von einem großen Optimismus in der Beurteilung der eigenen Kraft. Am 2. August hatte mit der Einnahme der Veslestellung durch die siebte Armee die Abwehrschlacht zwischen Vesle und Marne ihr Ende gefunden. Und damit blieb es Marschall Foch vorenthalten, durch Vollendung der Einkesselung der deutschen siebten Armee sein Ziel, die Vernichtung starker feindlicher Kräfte, auf eine gewissermaßen strategisch „elegante" Art zu erreichen. Mittelbar kam er allerdings diesem Ziel fast ebenso nahe. Denn die Abwehrschlacht zwischen Soissons und Reims hatte die deutsche O.H.L. so viel Kräfte gekostet, daß sie endgültig die operative Vorhand verloren hatte.

Die deutsche O.H.L. mußte erkennen, daß sie den Krieg nicht mehr angriffsweise entscheiden konnte. Nachdem nun einmal der schmerzliche Verzicht auf das heißerstrebte und schon greifbar nahe gewesene Ziel, den Krieg als siegreicher Angreifer zu beenden, durch die Gewalt der Tatsachen erzwungen war, nachdem das deutsche Heer aus der strategischen Offensive in die Defensive geworfen war, da durfte nun auch nur noch die Frage entscheiden: „Welche Maßnahmen fördern, welche beeinträchtigen die Widerstandsfähigkeit dieser Verteidigung?" Daneben mußte der verbindende Blutstrom zwischen Truppe und O.H.L. so rege pulsieren, daß an leitender Stelle über den Zustand der abgehetzten, zerschossenen, der Größe ihrer Aufgabe erlegenen und von der Heimat aus zersetzten Truppe keine so trügerischen Auffassungen hätten bestehen können, wie es der Fall war. Es mußte sich zwingend die Notwendigkeit der Frontverkürzung großen Stiles ergeben, um Auffrischung der vom Meer bis zu den Argonnen erschöpften Front und Ausscheiden von Operationsreserven in dem erforderlichen Umfange zu ermöglichen. Die als „ganzer Entschluß" vielfach bezeichnete Aufgabe des Bogens bei der deutschen siebten Armee war eine Halbheit, solange nicht auch der mit Verzicht auf die Offensive wertlos gewordene, durch Ausdehnung und Kampfverhältnisse kräftezehrende Bogen bei der zweiten und achtzehnten Armee freiwillig geräumt und in die Siegfriedstellung zurückgegangen wurde. Dieser Entschluß bedeutete allerdings eine herbe Entsagung, forderte menschlich Ungeheures von einem Führer. Der O.H.L. des Frühjahres 1917, die in klarer Erkenntnis und unbeirrter Durchführung des strategisch Zweckmäßigen

auch politisch unvorteilhafte Maßnahmen wie die Siegfriedbewegung durchführte, wäre nach dem 18. Juli ein 8. August schwerlich auch noch passiert. Die O.H.L. des Jahres 1918 aber war sich offenbar noch nicht völlig klar darüber, daß die eben überstandene Krise südlich der Vesle nur der Auftakt zu noch Größerem war. Neben dem Wagnis, diesem Kommenden gegenüber die ganze bisherige weitgespannte Front trotz der Erschöpfung der eigenen Kraft beizubehalten, bestand auch an eben der zur nächsten Belastungsprobe bestimmten Front große Sorglosigkeit, die die O.H.L. nicht unterband. Kommandeure und Generalstabsoffiziere begaben sich auf Urlaub. Die noch vom Frühjahrsangriff herrührende Einteilung der Gefechtsstreifen paßte gar nicht auf eine Abwehrschlacht. Sie verliefen von Nordost nach Südwest. Der Engländer war nachher so unfreundlich, von West nach Ost anzugreifen, was vorauszusehen war, und gelangte so frühzeitig in den Rücken von Abschnitten, die er frontal gar nicht anzufassen brauchte. Das alles hätte eine O.H.L., die die ganze schwere Bedrohung ihrer Lage erkannte, nicht geduldet.

Marschall Foch glaubte Ende Juli 1918 selbst noch nicht daran, daß die Kraft des deutschen Heeres schon völlig verbraucht war. Trotzdem faßte er den durchaus richtigen Entschluß, sich nicht durch Säumen der Gefahr auszusetzen, daß der Gegner die Initiative wieder an sich riß. Auf dem bisherigen Kampffelde war eine baldige Fortsetzung des Großangriffs nicht möglich. Die rückwärtigen Verbindungen mußten erst ausgebaut sein. So griff Marschall Foch wieder zum alten Rezept der „Zange" und beschloß den Angriff auf die andere Flanke der deutschen Frontnase von Montdidier. Der dort kommandierende General Humbert und Marschall Haig meldeten zwar, daß sie keine Reserven hätten, wie sie der Großangriff erfordere. Trotzdem beharrte Foch auf seinem kühnen Plan. Angesichts der mangelnden Reserven sollte auch hier der Masseneinsatz von Tanks die Kräfte der Divisionen erster Linie möglichst lange schonen.

Wer wagt, gewinnt. Am 8. August traten Australier, Kanadier und Franzosen zwischen Albert und Moreuil zum überraschenden Angriff an. Die im dichten Nebel vorfahrenden Tankgeschwader hielten, was sie am 20. November 1917 bei Cambrai versprochen hatten (siehe Seite 200). Bis nach dem zwölf Kilometer hinter der Front liegenden Harbonnières drang die englische Infanterie noch vor Mittag fast

unbehelligt durch, dank der unglücklichen Führung der deutschen Gefechtsstreifen und der damit zusammenhängenden Gliederung. Am Abend des ersten Tages war zwischen Albert und Pierrepont an der Avre ein Einbruch bis zu vierzehn Kilometer Tiefe entstanden, also mehr wie die wochenlangen Kämpfe an der Somme des Jahres 1916 den Alliierten nach und nach gebracht hatten. Sieben deutsche Divisionen waren weggewischt. In die rund 25 Kilometer breite Bresche konnten zunächst nur etwa vier Divisionen, die abgekämpft in Ruhe gelegt waren, einspringen. Die Lage auf deutscher Seite war bitter ernst. Jetzt begann das schon vor dem Angriff allein zweckmäßig gewesene schrittweise Abbauen des Frontvorsprunges auf Roye. Nur war jetzt unter dem Druck des Feindes der unvermeidliche Geräte- und Menschenverlust ein viel höherer.

Der Engländer konnte sich auch hier nicht zu kühnem Durchstoßen aufraffen. So gewann die deutsche zweite und achtzehnte Armee Zeit, eine, wenn auch dünne, Kampflinie rückwärts aufzubauen und den feindlichen Vormarsch der nächsten Tage in Nachhutkämpfen zu hemmen. Trotzdem war die Lage eine äußerst bedrohliche. Neben sehr schweren Verlusten überraschte die deutsche O.H.L. blitzartig ein ungeahntes Nachlassen der Moral der Truppe. General Ludendorff sagt selbst darüber: „Der auf das Schlachtfeld entsandte Generalstabsoffizier hatte mir den Zustand der von dem Angriff am 8. August an erster Stelle getroffenen Divisionen derart geschildert, daß ich tief betroffen war. Ich ließ mir Divisionskommandeure und Offiziere aus der Front nach Avesnes kommen, um mit ihnen die näheren Ereignisse zu besprechen. Ich hörte von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch von Handlungen, die ich, ich muß es offen aussprechen, in der deutschen Armee nicht für möglich gehalten habe: Wie sich unsere Mannschaften einzelnen Reitern, geschlossene Abteilungen Tanks ergaben! Einer frisch und tapfer angreifenden Division wurde von zurückgehenden Truppen ‚Streikbrecher‘ und ‚Kriegsverlängerer‘ zugerufen, Worte, die auch später noch fallen sollten. Die Offiziere hatten an vielen Stellen keinen Einfluß mehr, sie ließen sich mitreißen ...“ General Ludendorff zog die Folgerung hieraus. Das Übergewicht war endgültig auf seiten der Entente zu liegen gekommen. Angriffsgedanken legte auch er jetzt zu den Akten. Allein auch an längere, erfolgreiche Behauptung in den noch aufreibenderen Abwehrschlachten konnte er bei dem Zustand der Truppe

nicht mehr denken. Die im Winter 1917/18 noch bestehende Wahl zwischen Verzicht und letztem Versuchen des Kriegsglückes (siehe Seite 210) war weggefallen. Es blieb nur noch der Verzicht. Das bedeutet strategisch: hinhaltenden Kampf um Zeitgewinn.

35. Kapitel.
Der deutsche Rückzug

Nach seinen ersten einleitenden Gewaltstößen aus dem Walde von Villers Cotterets heraus und beiderseits der von Amiens nach Osten führenden Heerstraße ging Marschall Foch dazu über, seine Angriffstätigkeit auf möglichst breite Grundlage zu stellen. Während zwischen Somme und Oise der Druck des Feindes auf Roye anhielt, griff der Engländer am 21. August zunächst südlich Arras zwischen Boisleux und Albert an; dann griff die Schlacht auf das südliche Sommeufer bis Bray über. Gelang auch hier dem Feind kein Durchbruch, so drängten seine wiederholten Tankmassenangriffe die überanstrengten deutschen Divisionen doch bis zum 25. August bis nahe an Baupaume zurück. Er selbst erlitt in dieser Materialschlacht geringe Verluste.

Gleichzeitig hatte der Franzose am 20. August die deutsche achtzehnte Armee im Oise-Aisneknie angegriffen und in schwerem Kampfe bis zum Abend des 21. August hinter den Oise-Aisnekanal gedrückt. General Ludendorff sagt über diesen Mißerfolg: „Diese Schlacht war trotz aller Vorbereitungen wiederum unglücklich verlaufen. Die Nerven des Heeres hatten gelitten. Die Truppe ertrug nicht mehr überall das gewaltige Artilleriefeuer und den Tanksturm. Das war von neuem erhärtet. Wiederum hatten wir hier schwere, nicht zu ersetzende Verluste erlitten. Auch der 20. August war ein schwarzer Tag. Er trieb den Feind förmlich dazu, seine Offensive fortzusetzen ..."

Die Einbrüche auf Bapaume und Chauny zwangen zum Schritt nach rückwärts. In der Nacht vom 26. zum 27. August gingen siebzehnte, zweite und achtzehnte Armee auf die sogenannte Kanalstellung — östlich Bapaume—Péronne—Nesle—Noyon — zurück. Allein schon im Einnehmen der Stellung gestatteten einzelne, nicht mehr kampfkräftige Divisionen dem nachdrängenden Feind, das Fronthindernis fast gleichzeitig mit ihnen zu überschreiten. Damit war von vornherein längeres Halten ausgeschlossen.

Am 26. August verlegte der Engländer nunmehr seinen Schwerpunkt

nach Norden beiderseits Arras. Der erste Stoß kam in tagelangen Kämpfen bis vor die deutsche Wotanstellung. Dann fiel auch diese am 2. September einem Tankmassenangriff zum Opfer. Hinter dem Kanal zwischen Arleux und Moeuvres, der den Tanks Halt gebot, gelang es der siebzehnten Armee, sich wieder zu setzen.

Das zwang dazu, nunmehr die zweite, achtzehnte und neunte Armee in die Siegfriedstellung Gouzeaucourt—St. Quentin—La Fère—Brancourt zurückzunehmen. Damit mußte die bisher wenig angegriffene siebte Armee die Veslelinie räumen und hinter die Aisne weichen. Auch die sechste Armee mußte ihren Gewinn vom April aufgeben und in ihre Ausgangsstellung zurückgehen. Am 7. September war die Bewegung beendet. Der Besitz des Chemin des dames war noch der einzige, aus den ganzen Angriffsschlachten verbliebene Bodengewinn. Die O.H.L. mußte weitere Ausweichmöglichkeiten schaffen. Der Tank würde auch vor der Siegfriedstellung nicht zurückschrecken. So entstand — allerdings in der Hauptsache auf dem Papier, ihre einzige Stärke in Kanälen, Wasserläufen oder sonstwie für Tanks unpassierbarem Gelände suchend — die Hermannstellung, die von Eecloo hinter Lys und Schelde bis südwestlich Valenciennes, dann über Solesmes, Le Cateau und Guise verlaufend bei Dercy in die ausgebaute Hunding—Brunhildstellung münden sollte. Noch weiter hinten wurde von Antwerpen über Charleroi bis Givet, Kanälen und kleineren Wasserläufen folgend, dann hinter der Maas bis Damvillers in die Kriemhildstellung der deutschen fünften Armee übergehend, die sogenannte A-M-Stellung (Antwerpen—Maasstellung) erkundet. In der Woëvreebene bestand schon seit geraumer Zeit in der Michelstellung eine Möglichkeit, die St. Mihielnase zu räumen.

Die Angriffstätigkeit des Feindes hielt an. Die zahlreichen Stöße, die bald zwischen Cambrai und St. Quentin sich gegen die Siegfriedstellung richteten, bald von Soissons über die kampfzerwühlte Laffauxecke nach Laon zielten, um den Chemin des dames zu unterlaufen, bald in der Woëvre sich entluden, waren eine durchaus folgerichtige Maßnahme auf Grund der klar erkannten deutschen Schwäche: des Mangels an Reserven. Die deutsche O.H.L. wußte bald nicht mehr, wo sie die Kräfte wegnehmen sollte, um brüchige, mit Einsturz drohende Abschnitte zu stützen. Überall griff der Gegner an oder schien sich darauf vorzubereiten.

In diese hochgespannte Lage an der Westfront hinein kam der Zusammenbruch des bulgarischen Heeres in Mazedonien. Damit war auch die Türkei des Bindegliedes mit den Mittelmächten beraubt, dem Untergang geweiht. Vom Balkan aus drohte dann Österreich-Ungarns kampfmüdem Heer und Volk der Todesstoß. Auch Italien würde wohl bald wieder zum Angriff übergehen. Die Vereinsamung Deutschlands zog herauf. Dem blutenden Westen mußten Kräfte für den Balkan entnommen werden.

In der zweiten Septemberhälfte hatte die feindliche Generaloffensive angehalten. Bei Ypern, Cambrai, in der Champagne und zwischen Argonnen und Maas waren schwere Angriffe erfolgt. In Flandern und im Artois gelangen dem Feinde tiefe Einbrüche, die zu Rückverlegungen zwangen. In der Champagne dagegen war dem deutschen Heere noch einmal der Lichtblick eines glänzenden Abwehrerfolges beschieden. Aber nordwestlich Verdun drang der Amerikaner tief nach Norden vor.

Noch immer bestand die tief in Richtung auf Paris vorspringende deutsche Frontnase. Ihre Spitze lag jetzt wieder in der alten Laffauxecke. Die Entente suchte immer noch den beiderseitigen Durchbruch auf Namur. Die „Zange" drückte fort. In Flandern gewann der Feind Anfang Oktober in steten Kämpfen auf Courtrai Raum. Die deutsche vierte Armee mußte in die Hermannstellung zurück. Weiter war die deutsche siebzehnte Armee in schweren Kampf bei Cambrai verwickelt. Sie hielt stand. Dagegen ließ sich die deutsche zweite Armee über le Catelet bis Bohain zurückdrängen. Sie mußte ebenfalls in die Hermannstellung zurückgenommen werden und zog damit die deutsche achtzehnte Armee südlich, wie nördlich die siebzehnte und sechste Armee mit sich. Schließlich war damit der Chemin des dames unhaltbar geworden. Auch die siebte und erste Armee gingen in ihre Ausgangsstellungen vom 27. Mai zurück. Auf der Südflanke der deutschen Frontnase lag immer noch schwerer Druck in der Champagne. Die Front der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte im Gegensatz zu der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht eine gute Ausweichmöglichkeit in der Hunding—Brunhildstellung hinter sich. In der Nacht vom 10. zum 11. Oktober wurde die Rückverlegung in sie begonnen, am 13. Oktober war sie beendet. Bald entspannen sich vor der neuen

Stellung heftige Teilkämpfe. Die deutsche achtzehnte Armee sah sich am 17. Oktober nordöstlich La Fère schwer angefallen.

Ende Oktober fanden die Kämpfe um die Hermannstellung von der holländischen Grenze bis zur Oise ihren Fortgang. Der Feind gewann bei Le Cateau Raum in Richtung Landrecies. Vor der Hundingstellung brach sein Angriff vom 25. Oktober dagegen blutig zusammen. Auch an der Brunhildfront südlich Vouziers und nordwestlich Verdun hatte der Gegner keine Erfolge.

Die Entwicklung der Ereignisse ging dahin, daß die nach Westen gerichtete Front der deutschen Armeen von Abschnitt zu Abschnitt zurückgedrückt wurde und damit schließlich die an sich unerschütterte Hunding—Brunhildstellung, die in der Hauptsache zur Fesselung von Kräften berannt worden war, dem Gegner als reife Frucht in den Schoß fiel. Das schrittweise Zurückweichen des deutschen Heeres sollte in der zwar auch noch wenig ausgebauten, von Natur aber großenteils sehr starken A-M-Stellung zunächst ein Ende finden. Die gefährliche, namentlich den immer mehr gefürchteten Tankeinsatz ermöglichende Landbrücke zwischen Antwerpen und Namur wäre erforderlichenfalls noch aufgegeben worden unter Zurückdrehen des rechten Flügels hinter die schützende Maaslinie Lüttich—Namur. Eine schwache Stelle hätte dann noch weiter südlich, flußaufwärts von Charleville bestanden. Auch Lothringen hätte zur Großkampffront werden können, wogegen die Vogesen im Hinblick auf den nahenden Winter dafür weniger in Betracht gekommen wären. Immerhin hätte aber die gewaltige Frontverkürzung und die Anspruchslosigkeit breiter Frontteile hinsichtlich Besetzung der deutschen O.H.L. starke Reserven in die Hand gegeben, so daß die erwähnten schwachen Stellen gründlich mit tiefgestaffelten Reserven hätten gesichert werden können. Daneben wäre es noch möglich gewesen, selbst während Großkampfes dauernd beträchtliche Teile zu völliger Ruhe und Ausbildung hinter die Front zu legen und so durch allmähliche Erholung und Auffrischung die Widerstandskraft der deutschen Truppen wieder auf eine achtunggebietende Höhe zu steigern. Die eben zur Front gelangenden wirkungsvollen neuen Tankabwehrwaffen hoben die Aussicht auf glückliche Abwehr. Mit Zuversicht hätte die deutsche O.H.L. in dieser Stellung der Entwicklung der militärischen Ereignisse entgegensehen können, um so mehr als auch die Stoßkraft des Feindes stark im Schwinden begriffen war.

Hierüber darf das Urteil eines Frontsoldaten als maßgebend angeführt werden („Das schwere Ringen der Front", von *** , s. Zt. Bataillonskommandeur im 2. bayer. Infanterieregiment Kronprinz, Wissen und Wehr, Jahrgang 1920): „Das also war der ‚überlegene' Feind, vor dem wir weichen mußten, der sich erlauben durfte, unser Waffenstillstandsangebot immer wieder ausweichend zu beantworten. Der Franzose war kein anderer als der von 1914. Mag es auch einzelne feindliche Truppenteile gegeben haben, die hervorragend tapfer und ganz ausgezeichnet fochten, im allgemeinen war uns auch jetzt noch die französische Infanterie unterlegen. Sie griff nur an, wenn ihr die eigene Artillerie und alle die sonstigen, zahllosen technischen Mittel wie z. B. die Tanks den Weg bahnten; unserem Angriffe, besonders dem Nahkampf, hielt sie nicht stand." Es dürfte den Kreisen, die in unserer Heimat mit Vorliebe von dem Zusammenbruch des deutschen Frontheeres faseln, schwer fallen, diesem Urteil eines Kronzeugen, der den ganzen Krieg hindurch ununterbrochen an der Front war und den Pulsschlag des Heeres fühlen mußte, Gegengründe, die sich auf ebenso stichhaltige und persönliche Erfahrungen stützen, entgegenzuhalten. Und die den Friedensschluß überdauernde sinnlose Angst der Franzosen vor der deutschen Wehrhaftigkeit ist wohl ein weiterer Beweis für das Gefühl, mit dem das französische Heer den Waffengang beendete: das der tiefen Unterlegenheit.

Am 5. November trat das Heer den Rückmarsch in die A-M-Stellung an. Vor ihrem Beziehen wurde der Waffenstillstand unterzeichnet.

Schlußwort

Dem rückschauenden Blick zeigt sich der deutsche Generalstab in seiner Gesamtheit als eine Körperschaft, die in der Feuerprobe des Weltkrieges sich als das Beste bewährte, was menschliche Geisteskraft auf diesem Gebiet geschaffen hat. Schwächen, denen Menschentum nicht entraten kann, haften auch an ihm, aber in so geringem Maße, wie sie sonst Menschenwerk nicht aufzuweisen vermag.

So sehen wir den deutschen Generalstab der Friedensjahre in einem mit dem deutschen Heere der Vorkriegszeit geradezu organisch verwachsenen Irrtum befangen: in dem Irrtum über das gegenseitige Verhältnis von Maschine und Mannesmut in dem Wesen des neuzeitlichen Kampfes. Das deutsche Heer hatte im letzten Feldzug von 1870 seine Siege überwiegend der stürmischen Tapferkeit seiner Truppe, weniger der zweckmäßigen Verwendung anderer als moralischer Kraftquellen zu verdanken gehabt. So war denn auch in der Tradition des Heeres der „Tapferkeit im Kriege" ein Tempel erstanden, in dem das Rauschen der lorbeerumkränzten Feldzeichen das Heldenlied deutscher Mannheit und Siegeskraft raunte. An dieses Heiligtum ließ stolze Verehrung nichts Fremdes als ebenbürtig herankommen. Der Generalstab war ein Kind dieses Heeres und hatte dessen siegfrohen Glauben an seine Tapferkeit gewissermaßen mit der Muttermilch in sich aufgenommen. Die Hauptschwäche der Anschauungen des deutschen Heeres, den Konservativismus und den Widerwillen gegen die Bedeutung der Technik, mußte auch er teilen. Allein hiervon abgesehen, hat seine Arbeit und Mitarbeit trotz allem ein Heer geschaffen, von dessen Streichen die unermeßlichen Scharen der Feinde in West und Ost, verzweifelnd an sich und ihrer Kraft, in den Abgrund der Niederlage getrieben wurden. Der innere Wert und die Führung des deutschen Heeres zeigten der staunenden Welt einen Grad der Vollkommenheit, neben dem alles Stückwerk der Feinde verblaßte. An dieser stolzen Tatsache vermag kein neidisches Schmälen und keine verlogene Siegesfanfare der heutigen „Sieger" zu rütteln. Ein Heer wie Deutschland 1914 vermochte keiner von ihnen ins Feld zu stellen. Und diese freudige

Gewißheit möge das deutsche Volk aus der Zeit, da in Deutschland die Glocken sangen, die Fahnen wehten und alt und jung dem Helden im feldgrauen Kleid zujubelte, mit hinübernehmen in die dunkle Zukunft als schönsten Beweis für deutsche Kraft und deutsches Können, als leuchtenden Stern der Verheißung. Und denen, die das Wunderwerk des deutschen Heeres von 1914 geschaffen, möge es dankbare Achtung und nacheiferndes Streben schenken, wenn einmal das Tageslicht der Vernunft die Nacht des heutigen Fieberwahnes verdrängt hat.

In seiner zweiten Hauptaufgabe der Friedenszeit, in der Vorbereitung der Operation hat der deutsche Generalstab, oder besser sein glänzendster Vertreter Graf Schlieffen, ein Meisterwerk geschaffen, das hoch über aller heutigen Dilettantenkritik erhaben ist. Von feindlicher Übermacht umdrängt, konnte Deutschland nur in kühnem Schlage den Sieg erstreben. Die Strategie eines Fabius Cunctator, eines Schwarzenberg in all ihrer Vorsichtsmeierei hätte die Gunst der ersten Wochen nicht nützen können. Wäre hoffnungslos zur Niederlage verurteilt gewesen. Und Graf Schlieffens Plan führte zum sicheren Sieg im Westen. Aber da er kein kunstloses Alltagswerk sein konnte, wenn er aus der drangvollen Lage Deutschlands den steilen Pfad zum Siege erzwingen sollte, fügte er sich nicht in die Hand des Handwerkers, sondern nur in die des Künstlers. Und die Künstler im deutschen Generalstab ließ 1914 das Schicksal, das dem deutschen Volke — nicht dem deutschen Heere — vielleicht zu Recht das Los des Sieges verweigerte, nicht zu Worte kommen. So blieb dem vollendeten Gedanken die formende Hand des Meisters vorenthalten. Das Glück der Stunde verwehte in flüchtigem Flug.

Im Kriege selbst hat der deutsche Generalstab das geleistet, was möglich war. Mißgriffe und Fehler der Gesamtheit sind — soweit sie entscheidender Natur sein sollten — nicht festzustellen. Die Nachwehen des Friedensgeistes, die in der Tankfrage die Entscheidung auf die falsche Bahn führten, trübten den Blick einzelner. Die Masse des Generalstabes dachte anders. Je näher sie der Front war, desto ausgeprägter. Und wenn die Leitung der Operationen nicht zum Sieg zu finden wußte, so lag dies wiederum an Irrtümern einzelner. Allein von der Unmöglichkeit, zu siegen, bis zum katastrophalen Zusammenbruch ist noch ein weiter Weg. Und daß Deutschlands Heer ihn betrat, daran trägt der Generalstab keine Schuld. Die Hand der Heimat hat es

darauf geführt. Der Heimat, uf der der Schwerpunkt der feindlichen Kampftätigkeit lag, die an der deutschen Front auf Granit beißen mußte. Deutschlands Volk in seiner arglosen Leichtgläubigkeit bot dem gleisnerisch versteckten Vernichtungswillen des Feindes weit weniger Widerstand als der Kampfesmut des deutschen Soldaten seinem ohnmächtigen Grimm. Und unter denen, die Deutschlands Volk führen wollten, waren selbst zahlreiche urechte Deutsche, „reine Toren", die gutgläubig sich am Köder der Theorie festbissen, den der ränkevolle Feind ihnen lächelnd hingeworfen, wohl wissend, daß kein Volk wie das deutsche so widerstandslos seiner Anziehungskraft verfallen ist. Und in die Reihe dieser gutgläubigen Phantasten hatten sich auch solche, die Kinder des feindlichen Geistes waren, einzuschleichen gewußt. Verkappte Pioniere von drüben. Und so leiteten jene unbewußt, diese bewußt das tödliche Gift, das überlegene feindliche Schlauheit bereitet, zum Herzen des deutschen Volkes. Bis sein ausgehungerter Körper den klaren Geist verlor und in wirren Fieberträumen Freund und Feind verwechselte. Und das Heer, untrennbar vom Volk, verfiel derselben Krankheit. Nicht mit kraftvollem Schwertschlag vermochte die Entente den deutschen Recken zu fällen, mit giftigem Pfeilschuß aus dem Hinterhalt entzündete sie sein Blut, nachdem der Schildgenosse des deutschen Heeres, die Heimat, den Schützen nicht hatte heranschleichen sehen. Und erst als dann der Recke taumelte, das Hirn rauschend vom Fieber des vergifteten Blutes, taumelte und fiel, da erst vermochte der Feind ihm in prahlendem Triumph den Fuß in den Nacken zu setzen.

Die bleiche Angst vor dem Tage, an dem die Schuppen von den Augen des betörten Volkes fallen, spricht aus dem Friedensvertrag. Darum soll das deutsche Volk in ewige Ketten geschmiedet werden. Aber nichts ist ewig in der Geschichte der Welt. Ihr Rad dreht sich. Was heute unten ist, steigt morgen zur Höhe von gestern. Und mögen die Feinde auch in haßerfüllter Furcht heute dem deutschen Volke die Hände gebunden haben, seine Gedanken vermögen sie nicht in Fesseln zu schlagen. Und vor diesen steht über dem geistigen Vermächtnis von Deutschlands herrlichem Heere das mahnende Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!"